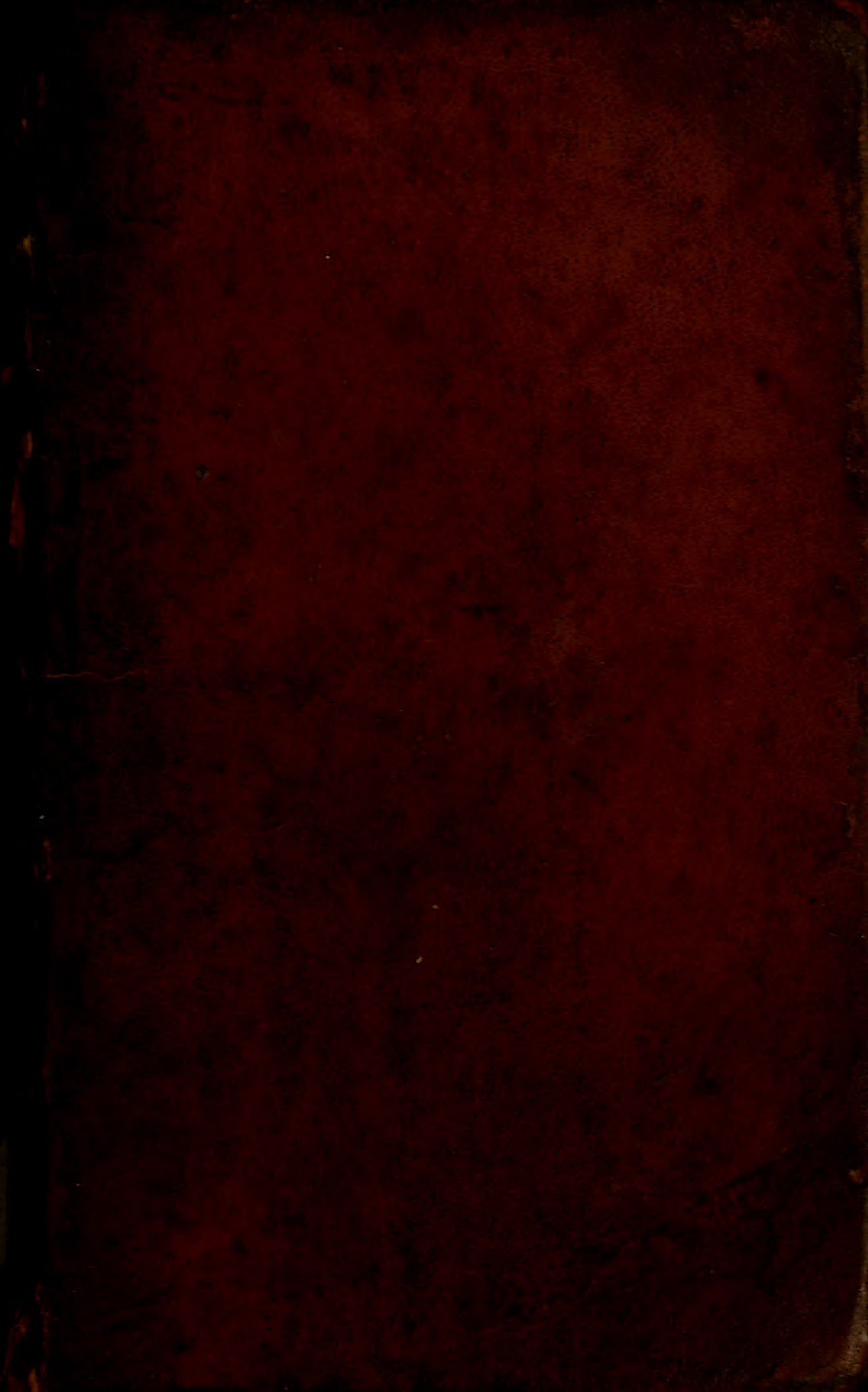
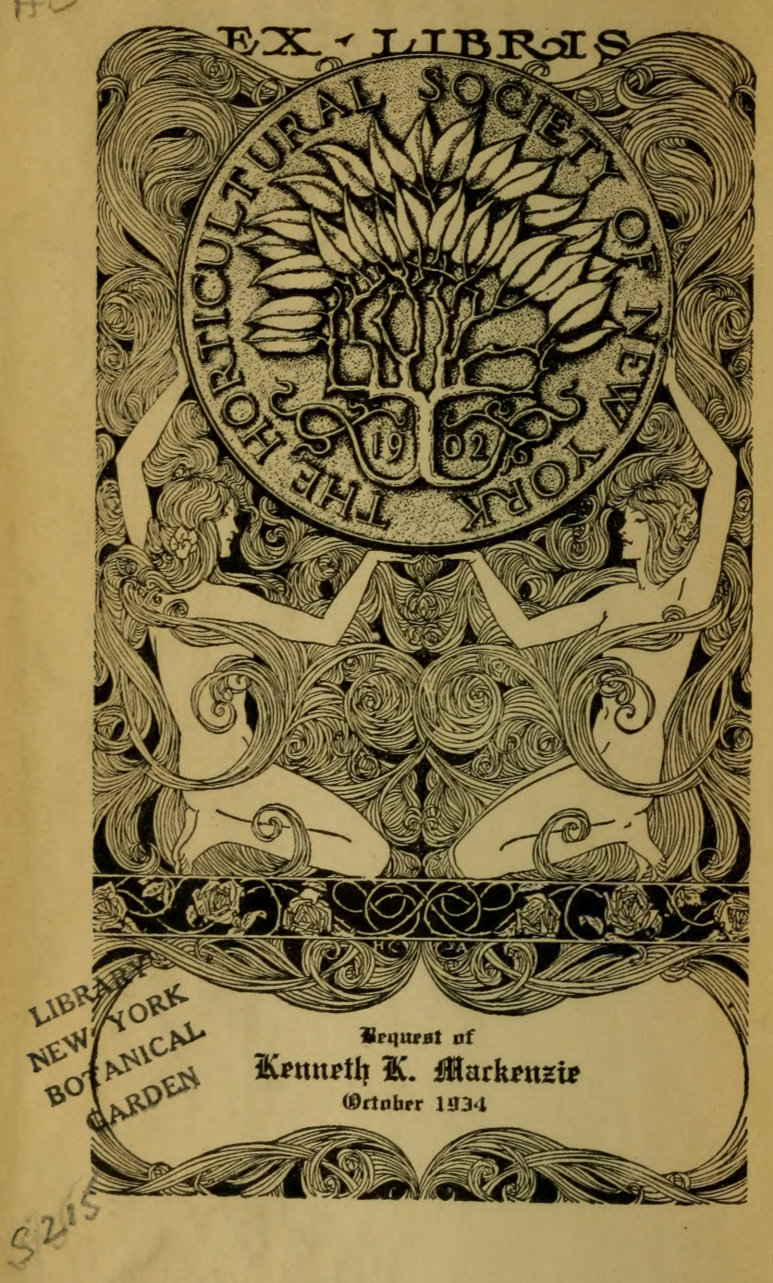
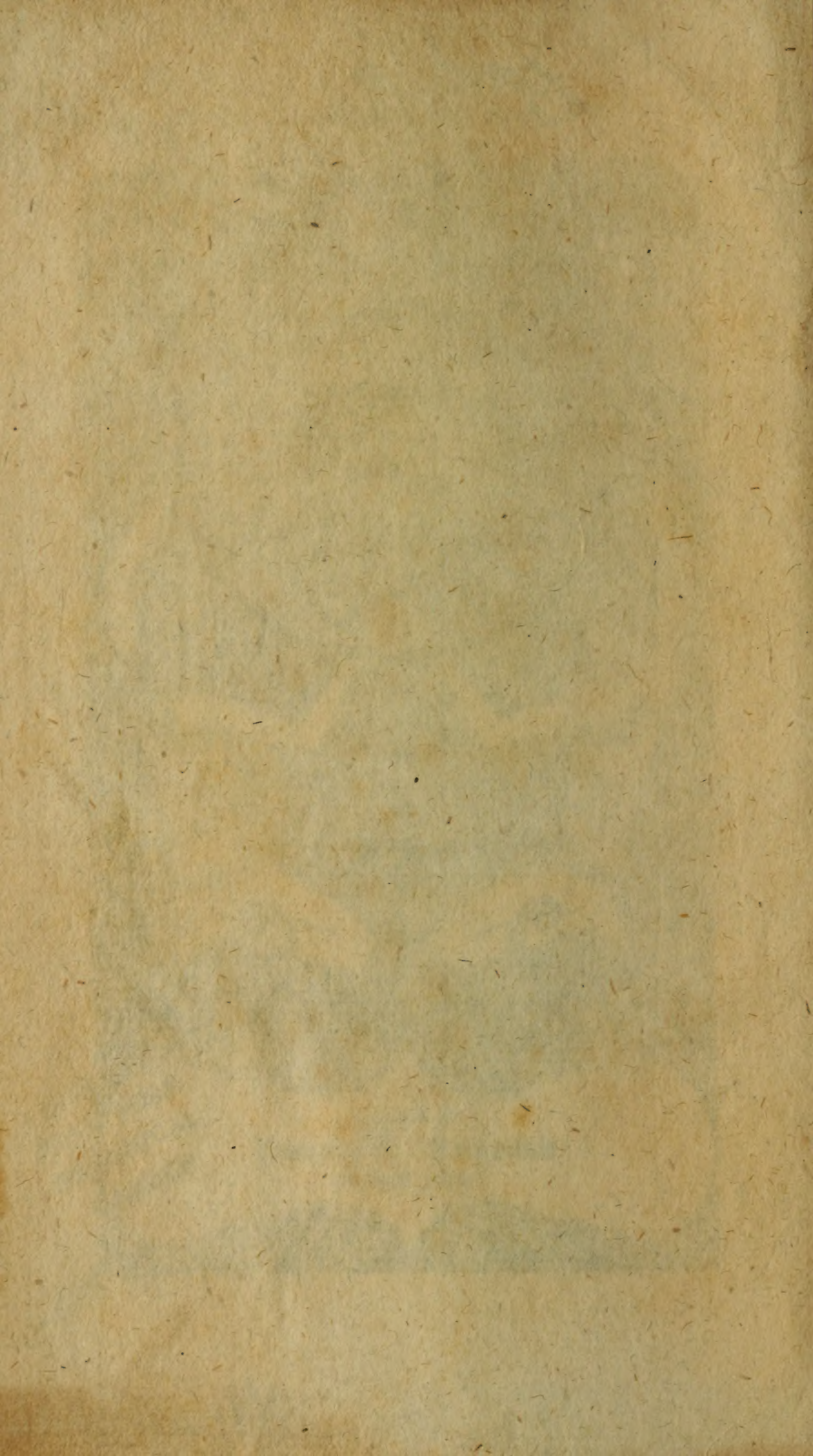



EX LIBRIS
THE HORTICULTURAL SOCIETY OF NEW YORK
19 02
Bequest of
Kenneth K. Mackenzie
October 1934



Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des 22sten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759.



I.

Die Art, den Marmor zu färben.

Aus dem Nouvelliſte oeconomique et litteraire Tome 23. p. 66.

Die Art, den Marmor zu färben, iſt eine angenehme Kunſt. Die Stücken Marmor, mit denen man dieſes verſuchen will, müſſen vollkommen poliret, ohne Flecken und ohne Adern ſeyn. Je härter der Marmor iſt, deſto beſſer verträgt er die hierbey nöthige Hitze. Dieſerwegen ſchicken ſich Alabaſter, und weicher gemeiner weißer Marmor nicht dazu.

Die Wärme muß allezeit des Marmors Zwiſchenräumchen öffnen, damit er die Farben annehmen kann: aber man muß ihn nie glüend werden laſſen, weil alsdenn das Feuer die Zuſammenfügung der Theile ändert, die Farben verbrennt, und ihre Schönheit vermindert. Zu ſchwache Wärme ſcha-

det eben so viel, als zu starke; denn der Marmor nimmt bey ihr zwar die Farben an: aber sie dringen nicht tief genug ein, und bekommen nicht die gehörige Festigkeit. Gewisse Farben lassen sich auch kalt auf den Marmor bringen: aber sie halten nie so fest, als bey dem gehörigen Grade der Hitze. Dieser Grad der Hitze läßt sich dadurch bestimmen, daß eine Feuchtigkeit auf des Marmors Oberfläche siedet, obgleich der Marmor noch nicht glühend ist. Die Auflösungsmittel, durch welche man die Farben in den Marmor bringt, müssen nach der Natur der Farbe, der man sich bedienet, verändert werden. Eine Lauge aus Pferd- oder Hund-Urin, mit vier Theilen ungelöschten Kalkes, und einem Theile Potasche vermengt, ist für gewisse Farben vortrefflich; für andere ist die ordentliche Lauge von Holzasche gut. Für gewisse Farben ist der Weingeist am besten, und für andere muß man ölichte Feuchtigkeiten, oder ordentlichen weißen Wein nehmen.

Folgende Farben hat man, mit besondern Auflösungsmitteln, vermöge der Erfahrung, am besten befunden: Den blauen Stein in sechsmal so viel Weingeiste oder Urinlauge aufgelöset; und die Farbe, welche die Maler im Englischen Lithmoss nennen, in der ordentlichen Holzaschenlauge aufgelöset, in Extract vom Safran, und die Farbe, die aus der Frucht des Schwarzdorns gemacht wird, und bey den Malern verd de Seve heißt, gerathen beyde sehr wohl, wenn man sie in Urin und ungelöschtem Kalke auflöset, auch gerathen sie noch ziemlich in Weingeiste. Mennige, und fein gepülverte Cochenille, lösen sich in eben den Feuchtigkeiten sehr gut

auf.

auf. Drachenblut geräth ziemlich gut in Weingeiste, wie auch die Tinctur von Campechenholze. Die Wurzel vom Alkanet giebt eine sehr schöne Farbe: aber das einzige Auflösungsmittel, das sich für sie schickt, ist Terpentinöl; denn weder Weingeist, noch irgend einige Lauge löset sie auf. Es giebt noch eine Art Drachenblut, das man Drachenblut in Tropfen (en larmes) nennet, welches nur mit Harne vermengt eine sehr schöne Farbe giebt.

Außer diesen Vermischungen von Farben und Auflösungsmitteln, giebt es gewisse Farben, die man trocken auftragen kann. So verhält es sich mit dem reinsten Drachenblute für die rothe Farbe: dem Gamboge für die gelbe; dem grünen Wachse für eine Art von Grün; dem gemeinen Schwefel, dem Peche und dem Terpentine, für eine Art von Braun. Bey allen diesen Versuchen muß man den Marmor stark erhitzen, und nach diesen die Farben trocken auf den Stein reiben.

Einige dieser Farben bleiben unveränderlich, wenn sie einmal aufgetragen sind; andere verändern sich täglich, und vergehen endlich. So läßt sich die rothe Farbe, die das Drachenblut nur im Decoct vom Campechenholze giebt, mit Weinsteinöle völlig auswaschen, und die Glätte des Marmors leidet nichts dabey.

Folgendergestalt bekömmt man eine schöne Goldfarbe: Man nehme rohes Salmiak, Vitriol und Grünspan zu gleichen Theilen; mit dem weißen Vitriole geräth es am besten: man muß sie unter einander reiben, und zu einem sehr feinen Pulver machen.

Mit Auflösungen vom Drachenblute, oder Gamboge, kann man dem Marmor Flecken von allen Schattirungen des Rothen und des Gelben geben, wenn man diese Gummi zu Pulver machet, und sie in einem gläsernen Mörser mit Weingeiste reibt: aber zu kleinen Versuchen ist kein Verfahren besser, als etwas von diesem Pulver mit Weingeiste in einem silbernen Löffel zu vermengen, und es über glühende Kohlen zu halten. Dadurch zieht man eine schöne Farbe heraus, und wenn man einen Pinsel hinein tauchet: so kann man damit auf kalten Marmor sehr schöne Zeichnungen machen. Erhitzet man ihn nachgehends im Sande, oder in einem Beckerofen: so dringt die Farbe alle hinein, und bleibt vollkommen deutlich auf dem Steine. Durch eben dieses Mittel kann man dem Marmor leicht einen Grund von rother oder gelber Farbe geben, und die weißen Adern darinn lassen. Man bedeckt nämlich die Oerter, welche weiß bleiben sollen, mit einem weißen Ueberstriche, oder auch mit zwey- oder dreyfach über einander gelegtem Papiere, wodurch man die Farbe hindert, daselbst einzudringen. Man brauchet nichts mehr, als dieses Gummi, dem Marmor alle Grade von rother Farbe zu geben. Wenn es dünne auf den Marmor ohne Wärme aufgetragen wird: so bekömmt er eine blasse Fleischfarbe; je stärker sie aber aufgetragen wird, desto dunkeler wird die Farbe, das Feuer trägt ebenfalls viel dazu bey; endlich, wenn man ein wenig Pech darunter mengt: so bekömmt es eine schwarze Schattirung, oder alle Grade von Dunkelroth, die man verlanget.

Man

Man kann auch dem Marmor eine blaue Farbe geben, wenn man Tornesol in einer Lauge von Kalk und Harn, oder in flüchtigem Harngeiste auflöset; aber bey beyden Arten neiget es sich allemal etwas gegen Purpur. Der canarische Tornesol ist leichter zu gebrauchen, und giebt eine bessere blaue Farbe; die Färber kennen ihn sehr wohl, man brauchet ihn nur in Wasser aufzulösen, und den Ort, wo man damit färben will, mit einem hineingetauchten Pinsel zu benetzen. Die Farbe dringt ziemlich tief in den Marmor, und man kann sie noch dunkeler machen, wenn man den Pinsel zu verschiedenen malen hinein tauchet, und wieder über eben die Striche führet. Diese Farbe pflegt sich unordentlich auszubreiten, aber man kann sie in ihren gehörigen Gränzen erhalten, wenn man an die Ränder der Striche, Schichten Wachs, u. d. g. leget. Sie wird allemal kalt aufgetragen, und selbst nach dem Auftragen wärmet man den Marmor nicht. Dieses giebt ihr einen großen Vorzug, man kann sie nämlich leicht auf Marmorstücken bringen, nachdem solche schon mit andern Farben sind bezeichnet worden: es ist auch eine schöne und dauerhafte Farbe.

Man kann auf den Marmor noch eine andere schöne Arbeit machen, nämlich halberhobene Figuren. Dieses ist viel leichter, als man sichs vorstellen sollte. Man brauchet in dieser Absicht nur die Stellen, welche erhaben bleiben sollen, mit einem Firnisse zu verwahren, und das Uebrige durch eine ätzende Feuchtigkeit wegzubeizen. Man zeichne also die Figuren, die man auf den Marmor haben will, mit Kreide, und bedecke sie mit einer Schicht Firnisse,

welchen man so machet, daß man ein Stück ordentliches rothes Siegellack in Weingeist auflöset. Nachgehends gieße man auf den Marmor den Mengsel von gleichen Theilen Salzgeist und abgezogenem Eßig: dieses wird den Grund verzehren, und die Figuren so stehen lassen, als ob man sie mit vielen Kosten hätte ausarbeiten lassen.

* *

II.

Kurze Nachricht von einigen Pflanzen, nach welchen die Beschaffenheit des Erdbodens zu erkennen ist.

Ungeachtet es zwar sehr viele Pflanzen giebt, die fast überall wachsen, oder doch wenigstens mit verschiedenen Arten des Erdbodens vorlieb nehmen: so finden sich doch auch unter unsern einheimischen Pflanzen nicht wenige, die hierinnen viel zärtlicher sind, und nur eine gewisse besondere Beschaffenheit der Erde lieben, so daß sie in keinem andern Erdboden fortkommen, oder sich dazu gewöhnen können. Diese Eigenschaft ist bey ihnen so beständig, daß sie deswegen zu einem zuverläßigen Kennzeichen dienen können, wornach die Beschaffenheit

heit der Erde, die diese Pflanzen hervorbringt, beurtheilet werden kann. Da die Kenntniß dieser Pflanzen bey verschiedenen in der Oekonomie sich ereignenden Vorfällen, bey Anlegung einer Wiese, bey Untersuchungen, ob in einer Gegend Torf oder Salzquellen befindlich seyn, u. d. g. ihren Nutzen äußert: so wird es vielleicht nicht eine ganz vergebliche Arbeit seyn, wenn wir hier ein Verzeichniß derselben zu liefern suchen, welches, wenn es auch nicht vollständig seyn sollte, doch bey den meisten Gelegenheiten hinlänglich seyn möchte. Wir wollen also die Arten des Erdbodens in verschiedene Classen theilen, und die dahin gehörigen Pflanzen bey jeder Classe anführen, wobey wir aber nur auf die mehr nordlichen Gegenden von Deutschland hauptsächlich unsere Absicht richten.

Sand.

1. Flugsand.

Arundo arenaria. *Linn.* ſpec. 6. calycibus vnifloris, foliis inuolucratis mucronato - pungentibus.

Elymus arenarius. *Linn.* ſp. I. ſiue Gramen caninum maritimum, ſpica triticea. *Raji.*

Gramen ſparteum maritimum.

Phleum arenarium. *Linn.* ſpec. 3. ſpica ouata.

Carex arenaria. *Linn.* ſpec. 4.

Dianthus arenarius. *Linn.* ſpec. 10. ſiue Caryophyllus ſylueſtris humilis, flore vnico.

Androſace latifolia.

Gnaphalium arenarium. *Linn.* ſiue Stoechas citrina latifolia. *C. B.* Rein Blumen.

Verschiedene der hier besagten Pflanzen, besonders die Grasarten, haben den Nutzen, daß sie den Flugsand, der sich um ihre Wurzeln anleget, hemmen, und hindern, daß er nicht so leicht von dem Winde fortgeführet, und auf andere Aecker geworfen werden kann, so daß die Mühe niemalen vergeblich seyn würde, selbige in dergleichen Gegenden sorgfältig auszusäen, so wie auch in Schonen wirklich geschieht, da sie noch außerdem ein dienliches Schaffutter geben, und den Sand nach und nach geschickter machen, auch andere Pflanzen zu tragen.

2. Gemeiner Sand.

Gramen foliis iunceis, radice iubata. *C. B.* siue Aira canescens. *Linn.* spec. 12.
Festuca graminea glumis hirsutis. *C. B.* s. Bromus. *Linn.* spec. 1.
Festuca. *Linn.* sp. 8.
Herniaria. Bruchtkraut.
Knawel. s. Scleranthus. *Linn.* Johannisblut.
Asparagus. Spargel.
Illecebrum.
Corrigiola.
Allium arenosum. *Linn.*
Adonis vernalis. Adoniß-Rösgen.
Pulsatilla pratensis, siue Anemone. *Linn.* spec. 6. Küchenschell.
Hypericum supinum.
Centunculus.
Psyllium, Flöhsaamenkraut.
Campanula, quae Rapunculus esculentus.

Onagra

Onagra vulgaris.
Spergula aruensis, Spurrer.
Milium solis, quae Lithospermum. *Linn.*
Laserpitium Prutenicum.
Linaria aruensis coerulea.
Alyssum fruticosum incanum.
Nasturtium sylvestre, Osyridis folio. *C. B.* siue Lepidium ruderale. *Linn.*
Nasturtium petraeum; siue Iberis nudicaulis. *Linn.*
Pilosella siliquosa minor; s. Arabis Thaliana. *Linn.*
Genista scoparia, Ginster.
Trifolium lagopus.
Medicago falcata, Schneckenklee.
Artemisia campestris.
Pinus sylv. vulgaris.

Trockene unfruchtbare rothe Erde.

Acetosa aruensis lanceolata.
Tormentilla.
Erica, Heyde.
Empetrum.
Carduus acaulos.
Gnaphalium montanum vulg.
Aster aruensis coeruleus. &c.

Thonerde.

Potamogeton salicis folio. *C. Bauh.* siue Persicaria fol. serratis spica densa cylindrica.
Thlaspi campestre latifolium.
Horminum glutinosum.
Papauer rhoeas.

Tussi-

Tussilago farfata.

Anserina, deren Blätter im thonigten Boden unten weiß sind, da sie sonst in anderem Erdreiche auf beyden Seiten grün erscheinen.

Vulneraria rustica, deren Blumen im rothen Thone roth, in weißen grauen Thone weißlicht sind.

Salzigte Erde.

Salicornia, s. Kali geniculatum maius.
Salsola, siue Kali spinosum cochleatum.
Ruppia, siue Bucca ferrea.
Scirpus maritimus.
Triglochin maritimum.
Chenopodium ex alis racemosum, foliis glabris rhomboideis, serratis. *Haller*.
Atriplex syluestris folio hastato.
Spergula purpurea maritima.
Arenaria maritima.
Glaux.
Plantago maritima.
Plantago Coronopus.
Cochlearia officin.
Coronopus.
Aster Tripolium.

Die meisten dieser Pflanzen scheinen nicht nur einen salzigten, sondern auch zugleich thonigten Boden zu erfordern; indem bey verschiedenen Salzquellen, wo kein thonigtes Erdreich war, auch keine Salzpflanzen gefunden werden, wie Herr von Haller von dem Salzwerke bey Ber und in dem Canton

ton Bern ausdrücklich versichert. Ungeachtet also zwar diese Pflanzen allezeit zuverläßig einen salzigten Boden verrathen: so darf man doch nicht umgekehrt schließen, wo sie fehleten, könne kein Salzboden seyn.

Kreiden- und Gyps-Felsen.

Allium radice senescente lignosa transuersa. *Haller.* s. angulosum. *Linn.*

Symphytum petraeum Thalii; s. Gypsophila fastigiata. *Linn.*

Laserpitium latifolium. *Linn.*

Daucus montanus Apii folio; s. Athamanta Libanotis, pinnulis circa costam decussatis.

Asperula tinctoria.

Ferrum equinum Germanic.

Onobrychis, Esparsette.

Mooß- und Torf-Erde.

Iuncus squarrosus. *Linn.*

Scirpus cespitosus.

Carex panicea.

Carex vliginosa.

Sphagnum palustre.

Andromeda, wilder Rosmarin.

Oxycoccus.

Tetralix.

Ledum, Post.

Rorella, Sonnenthau.

Sau-

Saurer unfruchtbarer sumpfigter Boden.

Aira coerulea.
Carex cespitosa.
Scirpus, die meisten Gattungen.
Iuncus leuis panicula non sparsa.
Gramen tomentosum vulgare, siue Enophorum polystachyon.
Mariscus.
Tithymalus palustris fruticosus. *C. Bauh.*
Anthericum ossifragum.
Vlmaria.
Vitis Idaea foliis annuis, siue Vaccinium vliginosum.
Cicuta *Wepferi.*
Comarum, siue Quinquefolium palustre rubrum.
Caryophyllata aquatica nutante flore. *C. B.* siue Geum riuale. *Linn.*
Pinguicula vulgaris.
Valeriana palustris minor. *C. Bauh.*
Conyza aquatica laciniata. *C. Bauh.* s. Othonna palustris. *Linn.* sp. 5.
Conyza palustris serratifolia. *C. Bauh.* siue Senecio paludosus. spec. 21. *Linn.*
After salicis folio glabro.

Sümpfe mit thonigtem Boden.

Gramen aquaticum fluitans, multiplici spica. *C. B.* s. Festuca fluitans. *Linn.* sp. 10.
Fantinalis maior lucens, s. Potamogeton lucens. *Linn.* sp. 4.

Scirpus

Scirpus paluſtris, ſ. equiſeti capitulo maior.
Biſtorta vulgaris, Schlangenwurz.
Elatine alſinaſtrum.
Salicaria vulgaris.
Galium album paluſtre.
Oenanthe fiſtuloſa.

Sümpfe in sandigten Gegenden.

Phalaris arundinacea.
Arundo vulg.
Myriophyllum.
Sparganium natans.
Sagittaria.
Hydrocharis.
Stratiotes, ſ. Aloides.
Butomus, ſ. Iuncus floridus.
Scheuchzeria.
Aliſma natans, ſ. Damaſonium repens potamogetonis rotundifolii folio.
Ranunculus, lingua dictus.
Hydrocotyle.
Thyſſelinum paluſtre lacteſcens.
Nymphaea.
Menyanthes, ſ. Trifolium fibrinum.
Hottonia.
Vtricularia.

Quellen und Bäche, die im Winter fast niemalen zufrieren.

Limnopeuce, ſ. Hippuris. *Linn.*
Zanichellia.

Stella-

Stellaria.
Fontinalis criſpa quae Potamogeton. *Linn.* ſpec. und andere Gattungen dieſes Geſchlechtes.
Myriophyllum aquaticum pennatum, ſ. Pentapteris; öfters beyde Gattungen.
Ceratophyllum.
Naſturtium aquaticum vulgare.
Ranunculus aquaticus capillaceus.
Sium minus. *Riv,* Sium aquaticum procumbens ad alas floridum.

Schatten-Kräuter.

Struthiopteris.
Gramen ſyluaticum, panicula miliacea ſparſa.
Mercurialis perennis, Bingelkraut.
Chryſoſplenium, golden Steinbrech.
Allium vrſinum, ſ. Sylueſtre latifolium.
Conuallaria verticillata.
Alſine nemoroſa.
Sanicula vulgaris, Sanikel.
Paris.
Pulmonaria, Lungenkraut.
Hypopithys, ſ. Monotropa. *Linn.*
Aſarum, Haſelwurz.
Circaea maior.
Impatiens, Springkraut.
Hepatica, Leberkraut.
Moſchatellina, ſ. Adoxa. *Linn.*
Dentaria.
Squamaria.
Hedera terreſtris.
Lamium flore luteo, ſ. Galeobdolon. *Dill.*

Orobus

Orobus vernus.
Ophrys aphylla. f. Orchis abortiva fusca.
Pyrola. Fast alle Gattungen.

Wir haben hier nur die bekanntesten und gemeinsten Schattenkräuter angeführet. Alle diejenigen Pflanzen aber, die sonst vor sich im Schatten und unter laubichten Bäumen wachsen, werden auch in Gärten niemalen gehörig fortkommen, wenn sie nicht wieder an schattichte Orte, wo der Boden jährlich mit Laube bedeckt wird, gepflanzet werden.

Es ist leicht zu erachten, daß nach der besondern Beschaffenheit der Gegenden, die von der Lage, dem Himmelsstriche und der Vermischung verschiedener Erdarten und andern Umständen abhängt, sich auch in Ansehung dieser hier angeführten Pflanzen, hier und da ein Unterschied finden müsse, indem dem gleichen Erdboden bisweilen einige dieser Gewächse fehlen, anderswo aber einige sich zeigen werden, die hier nicht benennet sind. Wer aber mit einiger Aufmerksamkeit die einem jeden Boden eigene Pflanzen betrachtet, wird sehr leicht durch eigene Beobachtungen dieses Verzeichniß vollständiger machen, und nach dieser oder jener Gegend zu erforderlichem Gebrauche genauer einrichten können.

J. G. Zinn.



* *

III.

H. Gottlob Carl Springfelds Abhandlung

Von dem Vorzuge

des Carlsbader Wassers

vor dem

Kalkwasser in der Auflösung des Urinblasensteins.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Da ich sehe, daß sehr viele Aerzte, und unter diesen besonders verschiedene berühmte Engländer, sich damit beschäfftigen, um ein sicheres Mittel zu erfinden, wodurch der Blasen- und Nieren-Stein sicher könnte angegriffen, aufgelöst, und ohne chirurgische Handanlegung aus dem Körper geschafft, und verhindert werden, daß er sich nicht von neuem erzeuge: so bin ich versichert, daß ich keine ganz unnütze, und meinen Mitbürgern nicht unangenehme Arbeit übernehmen werde, wenn ich auch, meines Orts, zu diesen allgemeinen Bemühungen etwas beyzutragen suche.

Es ist hinlänglich bekannt, um welchen hohen Preiß von der Frau Stephens die Verfertigung ihres berühmten und mit so großen Lobsprüchen erhabenen Stein zermalmenden Arztneymittels sey erkauft

kauft worden. Da man nun sahe, daß der hauptsächlichste Theil dieses Mittels eine Art Seife sey, so trachtete fast jedermann die Kraft der Seife bey solchen Personen, die mit dem Steine behaftet waren, zu versuchen. Man hat aber aus den Wochenschriften und Abhandlungen der Gelehrten genug ersehen, daß diese Versuche nicht gleich erwünscht abgelaufen. Einige, unter welchen Hartley a) besonders zu merken ist, haben durch ihr Zeugniß die Wirkung und den Nutzen dieses Mittels, den Stein aufzulösen, bestätiget. Andere hingegen haben diesem Arztneymittel nicht nur diese Wirkung abgesprochen, sondern es auch verworfen, und vielmehr denen Kranken für schädlich gehalten. Wir wollen unter diesen nur die vorzüglichsten, nämlich Herrn Parsons b) und Schreiber c) anführen. Daß auch dieses Mittel nicht allezeit die gehörige Wirkung thue, wenn es auch gleich nicht schädlich gewesen, habe ich selbst bey einem vornehmen Frauenzimmer erfahren, welche endlich noch glücklich von einem Steine von vier Unzen durch den Schnitt befreyet worden. Diese unglückliche Patientinn nahm auf

a) In verschiedenen bald nach einander herausgekommenen Schriften.

b) A Description of the human vrinary Bladder. etc. to which are added; Animadverſions on Lithontriptic Medicines, particularly thoſe of Mrs. Stephens. by *James Parſons*. M. D. London. 1741.

c) *Joh. Fred. Schreiber* epiſtola ad Alb. Haller, de Medicamento a Joanna Stephens contra calculum renum et veſicae divulgato, et inefficaci et noxio. Gotting. 1744.

mein Anrathen, nachdem sie fast drey Jahre lang mit den heftigsten Steinschmerzen war gequälet worden, dieses englische Stein zermalmende Arztneymittel bey vier Monaten, und beobachtete dabey die genaueste Diät, jedoch ohne einige Wirkung, außer daß sie über eine größere Schärfe d) des Urins bey dem Harnen klagte, und ihr mehr Blut, als vorher, mit dem Urine weggieng. Nachdem sie aber endlich dieser Cur überdrüßig worden, so zog sie endlich den Steinschnitt vor, den sie auch mit standhaftem Gemüthe so glücklich ausgehalten, daß sie noch funfzehen Jahre nachhero bey guter Gesundheit lebte. Nachhero habe ich noch bey zwey andern Patienten dieses Mittel zu versuchen Gelegenheit gehabt, jedoch mit ungleichem Erfolge. Denn der eine starb währender Cur, und hatte einen anderthalb Unzen schweren Stein in der Blase; der andere aber glaubte, von dessen Gebrauch eine Erleichterung bemerkt zu haben, und befindet sich, da ich dieses schreibe, noch ganz wohl. Da nun einige Aerzte diesen zweifelhaften Erfolg beobachteten, und viele Patienten sich über den ekelhaften Geschmack und die allzu große Menge in welcher es genommen werden muß, beklagten, so richteten verschiedene ihre Gedanken auf den andern Theil, aus welchem dieses Mittel besteht,

d) Eben diese Schärfe des Urins, von dem Gebrauche des Arztneymittels der Fr. Stephens haben auch schon andere bemerkt: Man sehe A View of the present Evidence for and against Mrs. Stephens Medicines etc. by *Dav. Hartley*. p. 12. et Medical Essays and Observations by a Society in Edinburgh. Edinburgh 1744. Vol. V. P. II. p. 678.

steht, nämlich auf den Muschelkalk, und versuchten solchen bey Steinpatienten e).

Hierinnen hat unstreitig Herr **Whytt** f) sich großen Ruhm erworben. Denn dieser führet in den edinburgischen medicinischen Versuchen sehr viele mit dem Kalkwasser angestellte Versuche an, welche alle einen glücklichen und erwünschten Erfolg hatten; welche Erfahrungen er nachhero gesammlet, auf das neue untersuchet, und in einem besondern Buche, unter dem Titel: **Versuch über die Kraft des Kalkwassers bey Heilung des Blasensteines,** herausgegeben hat g). Diesem Werke ist eine von dem Herrn **Horatius Walpole** selbst aufgesetzte Nachricht von der Wirkung, welche dieser große Staatsmann von dem Gebrauche des Kalkwassers an seinem eigenen Körper bemerket hat, beygefü-

 get,

e) Daß die Kraft des Kalkwassers den Stein aufzulösen, schon im vorigen Jahrhunderte bekannt gewesen sey, erhellet aus des Olai Borrichii Briefen an Thom. Bartholin. Vid. *Thom. Bartholini* Epistolar. Medicinal. Centur. IV. p. 451. daß auch damals den Engländern dieses nicht unbekannt gewesen sey, zeiget ein anderes von Borrichio aus London an Bartholin gerichtetes Schreiben, Vid. l. cit. p. 526. Confer et Commerc. litter. Noricum 1736. p. 218.

f) Medical Essays and Observations Vol. V. P. II. p. 667.

g) An Essay on the Virtues of Lime Water in the Cure of Stone by *Rob. Whitt.* Edinburgh. 1752.

get h). Herr Whytt ist hierbey gar nicht stille gestanden, sondern hat dieses Buch auf das neue übersehen, mit neuen Erfahrungen vermehret, und 1755 wieder auflegen lassen i). Nach verschiedenen deßfalls angestellten Versuchen hat er gefunden, daß der aus Austermuscheln und Eyerschalen verfertigte Kalk einen großen Vorzug vor dem Kalke aus gemeinem Kalksteine habe. Denn er hat das mit jener Art Kalk angesetzte Wasser zu Auflösung des Steines viel wirksamer befunden, als das Wasser von gemeinem Kalke.

Ob nun gleich alles dieses der Wahrheit gemäß ist, so trage ich doch kein Bedenken, zu behaupten, daß das in Böhmen sich befindliche Carlsbader Wasser, welches, wie aus dem Folgenden erhellen wird, dem Kalkwasser sehr nahe kömmt, in Auflösung des Steins vor dem Kalkwasser allerdings einen Vorzug habe. Von dieser Wahrheit bin ich durch verschiedene und wiederholte Erfahrungen versichert worden, die ich theils selbst, theils, und zwar meistens auf Anrathen meines werthesten Freundes, des berühmten H. D. Lieberkühns, auf dessen Zeugniß und Glaubwürdigkeit, die jedermann Genüge leisten wird, ich mich hier öffentlich berufe, angestellet habe.

In

h) Eben diese Nachricht steht auch in Philosoph. Transact. Vol. XLVII. for the Years 1751. und 1752. n. 9 et 77.

i) An Essay on the Lime Water. The second Edition corrected with Additions by *Rob. Whytt.* Edinburgh. 1755.

In der Abhandlung k), die ich von dem Carlsbade geschrieben, und 1749 herausgegeben habe, habe ich schon einer Erfahrung Meldung gethan, wo ein Harnblasenstein in dem Wasser dieses warmen Bades aufgelöset worden. Da ich aber aus Ermangelung mehrerer Steine diese Erfahrung nicht wiederholen konnte, so getrauete ich mir auch nicht, etwas gewisses zu bestimmen, oder etwas daraus zu schliessen. Doch machte ich damalen schon Hoffnung, ich wollte bey einer andern Zeit und Gelegenheit diese Sache untersuchen, und was ich bemerken würde, der gelehrten Welt bekannt machen. Ich will also hiemit dieses mein gethanes Versprechen erfüllen.

Ehe ich aber meine Erfahrungen anführe, so muß ich einiges von der Natur des Wassers des Carlsbades voraus setzen, welches ich aus dem erstbemeldeten Buche, wo ich von dieser Sache mit Fleiße gehandelt habe, hernehmen will. Ich habe durch unzweifelhafte Erfahrungen bewiesen, daß dieses Wasser sehr viele alkalinische Theile bey sich führe. Denn es enthält l) jedes Pfund Wasser, außer dem bittern Mittelsalze, drey Gran eines alkalinischen Salzes und zehen Gran einer kalkichten Erde, weswegen es auch mit allen sauren Dingen aufbrauset.

Ich habe oben gesaget, daß dieses Wasser einige Gleichheit mit dem Kalkwasser habe. Denn wenn es einige Stunden in den Badestuben gestanden hat, so wird es nicht nur milchicht, wie Kalkwasser, sondern es schwimmt auch eben eine solche zarte erdigte

k) Abhandlung vom Carlsbade. Leipzig, 1749. p. 25.
l) Eben daselbst. Seite 198.

Haut oben auf, dergleichen man auf dem Kalkwasser bemerket. Es hat auch den gelinde zusammenziehenden und trocknenden Geschmack, so daß man es leicht mit Kalkwasser verwechseln könnte, wenn der salzigte Geschmack nicht noch einen geringen Unterschied zeigte.

Die Erfahrungen, die ich mit Blasensteinen angestellt habe, sind folgende: Den 20 Junii 1749 setzte ich einen Blasenstein, der drittehalb Unzen schwer und ziegelfärbig war, in einem porcellänenen Gefäße, nahe zu der Quelle des stärkern Brunnens, die der Brudel genennet wird, hin, so daß er von dem warmen Wasser beständig befeuchtet wurde. Den zweyten Tag fieng die äußere Rinde schon an, weich zu werden, den dritten Tag konnte ich mit dem Nagel eine kleine Grube, wie in einen Käse, hineindrücken, den vierten und fünften Tag wurde er bis auf den Kern verzehret, den sechsten war auch der Kern schon ganz aufgelöset; auf dem Boden des Gefäßes aber zeigte sich eine weiße klebrichte Materie, wie ein Brey, oder erst frisch gelöschter Kalk: denn man konnte ihn zwischen den Fingern nicht spüren. Das porcellänene Gefäße aber war überall mit einer Tufsteinrinde in der Dicke eines Strohhalms überzogen m). Einige kleine Steine, nur von der

Größe

m) Ich muß vorhero erinnern, daß alle harte Körper, z. E. Holz, Stroh, Knochen, Steine u. d. gl. von dem Carlsbaderwasser in Zeit von einer Nacht mit einer Rinde von Tufstein überzogen werden. Die Blasensteine hingegen, so hart sie auch seyn, werden nicht überzogen, sondern vielmehr aufgelöst.

Größe einer Erbse, wurden an eben dem Tage, doch in einem andern Gefäße, hingesetzt, die den folgenden Tag völlig zergangen und aufgelöset waren.

Den 12 Junii 1750 setzte ich einen über eine halbe Unze schweren Stein eben so hin, wovon man den vierten Tag kein Korn mehr sahe. Dieses Jahr bediente sich ein angesehener Geistlicher wegen Gichtschmerzen, dieses Wassers, und ließ währender Cur sechs Steine nach und nach mit dem Urine weg, mit denen allen zur Probe eben so, wie mit den vorigen, verfahren wurde, und die auch auf gleiche Weise aufgelöset wurden.

Im Jahre 1751 bekam ich einen ästigen, weißlichten, löchrichten, rauhen Blasenstein, der fast eine Unze wog, den ich den 4 Junii, so wie die vorigen, an eben dem Orte hinlegte. Den zweyten Tag waren die ästigen Spitzen schon verzehret, und gleichsam abgerieben; der noch übrige Theil war gar nicht rauh, sondern so weich, wie frischer Käse, und ließ sich leicht von den Nägeln eindrücken. Den vierten Tag war nichts mehr übrig, das die Natur oder Gestalt eines Steines gehabt hätte. In dem Gefäße, in welches er gelegt worden, fand sich die schon besagte weiße einem Brey ähnliche Materie, die der Stein zurück gelassen hatte.

Im Jahre 1752 und 1753 konnte ich diese Erfahrungen nicht wiederholen, weil ich zu den Versuchen keine Steine bekommen konnte; indem diese Krankheit in unsern Gegenden sehr selten ist.

 Im

löst. Eben dieses geschieht auch ganz hartem Käse, der auch zerfällt, und zu einem Brey wird.

Im Jahre 1754 erhielt ich einen eine Viertheil Unze schweren Stein, der eine besondere Farbe hatte, fast so hart als ein Kieselstein war, ein Ansehen wie ein Marmor hatte, und so aussahe, als ob er gedrechselt und poliret worden wäre. Man hätte glauben sollen, dieser Stein hätte der auflösenden Kraft des Wassers länger widerstehen müssen; er wurde aber, nicht ohne meine Verwunderung, noch eher, als die übrigen, aufgelöset. Denn nach vier und zwanzig Stunden waren nur noch zwey Gran übrig. Ich hatte diesen Stein nicht, wie die übrigen, in das erwähnte porcellänene Gefäß geleget, sondern ich hatte, welches noch zu erinnern ist, solchen in einem leinenen, wie ein weites Netz gestrickten n) Beutel in das Wasser gesenkt, damit ihn das Wasser desto besser überall anspühlen möchte. Bey diesem Versuche hatte ich den berühmten Herrn D. Lieberkühn, der dieses Jahr das Carlsbad selbst besuchet hatte, zum Augenzeugen. Da dieser gelehrte Mann sahe, daß es mir an dergleichen Steinen mangelte, so versprach er mir, nach seiner Liebe und Neigung gegen die Wissenschaften, von freyen Stücken, er wollte mir das künftige Jahr so viel Steine verschaffen, die hinlänglich seyn würden, um meine Erfahrungen zu wiederholen.

Unterdessen geschah es, daß der Herr Graf von W. der wegen eines Nierensteins mit dem Blutharnen beschweret war, zu Wiedererlangung seiner Gesundheit

n) Die Fäden dieses leinenen Beutels waren eben sowol, als das irdene Gefäß, mit einem Tufstein überzogen.

sundheit nach dem Carlsbade kam. Dieser Herr brachte einige kleine Steine mit sich, die er vor einigen Jahren mit dem Urine weggelassen hatte. Es wurden also, auf Anrathen des unermüdeten Herrn Lieberkühns, diese Steine in vier gleiche Theile, deren jeder sechs Gran an Gewicht betrug, abgetheilet. Ein Theil wurde in die stärkere Quelle, die Brudel heißt, ein Theil in die neue Quelle o), und der dritte in die Quelle bey der Mühle p) gelegt. Nach zwölf Stunden hatte der erste Theil fünf Gran, der zweyte viere und der dritte nur einen Gran von seinem Gewichte verloren. Die Steine aber, die den vierten Theil ausmachten, wurden in eine Leinewand gethan, die vor den Boden eines Trichters gelegt wurde, wobey wir bemeldetem vornehmen Patienten den Rath gaben, er möchte täglich den Urin, den er nach getrunkenem Brunnenwasser noch vor der Mittagsmahlzeit lassen würde, über diese Steine lassen. Da er diesen Vorschlag befolgte, so fand man, nach Verlauf acht Tagen, zwey Drittheile, oder vier Grane von den Steinen aufgelöst. Es ist hiebey nicht zu vergessen, daß diesem Patienten währender Cur einige kleine Steine mit dem Urine abgegangen seyn, welches ihm seit vier Jahren nicht begegnet war. Es erfolgte zwar in diesen drey oder vier Tagen ein stärkeres Blutharnen: welches aber nachhero ganz aufgehöret hat, und seit

o) S. Abhandlung vom Carlsbade, S. 315.

p) Diese Quelle hat der selige Hofmann in seinen Schriften hin und wieder gelobet und angepriesen.

seit der Zeit ist bemeldeter Herr Graf von seinen vorigen Beschwerden völlig frey geblieben, und hat sich beym besten Wohlseyn befunden, so wie er auch noch itzo sich wohl und gesund befindet. Das folgende Jahr 1754 hatte ich durch die Vorsorge und Beeyferung Herrn D. Lieberkühns Gelegenheit, mehrere Erfahrungen anzustellen, indem dieser Gelehrte bey seiner Zurückkunft nach dem Bade dieses Jahr, seinem Versprechen zufolge, eine hinlängliche Menge Urinblasensteine, die verschiedenen Personen waren geschnitten worden, mitbrachte, unter welchen einige ziemlich groß waren. Er machte selbst sehr viele Versuche, bey welchen allen er mich auf eine sehr freundschaftliche Weise zum Zeugen nahm.

Der größte von diesen Steinen wurde mit einer Säge in vier fast gleiche Theile zerschnitten. Der erste Theil, der anderthalb Drachmen und neun Gran wog, wurde in einem leinenen Beutelchen in die stärkere Quelle, die der Brudel heißt; der zweyte von anderthalb Drachmen und sechs Gran in die neue Quelle; der dritte von anderthalb Drachmen und drey Gran in die Mühlenquelle gesenkt; der vierte Theil aber wurde zu andern Versuchen aufbehalten. Nach vier Tagen wurden sie alle herausgenommen. Der erste Theil hatte ein Drachma und fünf und zwanzig Gran verloren; denn es waren nur noch vierzehen Gran übrig; der zweyte ein halb Drachma und drey Gran; eine Drachma und drey Gran waren noch übrig; der dritte nur sechzehen Gran, denn man fand in dem Beutelchen noch eine Drachme und siebenzehen Gran. Damit wir aber erfahren möchten, wie viel das warme Brunnenwasser von dem

Kalk=

Kalkwasser, in Ansehung der Kraft, den Stein aufzulösen, verschieden sey, so stellte man folgende Erfahrung an. Wir nahmen drey gleich schwere Stückchen von Blasensteinen, deren jedes eine halbe Drachme wog, und legten jedes in eine besondere gläserne Flasche, deren eine eben so groß als die andere war. Auf das eine Stückchen wurde Kalkwasser gegossen, welches aus kurz vorher gebrannten Eyerschalen gemacht war: auf das andere Gesundbrunnen Wasser; und auf das dritte der Urin, den ein Brunnengast täglich nach getrunkenem Brunnen vor der Mittagsmahlzeit ließ. Die Flaschen wurden an einem warmen Orte, in den Seitencanal des Brunnens, wo das warme Wasser herausfließt, hingestellt. Das fahrenheitische Thermometer stieg allda bis auf sechs und neunzig Grade, welches der Grad der Wärme des menschlichen Blutes ist. Das Kalkwasser, das Gesundbrunnenwasser und der Urin wurden täglich erneuert, und hiemit vierzehen Tage lang fortgefahren. Den funfzehenten Tag wurden die noch übriggebliebenen Stückchen herausgenommen, getrocknet und gewogen. Es hatte also das Stückchen, welches aus dem Kalkwasser genommen worden, ein Gran; das andere in dem Gesundbrunnenwasser sechs Gran; und das dritte, so in dem Urine gelegen, fünf Gran verloren. Nach dieser Erfahrung also war die Kraft des Brunnenwassers, den Stein aufzulösen, sechsmal, und die Kraft des Urins fünfmal stärker, als die Kraft des Kalkwassers. Wir müssen aber hauptsächlich auf die auflösende Kraft des nach getrunkenem Brunnen gelassenen Urins unsere Aufmerksamkeit richten: denn bloß davon müssen

sen

sen wir zu der Auflösung des Steins alle Hülfe, wenn irgend eine ist, erwarten. Wir richteten also unser ganzes Absehen dahin, die Kraft des Urins der Brunnengäste zu erfahren.

Wir nahmen desfalls einen ziemlich harten und festen Blasenstein, der fast eine Unze wog, und legten selbigen auf oben schon bemeldete Art in ein Stückchen Leinewand, welches vor die Oeffnung des Trichters gebunden war, damit der Stein nicht wegkommen, der Urin aber doch frey vorbey fließen könnte; und besorgten, daß einer von den Brunnengästen seinen Urin vormittags, nach getrunkenem Brunnen, darüber ließe. Hiedurch geschah es, daß der Stein an dem sechzehnten Tage bis zur Hälfte aufgelöst gefunden wurde; der noch übrige Theil aber war so löchricht, zerfressen, und leicht zu zerreiben, daß er fast aus einander fiel. Damit aber niemand den Einwurf machen möchte, es würde vielleicht der Urin eines gesunden Menschen eben dieses ausrichten: so ließ ich selbst auf obbesagte Weise über ein, zwey Drachmen schweres Stückchen zwölf Tage lang täglich etlichemal meinen eigenen Urin; ich fand aber sein Gewicht um zwey Gran vermehret, denn es hatten sich wirklich neue Crystallen angesetzt.

Damit man mich aber nicht beschuldigen möchte, ich hätte mich allzu viel auf eine einzige Erfahrung verlassen, so habe ich nach der Abreise des Herrn D. Lieberkühns aus dem Carlsbade, die letztern Erfahrungen im August aufs neue wiederholet, da er mir eine hinlängliche Menge Steine zurück gelassen hatte. Von diesen Steinen habe ich den härtesten genommen, und in vier fast gleiche Stücke zerschnitten.

Wenn

Wenn ein Stückchen noch etwas schwerer war, so habe ich es mit der Feile den übrigen gleich gemacht, bis jedes Stückchen vier Scrupel wog. Jedes Stückchen legte ich besonders in eine gläserne Flasche. Auf das erste goß ich Kalkwasser, welches aus erst kurz vorhero gebrannten Austerschalen gemacht war; auf das andere Gesundbrunnenwasser; auf das dritte den Urin eines Brunnengastes; und auf das vierte den Urin eines Menschen, der früh nichts als einige Tassen Thee zu sich nahm, sonst aber ganz gesund war. Die Flaschen setzte ich an eben den warmen Ort, wo die vorigen gestanden hatten, und sie wurden beständig in einem gleichen Grade der Wärme erhalten. Täglich goß man das gestern aufgegossene Wasser und Urin ab, und neues auf. Nachdem man damit zwanzig Tage lang fortgefahren war: so wurden die Stückchen Steine herausgenommen, getrocknet und genau abgewogen. Ich fand, daß das Stückchen im Kalkwasser von Austerschalen, fast drey Gran; das in Gesundbrunnenwasser achtzehen Gran; und das in Urin des Brunnengastes vierzehen Gran verloren hatte; daß aber das in dem Urine eines gesunden Menschen drey Gran schwerer geworden war. Nach diesen Erfahrungen sehe ich nicht, warum man noch wegen der Wirkung des Gesundbrunnenwassers und des Urins, den Stein aufzulösen, zweifeln wollte. Der aufmerksame Hr. D. Lieberkühn hatte an sich selbst beobachtet, daß durch den Urin, den er währenden Brunnentrinkens gelassen hatte, die weißen Crystalle q), die

q) Herr Lieberkühn hat bey dieser Gelegenheit in dem Urine Crystallen von zweyerley Arten bemerket, nämlich

die sich vor der Brunnencur in großer Menge an das gläserne Uringlas angesetzt hatten, aufgelöst worden waren, welches ich auch bey andern sehr oft bemerket habe. So habe ich auch öfters beobachtet, daß diejenige, deren Urin vor der Brunnencur sehr viel von der steinigten Materie, die sonst Tartarus genennet wird, niedergesetzt hatte, nach geendigter Cur lange Zeit einen viel reinern Urin, der dergleichen Theilchen nicht bey sich führete, gelassen. Eine andere sehr merkwürdige Beobachtung hatte ich auch bey einem mit Nierenschmerzen behafteten Brunnengaste, der, so lange er den Brunnen trank, (er trank aber solchen fast zween Monate lang,) täglich eine fast unglaubliche Menge eines zähen weißen Schleims mit dem Urine wegließ. Da ich diesen Schleim von seinem Bedienten sammlen ließ, indem der Urin durch Fließpapier filtrirt wurde, so daß der Schleim allein zurück blieb; so sahe ich, daß selbiger nichts als ein erdichtes, weißes, gleichsam von einem Stein abgeriebenes Pulver war, welches so häufig abgieng, daß dasjenige, was ich die vier letzten Wochen durch sammlete, über drey Unzen betrug. Wenn dieses Pulver

nämlich rothe und weiße. Die rothen Crystallen, die sich schon vor der Brunnencur in dem Urine erzeuget hatten, lösten sich, wenn sie wohl ausgewaschen waren, in dem bey dem Brunnentrinken gelassenen Urine nicht auf, wohl aber in dem vor der Cur gelassenen Urine. Die weißen Crystallen wurden in dem während der Cure gelassenen Urine aufgelöst, nicht aber in dem andern. H. Lieberkühn muthmaßete also hieraus, ob vielleicht die weißen Crystallen nur die Materie und den Kern zu den Blasensteinen geben.

Pulver in den Urin eines Brunnengastes geworfen wurde, so verwandelte es sich sogleich in einen weißen Schleim; in dem Urine eines andern aber, der sich des Brunnens nicht bediente, fiel es wie ein erdigtes Pulver zu Boden. Von diesem Pulver behalte ich noch eine hinlängliche Menge auf, zu Wiederholung dieser Erfahrungen, damit ich es allen, die daran zweifeln wollen, zeigen könne.

So kräftig aber die Wirkung des Gesundbrunnenwassers, den Urin-Blasen-Stein aufzulösen, befunden wurde: so unkräftig zeigte sich solches gegen die gallichten Steine, die man in der Gallen-Blase findet. Diese hat das Gesundbrunnenwasser nicht nur ganz unberührt und unbeschädigt gelassen, so wie Herr Whytt dieses ebenfalls bey dem Kalkwasser erfahren; sondern es hat selbige, welches noch mehr zu verwundern, mit einer neuen Rinde überzogen, wie ich durch wiederholte Erfahrungen belehret worden. Je gewisser diese Beobachtungen sind, je mehr beweisen sie, daß Kalkwasser mit dem Carlsbader Wasser sehr viel überein komme. Viel kräftiger aber zeiget sich unser Gesundbrunnenwasser gegen die steinerne Rinde, die die Zähne überzieht, und gemeiniglich Tartarus genannt wird, die es gänzlich auflöset. Denn es geht währender Brunnen-Cur bey sehr viel Brunnen-Gästen diese Rinde ganz ab. Es ist also wahrscheinlich, daß dieser Tartarus der Natur des Urin-Blasen-Steines viel näher komme, als den Gallen-Blasen-Steinen.

Wenn sich jemand wundern wollte, wie es komme, daß der Urin der Brunnengäste so kräftig sey, die Steine aufzulösen: so ist zu bedenken, daß in die-

sem Urine die Eigenschaft des getrunkenen Gesundbrunnenwassers wirklich enthalten sey, und erhalten werde. Wir haben oben gesaget, daß das Carlsbader Wasser alkalinisch sey, und mit sauren Dingen aufbrause. Dieses thut auch der Urin der Brunnengäste, der noch vor der Mittagsmahlzeit gelassen wird, wie ich öfters erfahren habe, wenn man nämlich die gewöhnliche Menge Wassers zu sich genommen, und sonst kein anderes Getränke darauf getrunken hat. Nach der ordentlichen Regel aber trinkt man sechs, sieben, ja meistentheils acht Pfund Brunnenwasser. Es ist also hieraus die Kraft des Urins, wenn er lange zurückgehalten wird, die Steine in der Urin- und Gallen-Blase aufzulösen, sehr leicht zu begreifen. Ich zweifele auch nicht, daß man mittelst der Einsprützung des Gesundbrunnen Wassers die Auflösung des Blasensteins versuchen könnte, ob ich gleich noch keinen Versuch damit angestellet habe, und es auch nicht für nöthig halte, da die Kraft des Urins der Brunnengäste bey dem Carlsbader Wasser hinlänglich ist. Herr Dessault, der auf gleiche Weise den nützlichen Gebrauch der mineralischen Wasser von Bareges zur Auflösung des Nieren- und Blasen-Steins angepriesen hat r), rühmet eben diese Kraft des bey dem Brunnentrinken gelassenen Urins, dem Herr Meighan s), ein englischer

r) Dissertations de Medicine, Tom. III. Contenant vne Dissertation sur la pierre des Reins et de la Vassie, avec une Methode simple et facile pour la dissoudre, sans endommager les organes de l' urine. Paris 1736. p. 127.

s) A treatise of the nature and power of Bareges baths and Waters. London. 1748.

scher Arzt, der von den Wassern zu Bareges eine besondere Abhandlung geschrieben, hierinn beystimmet. Nach diesen Aerzten hat Herr Basseville t) mit diesen Wassern, in Ansehung dieser Eigenschaft, sehr viele Erfahrungen angestellet, ob er gleich bekennet, daß er in seinem mineralischen Wasser nicht alle Steine habe auflösen können.

Daß das Carlsbader Wasser, in Ansehung der Eigenschaft, den Blasenstein aufzulösen, schon lange berühmt gewesen sey, können wir aus den Schriften des ehemals sehr berühmten Doct. Schachers u) ersehen, der von dem Gebrauche des Carlsbades bey dem Nieren- und Blasen-Steine eine besondere Abhandlung geschrieben hat. Es enthält diese Schrift verschiedene Geschichte von Patienten, die durch das Carlsbader Wasser von dem Steine befreyet worden. Er hat aber keine Versuche, die mit Steinen selbst wären angestellet worden; die wir hingegen, wie ich glaube, hinlänglich gezeiget haben.

Wir müssen nun noch einiges beyfügen, auf was Weise das Carlsbader Wasser den Stein auflöse. Es ist bekannt, daß saure Sachen, besonders aus dem mineralischen Reiche, die in dem Körper der Thiere erzeugten Steine auflösen; indem sie mit einer zerstörenden Kraft auf die erdichten Theile wirken, sie von einander trennen, und sich mit ihnen vereini-

t) *Joann. Baptist Basseville,* Quaestio medica: vtrum Aquitaniae minerales aquae morbis chronicis? Paris. 1754. Observ. 150. p. 56.

u) *Polycarp. Gottlieb Schacheri* Dissertatio medica de thermarum Carolinarum vsu in renum et vesicae calculo. Lips. 1741. 4.

gen. Dieses kann man von alkalinischen Dingen nicht sagen; denn diese rühren erdichte Körper nicht an. Wenn wir bisweilen die Natur bis in ihre geheime Werkstatt begleiten: so entdecken wir oft verschiedenes durch einen Zufall, was uns sonst unbekannt geblieben wäre. Wenn man auf die so genannten Krebssteine x) in einem gläsernen Gefäße Salpeter oder Vitriolgeist gießt, und dieses Gefäß an einem ruhigen Orte lange stehen läßt: so bemerket man auf dem Boden des Gefäßes, wenn die Auflösung der erdichten Theile gänzlich aufgehöret hat, eine zähe Haut oder Gallerte, die die Figur des aufgelösten Steines noch ganz genau vorstellet, in welche die sauren Säfte nicht haben wirken können. Eine dergleichen gallertartige Masse bleibt auch nach einer Auflösung mit sauren Säften von bloßen Steinen zurück, besonders wenn sie etwas klein sind, bey welchen man selbige deutlicher bemerket. Wenn ein solcher Krebsstein in eine alkalinische Feuchtigkeit, von Weinsteinsalz oder Nitro fixo geleget wird, und lang genug darinn liegen bleibt: so bemerket man an diesem Steine eine solche Veränderung, die man eine Auflösung nennen könnte; doch findet man den Stein mit einem klebrigten Wesen umgeben, und es zeiget sich ein solcher Stein, wenn er herausgenommen, und wieder getrocknet, auf einer scharfen Waage nicht nur ziemlich leichter, sondern er ist auch viel leichter zu zerreiben, welches hauptsächlich beweist, daß

x) Da die meisten Krebssteine in den Apotheken nachgemacht sind: so muß man trachten, zu diesen Erfahrungen ächte Steine zu bekommen; indem sonst selbige gewiß nicht gelingen werden.

daß er etwas verloren habe. Ja wenn eben dieser Stein nachher etlichemal mit warmen Wasser abgewaschen wird, damit alle die alkalinischen Theile, die etwa noch daran hängen, davon wegkommen, und nachher wieder in einem sauren Geiste aufgelöset wird: so läßt ein solcher Stein nach der Auflösung der erdigten Theile keine solche Haut zurück, wie ehehin; woraus also erhellet, daß diese Gallerte schon vorhero durch die alkalinische Lauge sey gänzlich ausgezogen worden. Eben das geschieht auch mit bloßen Steinen.

Es scheint mir also mehr als wahrscheinlich, daß das Kalkwasser und Carlsbader Wasser, wegen ihrer alkalinischen und kalkichten Natur, worinn sie mit einander überein kommen, nur diejenige Gallerte, oder den thierischen Leim auflöse, womit die erdigten Theile unter sich zusammen hängen, nach dessen Zerstörung und Auflösung sie nothwendig zerfallen müssen. Hieraus kann man auch den Ursprung der weißen klebrigten Materie erklären, die wie ein Schleim nach der Auflösung der bloßen Steine in dem Carlsbader Wasser auf dem Boden des Gefäßes zurück bleibt. Es war dieses nämlich nichts, als der erdigte Theil der bloßen Steine, der nun alles gallertartige Wesen, mittelst dessen er vorher zusammenhieng, verloren hatte y). Hierdurch

 können

y) Es verdienet hiermit folgende Stelle des Hofmanns in Annotationibus ad Poterium Centur. III. p. 363. verglichen zu werden, wo er saget: Hoc in vniuersum censeo, a medicamentis tartareis, inprimis autem aquarum calidarum et thermalium inundatione, imo etiam naturae quodam ductu calculi

können wir auch einigermaßen die Ursache angeben, wie es gekommen, daß die Alten verschiedene Dinge für Stein zermalmende Arztneymittel gehalten, die von einander ganz entgegen gesetzter Natur und Wirkung sind. Denn einige rühmten alkalinische z), andere saure a) Dinge. Mit jenen suchten sie die erdigten Theile, mit diesen den Leim, der solche verbindet, aufzulösen. Ganz anders verhält es sich mit Gallenblasensteinen. Der Leim, der die gallichten Theile mit einander verbindet, ist keine thierische Gallerte, wie in den Urinblasensteinen, sondern ein fettes entzündbares Oel, welches weder das mineralische Alkali des Carlsbader Wassers, noch die besondere eigenthümliche Kraft des Kalkes, die auch in dem Carlsbader Wasser zu seyn scheint, angreifen kann. Ist vielleicht bey diesen Gallenblasensteinen

eine

calculi mollioris elementa in partes tartarumque quendam viscosum resolui posse, aut quod frequentius est, totos lapides et integros diluvio talis modi propulsos laxatis ante viis erumpere.

z) Alkalinische Dinge rühmten *Basil. Valentinus*, Chymische Schriften p. 212. *Paracelsus*, Oper. Lib. II. de viribus, membr. c. 10. *Helmont*. Tr. de Lithiasi. cap. VIII. §. 23. Confer. *Boerhaau*. Elem. Chemica. Tom. II. edit. Lugd. p. 53. *Hofmann*. Obseru. Physic. Chym. p. 212. et libri cit. Centur. I. p. 74. et p. 81. not. a.

a) Saure Dinge rühmen *Syluius*, *Augenius*, *Laurembergius*, *Dippelius*. Conf. *Schulzii* Dissert. Problema, an dentur medicamenta, quae calculum in vesica comminuunt, in partem affirmatiuam soluitur. Et eiusd. Dissert. de lithontriptico nuper in Britannia publici iuris facto. Hal. 1739. *Boerh*. libr. cit. p. 398.

eine Seife wirksamer? Oder sind etwa die aus frischen Kräutern ausgepreßte Säfte vorzuziehen? Es ist zu meinem Endzwecke genug, daß ich hier, wie ich hoffe, nicht nur die Stein zermalmende Kraft des Carlsbader Wassers, sondern auch dessen Vorzug hierinnen vor dem Kalkwasser erwiesen habe. Ueber dieses ist dieses Gesundbrunnenwasser gar nicht so ekelhaft, als das Kalkwasser, so daß man solches sechs, sieben, bis acht Monathe lang, ohne einige Unbequemlichkeit, fortsetzen kann, welches von dem Kalkwasser nicht kann gesaget werden. Die einige Ausnahme hierbey ist, daß man sich des Kalkwassers zu Hause bedienen kann, da man hingegen nach dem Bade reisen muß; welche Beschwerlichkeit hingegen durch die Vortrefflichkeit dieses Mittels, durch dessen viel angenehmeren Geschmack, und durch andere Bequemlichkeiten, die sich bey dem Gebrauche des Gesundbrunnen zeigen, vollkommen ersetzet wird.



* *

IV.

Von dem Schlafe der Pflanzen.

Die besondere Eigenschaft verschiedener Pflanzen, welche vom Herrn Archiater Linnäus, und andern Kräuterkennern der Schlaf der Pflanzen genannt wird, hat jederzeit die Aufmerksamkeit aller Naturkündiger auf sich gezogen. Unter dieser Benennung versteht man diejenige Eigenschaft der Pflanzen, da verschiedene derselben die Nacht durch eine solche Veränderung äußern, wodurch ihre Blätter eine ganz andere Lage bekommen, als diejenige ist, welche wir des Tages über an ihnen wahrnehmen. Es ist nämlich eine bekannte Erfahrung, daß bey verschiedenen Pflanzen gegen Abend und die Nacht durch, die vorhin ausgebreiteten Blätter sich gegen einander neigen und zusammen legen, oder auch sonst auf eine andere Weise ihre des Tages über gehabte Gestalt und Lage verändern, so daß einige, die vorher flach ausgebreitet waren, sich nun in die Höhe richten, und gegen den Stamm oder Ast sich neigen; andere hingegen nun vielmehr unter sich hängen. Die meisten Pflanzen, bey welchen man einen dergleichen Schlaf bemerket, haben zusammengesetzte Blätter, da an einem gemeinschaftlichen Stiele viel Blättchen hängen; doch

äußert

äußert sich auch diese Eigenschaft bey verschiedenen einfachen Blättern, deren jedes seinen besondern Stiel hat, und einzeln hängt. Herr Archiater Linnäus hat zehen verschiedene Arten der veränderten Lage und Stellung der Blätter bey ihrem Schlafe beobachtet. Die einfachen Blätter schlafen also, indem entweder zwey einander gegen über stehende Blätter sich aufrichten, und mit ihrer obern Seite sich so an einander anlegen, daß sie nur ein Blatt vorzustellen scheinen, wie z. B. bey der gemeinen Garten Melte geschieht; oder 2) indem die wechselsweise aus dem Zweige hervorkommenden Blätter sich Nachts an den Stamm andrücken, welches man z. B. bey der Oenothera mit weichen sammetartigen Blättern bemerket; oder 3) indem die des Tages über flach ausgebreitete Blätter sich in die Höhe richten, und fast in Gestalt eines Trichters die Spitze des Stammes oder Astes umringen, welche Art zu schlafen das Parthenium, das gemeine Stramonium, und einige Gattungen Amaranth beobachten; oder 4) indem die vorhin flach liegenden Blätter ringsherum herabwärts hängen, und auf diese Weise mit einander gleichsam ein Gewölbe machen, unter welchem die jungen zarten Blüthen sicher stecken, wovon uns der Hibiscus mit dem Beynamen Sabdariffa, und der rauhe Achyranthes, ein Beyspiel geben. Bey den zusammengesetzten Blättern zeigen sich von dieser veränderten Stellung der Blätter sechs verschiedene Arten; indem 1) die einander gegen über stehenden Blättchen mit ihrer obern Seite sich an einander anlegen, wie viele Pflanzen mit Bohnenblüthen zu thun pflegen; oder 2) nur

mit ihren Spitzen sich gegen einander neigen, so daß sie eine Höhle unter sich machen, dergleichen bey einigen Gattungen Klee und Lotus sich ereignet; oder 3) wie z. B. bey einigen Gattungen Melilot, sich unten einander nähern, und mit den Spitzen von einander sich entfernen; oder 4) nach Art des weissen Lupins, der Pseudoacacia und Amorpha, herab hängen; oder 5) sich über das noch umbeugen, so daß die innere Seite auswärts gedrehet wird, welches sich bey den meisten Gattungen der Cassia ereignet, oder endlich noch 6) sich der Länge nach an den Stengel genau anlegen, und solchen überall fast bedecken.

Die meisten, welche diesen Schlaf der Pflanzen und veränderte Stellung der Blätter wahrgenommen haben, stunden bisher in der Meynung, diese Veränderung sey bloß der kühlern und feuchtern Nachtluft zuzuschreiben, wodurch die Fibern der Blätter und ihrer Stiele auf einer Seite mehr, als auf der andern, zusammengezogen würden, woraus nothwendig eine veränderte Richtung des Stieles und andere Stellung des Blattes erfolgen müsse. Allein alle diejenigen, welche diese sonderbare Erscheinung mit mehrerer Aufmerksamkeit betrachtet haben, unter welchen wir nur einstweilen vor andern, Herrn Ritter Linnäus, und Herrn D. Hill in England anführen wollen, haben gar wohl bemerket, daß weder die Kühle noch Feuchtigkeit der Nachtluft diese Veränderung hervorbringen könne. Denn alle diejenigen Pflanzen, bey welchen diese Erscheinung wahrgenommen wird, verändern zu einer bestimmten Zeit die Stellung ihrer Blätter, wenn

auch

auch gleich die Luft, in der sie sich befinden, noch eben den Grad der Wärme, als vorher, hat, ja es folget diese Veränderung, wenn auch die Luft noch mehr, als vorher, erwärmet ist. Die Pflanzen, die in den Treibhäusern aufbehalten werden, geben uns hiervon ein tägliches Beyspiel. Ungeachtet die Wärme der Luft in einem Treibhause früh bey Aufgang der Sonne viel geringer ist, als gegen Abend: so breiten sich doch die des Nachts über zusammengelegten Blätter früh zu einer bestimmten Stunde aus, und legen sich gegen Abend zusammen, ungeachtet die Wärme, der den ganzen Tag in diesem verschlossenen Orte erhitzten Luft noch eben so groß, als zu Mittage ist. Um in dieser Sache zu einer gewissen Kenntniß zu gelangen, und diese Eigenschaft genauer kennen zu lernen: so habe ich zu eigenen Erfahrungen meine Zuflucht genommen, wozu ich mich hauptsächlich derjenigen Gattung Mimosa bedienet habe, die von Herrn Linnäo Virgata genannt wird, und sich von den übrigen Gattungen, durch ihre lange, schmale, und glatte Schoten leicht unterscheidet. Es ist aber diese Pflanze um deswillen hierzu sehr bequem, weil die Veränderung in der Richtung und Lager ihrer Stiele und Blätter sehr merklich ist, da sie hingegen bey aller Bewährung unempfindlich bleibt, so daß nicht so leicht das Zusammenziehen der Blätter etwa irgend einer Erschütterung zugeschrieben werden kann. Vor erstens habe ich also ihre Veränderungen des Tages über in dem Treibhause selbst, und zwar nach dem Maaßstabe eines sehr guten Thermometers, beobachtet. Alle diese meine Beobachtungen kommen darinn mit einander

überein,

überein, daß diese Pflanze, so lange die Sonne im Sommer vor vier Uhr aufgeht, allezeit gegen vier Uhr ihre Stiele aufrichte, und ihre Blätter ausbreite, und Abends um sechs Uhr ihre Stiele gleichsam als verwelket hängen lasse, und ihre Blätter zusammenfalte, so daß alle Blätter mit ihrer obern Seite sich genau an einander anlegen. Diese Veränderung ereignet sich täglich, wenn auch die Wärme in dem Treibhause früh Morgens um acht Grade geringer ist, als Mittages, und wenn auch gleich die Wärme des Abends eben so groß und noch grösser, als Mittages ist, die Witterung mag übrigens beschaffen seyn, wie sie wolle. Um diese Erfahrung auf verschiedene Weise zu verändern, habe ich eben diese Pflanze, auf welche ich in dem Gewächshause besonders Acht gegeben hatte, in einen gegen Mitternacht gelegenen Keller gebracht, in welchem die Wärme des Tages und die Nacht über fast immer ganz genau gleich ist, welche ich bey einigen sehr heissen Tagen fast um 20 Grade geringer, als die Wärme des Treibhauses gefunden. Ungeachtet der kühlen und feuchten Kellerluft, erfolgten doch diese erstbesagten Veränderungen, in Ansehung der Lage der Blätter, eben so genau, und zu eben denselben Stunden, als in dem Treibhause. Damit aber gar kein Zweifel übrig bleiben möchte, als ob das Zusammenfalten der Blätter der kühlen Nachtluft zuzuschreiben sey: so habe ich diese Pflanze, nachdem sie verschiedene Tage in dem Keller gestanden, und täglich zu der obbesagten Zeit ihre Blätter ausgebreitet, und wieder zusammengezogen hatte, Abends nach fünf Uhr, und zwar, ehe sie noch ihre Blätter

zusam=

zusammen zu legen angefangen, aus dem kühlern Keller in das so viele Grade wärmere Treibhaus gebracht. Sollte nun entweder ein geringerer Grad der Wärme, oder eine feuchtere Luft, den Schlaf der Pflanzen verursachen, so müßten in diesem Falle die schon in einer kühlen und feuchten Luft sich ausgebreiteten Blätter in ihrem Zustande geblieben seyn, oder sich, wenn sie auch schon sich zusammen gezogen hätten, wieder ausbreiten. Allein, dem ungeachtet ließ doch diese Pflanze um die nämliche Zeit, da andere ihres gleichen zu schlafen anfiengen, ihre Stiele ebenfalls abwärts hängen, und faltete ihre Blätter zusammen, wie sie vorhin gethan hatte, da sie den ganzen Tag in dem Treibhause stunde: so, wie auch umgekehrt die Blätter ausgebreitet bleiben, wenn diese Pflanze aus dem so viel wärmern Treibhause in den Keller auf einmal versetzet wird. Es sind aber diese Erfahrungen zu verschiedenen malen bey verschiedener Witterung, und zwar allezeit mit gleichem Erfolge, wiederholet worden, aus welchen allen also erhellet, daß weder ein minderer Grad der Wärme, noch eine feuchtere Luft, als die Ursache dieses Blätterschlafs könne angesehen werden.

Bey eben diesen Erfahrungen hatte ich auch schon Gelegenheit, zu bemerken, daß dieses tägliche Ausbreiten und Zusammenlegen dieser Pflanzen keine bloße Wirkung des Lichts seyn könne. Denn da ich, um die äußere Luft von meiner Pflanze völlig abzuhalten, verschiedene Tage hinter einander den Kellerladen völlig zugeschlossen hielte, so daß, als gar kein Licht eindringen konnte, so ereigneten sich doch dem ungeachtet die gewöhnlichen Veränderungen dieser

Blätter

Blätter täglich in eben den Stunden, in welchen die im Treibhause, und also dem Lichte ausgesetzte Pflanzen ihre Blätter ausbreiteten und zusammen legten. Diese Beobachtungen waren so gewiß, und schienen mir so überzeugend, daß ich kaum zu muthmaßen getrauete, daß leicht jemand die Entfernung des Lichtes, als eine Ursache des täglichen Pflanzenschlafs, vorgeben würde; um so mehr, da die Zeugnisse des Herrn Linnäus und anderer Naturkündiger, welche diese Veränderungen auch in ganz verfinsterten Orten schon vor mir beobachtet hatten, mit meinen Erfahrungen überein stimmeten.

Nachdem ich schon vorigen Sommer mich mit diesen Untersuchungen beschäfftiget hatte, so fand ich 1758 in verschiedenen Tagebüchern eine ausführliche Anzeige von einem kleinen Werke des berühmten Naturkündigers, H. D. Hill in England, über den Pflanzenschlaf, worinnen dieser unverdrossene Schriftsteller nicht nur durch sehr viele mit allem Fleiße angestellte Beobachtungen hinlänglich erweist, daß weder Kälte noch Feuchtigkeit, noch die Verschiedenheit der Witterung, diesen Schlaf der Pflanzen hervor bringen könne, sondern auch durch viele andere Erfahrungen zu behaupten suchet, daß bloß allein die Abwesenheit des Lichts an dieser Veränderung der Pflanzen Ursache sey. Er hat diese Erfahrungen hauptsächlich mit derjenigen Gattung Glycine, die Abrus genannt wird, angestellet, welche alle darinnen überein kommen, daß, nachdem bey Tage diese Pflanze in mehreres oder minderes Licht gesetzet worden, selbige in dieser Verhältniß ihre Blätter mehr oder weniger ausgebreitet; hingegen aber selbige

völlig

völlig zusammen gefalten, und in eben den Zustand des Schlafs, als bey völliger Nacht geschieht, versetzet habe, wenn er solche in einen völlig verfinsterten Ort gebracht, und z. B. in einen Schrank eingeschlossen hatte. Diese Nachrichten bewogen mich, mich von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Sache, durch eigene Versuche, zu belehren. Dem zufolge verschloß ich diese besagte Gattung der Mimosa, wenn sie bey hellem Tagelichte ihre Blätter ganz ausgebreitet hatte, in einen Schrank, und bemerkte allezeit, daß sich in diesem finstern Orte ihre Blätter wirklich zusammen legten, die sich doch aber wieder ausbreiteten, wenn sie noch vor Abends wieder heraus genommen und an das Licht gestellet worden.

Es zeigen also diese Beobachtungen hinlänglich, daß allerdings die Entfernung des Lichts bey dieser Pflanze noch vor ihrer gewöhnlichen Stunde, einen Schlaf verursachen könne, anbey aber bleiben doch noch immer viele Zweifel übrig, ob der Abwesenheit des Lichts auch der tägliche Schlaf derselben zuzuschreiben sey, wie H. D. Hill behauptet, und ob nicht in verschiedenen andern Ursachen der Grund dieser Erscheinung zu suchen sey. Ich habe schon oben erinnert, daß in den langen Sommertagen dieser Schlaf der Blätter nicht erst gegen Abend und bey Untergang der Sonne erfolge, sondern sich schon Nachmittags um sechs Uhr zeige, so daß die Sonne noch über zwo Stunden über unsern Horizont erhaben ist, wenn diese Pflanzen ihre Blätter schon völlig zusammen geleget haben. Niemand wird leicht diesen bey noch völligem Tage sich er-

eignenden

eignenden Schlaf der Pflanzen von einem Mangel des Lichts herleiten, da es in den langen Sommertagen noch fast zwey Stunden nach sechs Uhr so hell, als um vier oder fünf Uhr ist, und wenigstens bey heiterm Himmel Abends um sieben und acht Uhr alle Körper noch viel mehr erleuchtet sind, als öfters in eben diesen Tagen, Mittags bey trübem und wolkigtem Wetter geschieht, da dem ungeachtet doch diese Pflanzen noch ihre Blätter völlig ausgebreitet haben. So zeigten auch andere vorhin schon angeführte Beobachtungen, daß diese Gattung der Mimosa um sechs Uhr ihren Schlaf anfange, wenn sie auch gleich um diese Zeit aus dem dunkeln Keller, in welchen das Licht nur durch ein ziemlich dicht geflochtenes Gegitter hineinfallen konnte, in das völlig erleuchtete Treibhaus gleich vor das Fenster gebracht worden. Hätte nicht nach Herrn D. Hills Theorie in diesem Falle diese Mimosa vor der Dämmerung gar nicht ihre Blätter zusammen legen, oder, wenn ihr Schlaf schon angefangen hätte, solche vielmehr wieder ausbreiten müssen, da sie aus einem dunkeln Orte in einen so viel hellern gebracht wurde. So breiten auch diese Pflanzen früh Morgens nicht so gleich ihre Blätter aus einander, so bald die Sonne unsere Gegenden völlig erleuchtet, sondern sie warten damit bis auf die ihnen gewöhnliche Zeit, welches fast allezeit anderthalb Stunden nach der Sonnen Aufgang ist, so daß die Sonne schon bisweilen diese Pflanzen über eine halbe Stunde völlig bescheint, da sie ihre Blätter noch nicht ganz ausgebreitet haben, und zwar ereignet sich dieses ohne einigen

gen Unterschied, sowol mitten im Sommer, als auch im Herbste.

Mit Vergnügen sehe ich, daß diejenigen Erfahrungen, welche vom Herrn Mairan, du Hamel, und du Fay, mit der so genannten eigentlichen Sensitiua angestellet, und vom Herrn du Fay in den Abhandlungen der königlich französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris beschrieben worden, in den meisten Stücken mit meinen Beobachtungen überein stimmen; indem diese Gelehrten nach ihren wiederholten Versuchen bezeugen, daß diese Pflanze früh ihre Blätter ausgebreitet, und Abends wieder geschlossen habe, ungeachtet sie an einem Orte gestanden, wo auch nicht das mindeste Licht hindringen können. Aus allen diesen angeführten Beobachtungen glaube ich, könne mit allem Rechte geschlossen werden, daß zwar bey einer sich schon ausgebreiteten Pflanze die Entziehung des Lichtes des Tages über ein Zusammenziehen der Blätter und einen Schlaf der Pflanze verursachen könne, daß aber das tägliche Ausbreiten der Blätter früh Morgens, und das allemal um eine gewisse Zeit gegen Abend erfolgende Zusammenziehen derselben, nicht dem Lichte oder der Dunkelheit könne zugeschrieben, sondern von einer andern Ursache müsse hergeleitet werden, welche zu einer bestimmten Zeit ihre Wirkung zu äußern anfange, und wieder zu wirken aufhöre, die äußerlichen Umstände, in Ansehung der Wärme, Trockenheit, und des Lichts, mögen beschaffen seyn, wie sie wollen. Was dieses für eine Ursache sey, getraue ich mir um so weniger zu bestimmen, da sich auch bey vielen Blumen dergleichen Veränderungen zu

gewissen Stunden des Tages ereignen, die so beschaffen sind, daß auch so gar nicht die geringste Muthmaßung, als ob das Licht etwas dazu beytragen könne, Platz findet. Es gehören hieher alle diejenigen Blumen, welche vom Herrn Linnäo Flores aequinoctiales genennet werden, die meistentheils ihre Zeit so genau beobachten, daß sie zu einer ziemlich genauen Uhr und Stundenzeiger dienen können, wovon Herr Linnäus in einer besondern Abhandlung, unter dem Titel: Horologium florae, ausführlicher gehandelt hat. Warum schließt, daß ich unter so vielen nur eines Beyspieles erwähne, der gelbe Bocksbart seine Blumen täglich zwischen neun und zehen Uhr völlig, es mag die Sonne scheinen oder der Himmel mit Wolken überzogen seyn? So lange wir also die eigentliche Ursache der Veränderung an besagten Blumen nicht bestimmen können: so lange werden wir auch außer Stande seyn, von dem Schlafe der Pflanzen eine Erklärung zu geben, da bey beyden ähnlichen Ursachen nach ähnlichen Gesetzen zu handeln scheinen.

D. Joh. Gottfr. Zinn,
Professor der Arztneygelahrtheit
zu Göttingen.

* *

V. Be=

* *

V.

Beschreibung der Phytolacca,

von

Joh. Gottfr. Zinn.

Die Pflanze, welche von den Kräuterkennern Phytolacca, sonst auch im Englischen American Nightshade oder Pokeweed genannt wird, macht ein von allen übrigen Pflanzen völlig verschiedenes Geschlecht aus, welches in der natürlichen Methode, wo die Pflanzen nicht nach einzelnen Theilen der Blume, sondern nach der Aehnlichkeit, wo nicht aller, doch der meisten, sowol zur Blume als der übrigen Pflanze gehörigen Theile geordnet werden, sich derjenigen Classe, welche die Geschlechter Arum, Calla, Saururus, Piper, unter sich begreift, nähert, indem alle die zu dieser Classe von den Kräuterkennern gerechnete Pflanzen, die vom Herrn Linnäo *a*) Piperitae genannt werden, darinnen mit einander überein kommen, daß ihre Blätter nicht einander gegenüber stehen, sondern wechselsweise aus dem Stamme entspringen, daß ihre Blumen an einem gemeinschaftlichen Stengel, der allezeit einem Blatte gegenüber steht, und niemalen

a) S. *Linnaei* Philosophia Botan. p. 27.

aus dem Winkel eines Blattes hervor kömmt, in Menge bey einander sitzen, daß ihre Blumenblätter, wo dergleichen vorhanden sind, nicht, wie bey den eigentlichen Blumen geschieht, verwelkt abfallen, sondern um die Frucht herum sitzen bleiben, und also mehr einen Blumenkelch, als eine wirkliche Blume, vorstellen, daß ihre Früchte Beeren werden, und daß fast alle Theile dieser Pflanzen einen scharfen Geschmack haben.

Die von dem Geschlechte Phytolacca bishero bekannte zwey Gattungen haben eine dicke perennirende Wurzel, die der Wurzel des Mangolts, oder einer gelben Rübe, ähnlich ist, und verschiedene Jahre sich gut erhält, und jährlich neue Pflanzen hervor treibt. Die Stämme, deren viele aus einer Wurzel aufwachsen, sind glatt, und theilen sich in verschiedene Aeste. Die Blätter, die an dem untern Theile des Stammes ganz fehlen, kommen oben hingegen desto häufiger, und wachsen sowol aus dem Stamme, als den Aesten, allezeit wechselsweise, und in ungleicher Entfernung, hervor. Sie stehen auf ziemlich langen, glatten, aufwärts gerichteten Stielen, und haben fast die Gestalt der Blätter der Belladonna, denen sie auch in der Größe nicht viel nachgeben, indem sie länglicht sind, und sich endlich in eine Spitze endigen. Sie sind auf beyden Seiten ganz glatt, und mit vielen ästigen Adern, doch ziemlich regelmäßig, durchzogen. Den Rand der größern sowol als kleinern Blätter habe ich allezeit ganz, ohne einige Einschnitte, oder Zähne, beobachtet; nur ist der Rand bey den jüngern Blättern öfters wellenförmig gebogen, dergleichen Blätter alsdenn sehr

leicht,

leicht, wenn sie aufgetrocknet worden, sägförmig gezähnt zu seyn scheinen. An den Aesten kömmt hier und da an einer Stelle, die dem Ursprunge eines Blattes gegen über steht, ein Blumenstengel hervor, der bisweilen gegen ein oder zween Schuh lang wird, und fast auf ein Viertheil seiner Länge ganz bloß ohne alle Blumen ist, oben aber eine sehr lange und dichte Blumenähre trägt. Die Blümchen stehen auf einfachen Stielen, die unter einem fast geraden Winkel aus dem Stengel hervor stehen, und bey ihrem Ursprunge ein kleines Blättchen unter sich sitzen haben. Die Blume selbst ist ziemlich klein, und hat fünf fast gleich große runde, ausgehöhlte, und mit der Spitze etwas einwärts gebogene Blumenblätter, die eben so, wie bey den Blumen der Rose geschieht, ausgebreitet, um die Frucht herum stehen, außer welchen sonst kein Blumenkelch anzutreffen ist. Zwischen den Blumenblättern und der jungen Frucht stehen die Staubfäden, die unten rings um die Boden der Frucht hervor kommen, und auf zarten Fäden, die fast die Länge der Blumenblätter erreichen, runde kleine Staubfächer tragen. Dieser Staubfäden sind bey der einen Gattung allezeit zehen, bey der andern aber sechszehen bis achtzehen. Die junge unzeitige Frucht ist rund, etwas platt, und in der Mitte vertieft, und durch zehen, bisweilen aber auch nur sieben bis acht Furchen, die in der Vertiefung zusammen kommen, in eben so viel Erhebungen abgetheilet. Aus dieser Vertiefung kommen zehen kurze auswärts gebogene Staubwege, die ganz einfach sind, und sich in eine Spitze endigen. Nach geschehener Befruchtung und Blüte verlieren sich

zwar die Staubfächer. Die Staubfäden aber, und die Blumenblätter bleiben, nur etwas verwelkt und zurück gebogen, stehen, und diese stellen nun einen Blumenkelch, auf welchem die Frucht sitzt, vor; so wie bey den meisten Blumen, die keine Blumenblätter haben, der Kelch die zeitige Frucht umgiebt. Die Frucht selbst aber wird nach und nach immer größer und größer, als vorhero die ganze Blume war, und verwandelt sich in eine runde, platte, in der Mitte vertiefte, und mit zehen, bisweilen aber auch wenigern Furchen, außen durchzogene, saftige, dunkelbraune Beere, die noch mit den übrig gebliebenen Staubwegen gekrönet, und in eben so viel unterschiedene Fächer abgetheilet ist, als Furchen außen erscheinen, deren jedes ein einfaches, glattes, nierenförmiges braunes glänzendes Saamenkorn enthält.

Dieser Bau und diese Einrichtung ist bey den bishero bekannten, wirklich verschiedenen Gattungen dieses Geschlechts gemeinschaftlich, die zwar Herr Linnäus nur für Abänderungen einer Gattung hält. Es finden sich aber bey diesen beyden Gattungen so viele Merkmaale, die einer jeden ins besondere eigen sind, und so viele Unterscheidungszeichen, daß es fast nicht möglich ist, sie für bloße Abänderungen zu halten.

Die eine, nämlich die gemeinere und mehr bekannte Gattung hat eine stärkere Wurzel, die sechs, acht bis zehen Jahre, auch die strengsten Winter durch, unter freyem Himmel, ohne einige Bedeckung in der Erde sich erhält, und immer jährlich neue, stärkere und mehrere Stämme, statt der im vorigen Herbste abgestorbenen, austreibt. Die

Stämme

Stämme werden jährlich sechs, ja in sehr guten Boden bisweilen zwölf Schuhe hoch, die über drey Finger, und bisweilen fast Armes dick werden, gleich von der Wurzel an, eben wie die vielen Aeste, in welche sie sich bald ausbreiten, größten theils roth gefärbt, und sonst ganz rund, glatt, ohne einige Furchen oder Ecken an ihrer Oberfläche sind, die Blätter sind fast größer, als bey der andern Gattung, und mehr dunkelgrün. Von dem Anfange eines jeden Blätterstiels laufen zwey geringe Striche längst dem Aste lang hin. Die Stengel der Blumenähren sind eben so, wie die Aeste, glatt und rund, und ebenfalls röthlicht. Die Blumenstiele aber sind über doppelt so lang, als bey der andern Gattung, öfters fast von der Länge eines halben Zolles, und sind mit verschiedenen kleinen spitzigen Schuppen oder Blättchen bekleidet, und tragen sehr oft außer der ordentlichen Blume noch eine oder zwo kleinere, und unvollkommene. Die Blumenblätter sind alle einander ganz gleich, völlig und mehr ausgehöhlet, von außen ziemlich roth, inwendig aber röthlicht weiß. Staubfäden sind bey dieser Gattung allezeit nur doppelt so viel, als Blumenblätter, und also zehen. Die junge unzeitige Frucht ist meistentheils mit zehen Furchen durchzogen, doch sind deren bisweilen, obgleich nicht so oft, als bey der andern Gattung, weniger, sieben, acht bis neun. Die zeitige Beere ist gleichfalls durch eben so viel Furchen abgetheilet, und wird, wenn sie zu ihrer Zeitigung gelanget, endlich ganz dunkelbraun, und hat, wenn sie auch ganz trocken geworden, die trockenen rothen Blumenblätter noch unter sich sitzen.

Die andere Gattung ist von dieser erst beschriebenen in den meisten Theilen der Pflanze und Blume verschieden.

Die Wurzel ist nicht so dauerhaft, als bey der vorigen Gattung, und muß in einem Topfe im Gewächshause überwintert werden, da sie alsdann verschiedene Jahre aushält, und statt der im vorigen Herbste abgestorbenen jährlich neue Stämme treibt. Diese Stämme werden aber weder so hoch, noch so dick, als bey andern Gattungen, sind ganz grün, und eben so, wie die Aeste, zwar glatt, aber nicht rund, sondern eckicht, und mit tiefen Furchen der Länge nach durchzogen. Die Blätter sind den andern, der Figur nach, fast gleich, nur etwas mehr blaßgrün. Von dem Anfange eines jeden Blumenstengels läuft an dem Aste der Länge nach, bis zu dessen Anfange, ein erhabener Riefen hinunter, der so stark über der übrigen Oberfläche des Astes hervor steht, daß es scheint, als ob der Blumenstengel schon dieser ganzen Länge nach an dem Aste angeklebt und von außen angewachsen wäre. Die Blumenstengel selbst sind ebenfalls eckicht, und nach Verhältniß der Pflanze länger, sonsten aber ganz grün. Die Blumenstiele sind viel kürzer, als bey der andern Gattung, und kaum so lang, als das unter jedem Stiele sich befindliche schmale spitzige Blättchen, indem die Länge des Stiels kaum den Durchmesser der Blume übertrifft; doch sind diese Stiele nicht so kurz, daß man sagen könnte, die Blume und die Frucht säßen an dem Stengel, wie Dillenius durch die dieser Gattung beygelegte Benennung anzuzeigen scheint, und tragen nur eine einzige Blume. Die Blume

selbst

selbst ist etwas größer, als bey der andern Gattung, und hat zwey ganz schmale Blättchen unter sich sitzen. Die fünf Blumenblätter sind allezeit weiß, mit einer grünlichten Spitze, zwar ebenfalls ausgehöhlt, doch aber mehr ausgebreitet, etwas größer, länglichter, und merklich spitziger, als bey der andern Gattung, doch scheint von diesen fünf Blumenblättern bey zweyen die Spitze etwas stumpfer, als bey den drey andern zu seyn. Ein besonders deutliches Unterscheidungszeichen giebt die Anzahl der Staubfäden, deren ich bey dieser Gattung allezeit mehrere, als bey der andern, und zwar beständig, sowol bey Pflanzen, die in Töpfen, als in der freyen Erde, stunden, sechzehn bis achtzehn gefunden habe. Sie entspringen ebenfalls aus dem Boden der Blume (thalamo) zwischen den Blumenblättern und der Frucht, sind nicht gar so lang, als die Blumenblätter, theils aufgerichtet, theils etwas flach liegend, und tragen Staubfächer, die denen bey der andern Gattung völlig ähnlich sind. Die Staubwege, deren ich allezeit eben so viel bemerket, als Furchen auf der Frucht vorhanden sind, sind wie bey der andern Gattung zugespitzt, und auswärts gebogen. Die Frucht ist mit zehen, doch auch bisweilen, und zwar öfters, als bey der andern Gattung, mit wenigern Furchen durchzogen, und dadurch in gleich viele Erhebungen abgetheilet. Die zeitigen Beeren habe ich noch nicht selbst gesehen, weil alle meine Pflanzen durch einen unvermutheten Nachtfrost zerstöhret worden, ehe die Früchte, die schon ziemlich groß, aber noch grün waren, zu ihrer völligen Reife gelangen können.

Nach des Herrn Dillenius Beschreibung *b*) sind diese Beeren fast ganz glatt, ohne sehr merkliche Furchen, sonst aber fast eben so groß und dunkelbraun, und gleichfalls mit den sitzend gebliebenen trockenen Staubwegen gekrönet, als bey der andern Gattung geschieht, und sitzen sehr dicht bey einander, und auf so kurzen Stielen, daß es scheint, sie säßen an dem Stengel fest.

Aus diesen Beschreibungen erhellet zur Genüge, wie sehr diese beyde Pflanzen von einander verschieden seyn, und da die letztere Gattung durch ihren eckigten ungleichen Stamm, eckigte Aeste und Blumenstengel, durch ihre kürzere Blumenstiele, durch ihre größere und weißere Blume, die nirgends röthlich gefärbet ist, und besonders durch ihre mehrere Staubfäden, so viele eigenthümliche Merkmaale und unveränderliche Unterscheidungszeichen erlanget: so wird jedermann, der diese verschiedene Merkmaale genauer betrachtet, leicht zugestehen, daß diese beyden Pflanzen nach allen Regeln, die uns die Kräuterkunde an die Hand giebt, für zwey wirklich unterschiedene Gattungen gehalten zu werden verdienen, und fast auf keine Weise nur für zufällige Abänderungen können angesehen werden. Wenn also die erste Gattung Phytolacca caule tereti, staminibus decem: die andere Phytolacca caule angulato, staminibus octodecim benennet würde, so würden diese kurze Benennungen die Hauptmerkmaale beyder Gattungen gleich anzeigen, und hinlänglich seyn, selbige bey dem ersten Anblicke von einander unterscheiden zu können.

Wir

b) Hort. Elth. p. 319.

Wir wollen nun kürzlich einige Namen, unter welchen diese Pflanzen bey andern Schriftstellern vorkommen, beyfügen. Keine dieser beyden Gattungen ist den alten Kräuterkennern bekannt gewesen, indem solche erst in den spätern Zeiten aus America zu uns gebracht worden, und kommen also weder in des berühmten Clusii Pflanzengeschichte, noch in den Schriften der Gebrüder Bauhin vor. Die erstern zuverläßigen Nachrichten von der gemeinern Gattung zeigen sich in den Schriften der englischen Kräuterkenner des vorigen Jahrhunderts, in deren Beschreibungen selbige, ungeachtet der unschicklichen Namen, mit denen sie vorkömmt, gar leicht zu kennen ist. Sie hielten dieselbe für eine Gattung des Solanum, denn so wird sie von Parkinson *c*) Solanum magnum rubrum Virginianum; und von Morison *d*) Solanum Virginianum rubrum racemosum, baccis torulis canaliculatis genannt, und abgezeichnet. Plucknet *e*) hat solche gleichfalls mit dem Namen Solanum racemosum Americanum angeführt, und in einer, obgleich etwas schlecht gerathenen Figur *f*) vorgestellet. Ray *g*) hat in seiner Pflanzengeschichte diesen Namen beybehalten. Einige andere, besonders holländische, Kräuterkenner nannten diese nämliche Pflanze Blithum oder Amaranth, wegen einiger Gleichheit, welche sich in Ansehung der Figur und Farbe der Blätter zwischen dieser

c) Theatr. Botan. p. 349.
d) Hist. Plant. III. p. 522. Sect. XIII. Tab. I. f. 22.
e) Almagest. p. 353.
f) Phytograph. Tab. 225. f. 3.
g) Hist. Plant. p. 662.

dieser Pflanze und einigen Gattungen des Amaranths zeiget, obgleich die Blumen und Früchte auf das äußerste von einander verschieden sind. So nennt solche **Munting** *h*) Blitum Americanum, und **Commelyn** *i*) hat sie unter dem Namen Amaranthus baccifer, Circaeae foliis, abgebildet, welche Figur aber so übel gerathen ist, daß man sie kaum für eine Abzeichnung der Phytolacca halten sollte. **Tournefort** ist der erste gewesen, der gezeiget hat, daß diese Pflanze weder zu dem Geschlechte des Solanum, noch des Amaranths gerechnet werden könnte, sondern daß sie ein eigenes von allen andern völlig verschiedenes Geschlecht, dessen Character er beschrieben *k*) und abgezeichnet *l*) hat, ausmache, welcher er die neue Benennung Phytolacca beyleget, weil die Beeren derselben eine dem Gummilack, dessen sich die Mahler bedienen, ähnliche dunkelrothe Farbe geben. **Tournefort** aber hat auch ebenfalls nur die gemeine Gatung gekannt. Denn ob er gleich zwo Gattungen, die er durch die größere und kleinere Frucht unterscheidet *m*), anführet: so ist doch nun hinlänglich erwiesen, daß diese tournefortischen Gattungen nur bloß zufällige Abänderungen sind. Herr **Dillenius** *n*) unterscheidet sie von der andern Gattung durch den Namen Phytolacca vulgaris, und hat ihre besondere Eigenschaften und Unterscheidungszeichen,

h) Nauwkeuryge Beschryvung der Aardgewassen 1696.
i) Hort. Amstel. I. Tab. 66.
k) *Tournef.* Inst. Rei Herb. p. 299.
l) Tab. 154.
m) Phytolacca Americana fructu maiori, und Phytolacca Amer. fructu minori.
n) Hort. Eltham. 318. T. 239. f. 309. 310.

chen, sowol in der beygefügten Beschreibung, als auch in der Figur der Blumenähre und des mit Früchten besetzten Stengels genau angegeben. Herr von Haller *o*) nennt sie Phytolacca fructu petiolato decemfido. Herr Linnäus *p*), der mit dieser Gattung die andere als eine Abänderung vereiniget hat, giebt diesen beyden Pflanzen als einer Gattung den Namen Phytolacca foliis integerrimis, zum Unterschiede einer in dem Horto Malabarico *q*) abgezeichneten Pflanze, die bey ihm Phytolacca foliis serratis heißt, worinnen ihm auch die meisten Neuern, die nach ihm geschrieben, gefolget sind.

Die andere Gattung scheint vor der Ausgabe des von Dillenio geschriebenen Horti Elthamensis wenig oder nicht bekannt gewesen zu seyn. Denn ob gleich Kämpfer *r*) schon vorhero nicht nur von dieser Pflanze unter dem japanischen Namen Sicoriku, oder Jamma Gobó, eine Figur gegeben, die ihre ganze Gestalt ziemlich genau vorstellet, sondern auch in der beygefügten Beschreibung die vornehmsten Merkmaale, wodurch sie sich von der gemeinen Gattung unterscheidet, bemerket, indem er ausdrücklich meldet, der Stamm sey mit vielen tiefen Furchen durchzogen, und eben sowol, als die Blätter, ganz grün, die Blumenblätter, die niemalen abfielen, wären ganz weiß, u. s. f. so ist doch Dillenius der erste gewesen, der diese zweyte Gattung in der kämpferischen Figur und Beschreibung entdecket hat. Es

o) Enum. Plant. Hort. Gott. p. 211.
p) Hort. Cliffort. p. 177.
q) Hort. Malab. Tom. II. p. 43. T. 26.
r) Amoenit. exot. Fasc. V. p. 228.

Es findet sich zwar schon in des Fernandez Beschreibung von Mexico *s*) die Abbildung einer Pflanze mit dem Namen Cuechiliz Tomatl, die, wenn sie anders eine Phytolacca vorstellen soll, dieser zweyten Gattung ähnlicher, als der vorigen ist. Es ist aber diese Figur so grob und unvollkommen, daß sich nichts mit Gewißheit davon bestimmen läßt, Dillenius *t*) ist also der erste gewesen, der diese Pflanze als eine besondere Gattung mit der Benennung Phytolacca Mexicana baccis sessilibus, von der andern unterschieden und bekannt gemacht, und ihre ganze Gestalt so deutlich abgebildet *u*), als die Unterscheidungszeichen und eigenthümliche Merkmaale genau angegeben und beschrieben hat. Es scheint zwar diese seine Abbildung und Beschreibung von unsern Beobachtungen einigermaßen abzugehen. Denn er schreibt dieser mexicanischen Gattung nur eben so viel Staubfäden, als der andern zu; ich habe auch bey keiner Pflanze, die in dem hiesigen Garten gewesen, weder die Blumen noch Früchte so dicht bey einander an dem Stengel sitzen sehen, als er in seiner Figur es abgebildet hat; und die Blumenstiele an unserer Pflanze, ungeachtet sie kürzer, als die bey der andern Gattung sind, habe ich doch niemalen so kurz gefunden, daß ich selbige deswegen Phytolaccam baccis sessilibus nennen könnte. Da aber doch Herr Dillenius seiner Gattung ebenfalls einen ganz grünen und eckigten Stamm zuschreibt, da er ausdrücklich erinnert, daß die Blumenblätter weißlicht grün, größer, spitziger

s) Hist. Mexic. p. 374.
t) Hort. Elth. 318. sqq.
u) Tab. 239. f. 308.

ẓiger und mehr ausgebreitet seyn, als bey der gemeinen Gattung; da er, ungeachtet seiner Benennung, zugiebt, daß doch bisweilen wirkliche, obgleich ganz kurze Blumenstiele vorhanden seyn: so glaube ich, könne man aus der Uebereinstimmung dieser Merkmaale gar wohl schließen, daß unsere hier beschriebene zweyte Gattung, die nämliche sey, welche Herr Dillenius beschrieben hat, und daß nur dieser große Kräuterkenner die Staubfäden nicht genau genug gezählet, oder wenn er ja mehrere gefunden, es vielleicht nicht für wichtig genug gehalten habe, solches anzumerken. Der berühmte englische Gärtner und Kräuterkenner, Miller, füget in der neuesten Ausgabe seines Gärtner-Lexicon *x*) nur zwo Gattungen an, bey welchen er die Namen des Dillenii beybehält, nachdem er gefunden, daß die ehedem von ihm angeführte tournefortischen Gattungen fructu majori und minori nur Abänderungen sind. Herr von Haller *y*) giebt dieser zweyten Gattung den Namen Phytolacca fructu octofido sessili. Brown hat in seiner Historie von Jamaica *z*) ebenfalls zwo Gattungen, deren eine Phytolacca erecta simplex aut divisa, foliis integris, sustentaculis spicarum rotundatis; die andere Phytolacca assurgens ramosa, spicis florum longissimis, sustentaculis trigonis genennt wird. Es ist aber nicht so leicht, zu bestimmen, welche von beyden Benennungen zu dieser mexicanischen Gattung gehöre. Denn ob gleich das der letztern beygefügte Merkmaal, sustentaculis florum trigonis,

x) S. Deutsch. Uebers. dritter Theil, S. 824.
y) Lib. cit. 212.
z) Hist. of Jamaica. p. 232.

gonis, diese mexicanische Gattung zu bestimmen scheint: so kömmt doch die ganze übrige Beschreibung mehr mit der gemeinen Phytolacca überein, da die Nachrichten von der andern, die nicht so hoch wächst, ungeachtet des unschicklichen Namens, sich besser zu dieser schicken. Nachdem Herr Linnäus schon in seinem Horto Cliffortiano *a*) diese zwo verschiedene Gattungen für bloße Abänderungen einer Pflanze, welcher er den Namen Phytolacca foliis integerrimis beyleget, ausgegeben hat, und diese Meynung in seinen neuern Schriften *b*) beybehält: so geschieht auch in den meisten neuen Kräuterverzeichnissen nur einer Gattung Meldung, weil deren Verfasser, z. E. van **Royen** *c*), **Gronot** *d*), **Wachendorf** *e*) u. a. dem Beyspiele des Herrn Linnäus allzu leicht gefolget sind. Auch bey dieser Gelegenheit können wir sehen, wie schädlich es für die Kräuterkunde sey, wenn man allzugeneigt ist, zwo einander etwas ähnliche Pflanzen, sogleich für bloß von einem zufälligen Umstande verursachte Abänderungen zu halten, indem dadurch das Gedächtniß der einen Gattung nach und nach völlig verschwindet, und sich unter dem Haufen der veränderlichen und unbeständigen Abänderungen der Aufmerksamkeit der Kräuterkenner entzieht.

Ob die andere vom Herrn Linnäus angeführte Gattung, Phytolacca foliis serratis, oder Nalagu Hort.

a) p. 177.
b) Vid. Hort. Vpſ. 117. Spec. Plant. 441.
c) Prodr. Flor. Lugdbat. p. 222.
d) Flor. Virgin. p. 161.
e) Hort. Vltraiect. p. 260.

Hort. Malab. T. II. Tab. 26. p. 42. zu dem Geschlechte Phytolacca gerechnet werden könne, und als eine wirkliche Gattung desselben anzusehen sey, ist sehr zu zweifeln. Denn die Blätter stehen allezeit paarweise gegen einander über, welches doch weder bey der Phytolacca, noch auch bey irgend einer andern Pflanze der Classe, wohin die Phytolacca gehört, geschieht. Der Blumen Stengel entspringt nicht dem Blatte gegen über, sondern kömmt zwischen zwey Blättern hervor. Der Blume wird, ausser den fünf Blumenblättern, noch ein besonderer Kelch zugeschrieben, und es scheint nur ein Staubweg vorhanden zu seyn, und die ganze Gestalt geht von dem Geschlechte der Phytolacca völlig ab. Wir glauben also am sichersten zu gehen, wenn wir nur die oben von uns beschriebenen zwey Pflanzen, die Phytolaccam Virginicam vulgarem und die Mexicanam so lange für die zwo einzigen wahren und wirklich verschiedenen Gattungen dieses Geschlechtes erkennen, bis die angeführte malabarische Pflanze wird genauer beschrieben, oder eine andere von diesen beyden wirklich verschiedene wahre Gattung entdeckt worden seyn.

Diese zwo verschiedene Gattungen wachsen auch wirklich in verschiedenen Gegenden. Das bekannte Vaterland der erstern Gattung ist der den Engländern zugehörige Theil von Nordamerica, von Georgien bis Neu-York; und Herr Kalm *f)* versichert, daß sie

f) Kalms Reise nach dem nördlichen America. II. Theil. S. 246.

sie besonders in Pensylvanien, bey den Höfen an den Landstraßen, in den Hecken und Gebüschen in großer Menge wachse, und an diesen Orten oft eine Höhe von zwo Klaftern erreiche, da sie auf dem Felde hingegen ganz niedrig stehe. Es haben zwar einige Engländer geglaubet, diese Pflanze sey nicht von jeher in diesen Gegenden gewesen, weil sie nur bey bewohnten Orten, aber nicht in der Wildniß gefunden würde. Da aber diese Muthmaßung an sich sehr ungewiß ist, und diese Pflanze nun überall in größter Menge ohne einige Wartung wächst: so kann man sie wenigstens mit eben dem Rechte unter die einheimischen nordamericanischen Pflanzen zählen, als wie die wilden Aepfel= Birn= und Kirsch=Bäume, die gelbe Onagra, den gemeinen Erdrauch, Reinfaren g) unter die einheimischen Gewächse von Deutschland bringen. Nach Browns Berichte wächst sie auch dermalen häufig wild in Jamaica auf kühlen Hügeln. In den meisten europäischen Kräutergärten kömmt sie gar leicht fort, und erhält sich verschiedene Jahre ohne einige Wartung unter freyem Himmel, da sie in Italien um Mayland und in dem Florentinischen auf freyem Felde nun wild wächst, und sich von den ursprünglich einheimischen Gewächsen gar nicht mehr unterscheidet.

Die andere Gattung wächst nur von selbst in wärmern Gegenden in Mexico, Jamaica, wenn, wie es scheint, die eine von Brown angeführte Gattung hieher gehöret, und in Japan, wo sie von Käm=

g) Diese zwey letzteren nun überall wild wachsenden Pflanzen sind noch zu Conr. Geßners Zeiten äusserst selten gewesen.

Kämpfer gefunden worden, und ohne Zweifel auch in andern Ländern, die die gleiche Lage haben. Sie ist also auch viel zärtlicher, als die andere Gattung, und muß im Herbste beyzeiten in ein Gewächshaus, wo sie mäßige Wärme hat, gebracht werden, da sie den Winter durch frisch und gesund bleibt. Wenn man die Töpfe, in welche diese Pflanze aus dem Mistbeete versetzt worden, in das Gewächshaus bringt, ehe die Blumen hervorgekommen, so blühet sie, nach des Gärtner Millers *h*) Berichte den ganzen Winter durch fort, und macht im Frühlinge ihre Beeren reif.

Wir wollen nun von dem Nutzen dieser Pflanzen handeln. Da die zweyte Gattung noch nicht sehr bekannt ist, so ist auch von ihrem Nutzen wenig zu sagen, doch scheint es, daß sie gleiche Kräfte mit der gemeinen besitze. Die Wurzel dieser gemeinen Gattung taugt, nach Parkinsons *i*) Berichte, zur Speise, wenn der scharfe heftig purgirende Saft daraus gezogen worden. Nach der Versicherung desjenigen Arztes in Neuyork, der zuerst in dem Gentleman's Magazin 1751 die Phytolacca, als ein vorzügliches Mittel gegen den Krebs gerühmet, hat die etwas geröstete, und dann in Form eines Breyes aufgelegte Wurzel öfters hartnäckichte Geschwüre, die schon einen verhärteten Rand hatten, und ganz callös waren, völlig geheilet, wenn keine andere Mittel mehr helfen wollten. Herr Kalm *k*) berichtet,

E 2 es

h) S. Gärtner-Lexic. III. Th. S. 224.
i) Vid. Theatr. Botan. 349.
k) S. besagte Reise, S. 245.

es würde in Nordamerica eine rothe Farbe aus der Wurzel gezogen, es wird aber nicht angegeben, auf welche Weise dieses geschehe. Die jungen Triebe, die im Frühlinge aus der Erde hervordringen, werden in Nordamerica *l*) und Jamaica *m*) wie Spargel, und die jungen noch ganz zarten und kaum entwickelten Blätter wie Spinat zugerichtet, und geben ein wohlschmeckendes und sehr gesundes Gerichte, zu welchem Endzwecke in Jamaica die Gattung, die Phytolacca vix in ramos diuisa, sustentaculis spicarum rotundatis genannt wird, in den meisten Küchen-Gärten gebauet wird. Wenn aber schon etwas große und ausgewachsene Blätter genossen werden, so verursachen sie leicht den heftigsten Durchfall. Hauptsächlich aber ist diese Pflanze merkwürdig wegen ihrer Kraft, krebsartige Geschwüre zu heilen. Es ist diese Eigenschaft der Phytolacca zuerst in Nordamerica, und besonders in der Provinz Conurcticut entdecket, erst aber seit einigen Jahren durch einen angesehenen Arzt in Neu-York in Europa bekannt gemacht worden, mittelst eines Aufsatzes, der in dem Gentleman's Magazin 1757. Vol. XXI. p. 305. erschienen ist. Dieser Aufsatz, dessen Verfasser ein gründlicher und erfahrner Mann zu seyn scheint, enthält verschiedene Beobachtungen von verschiedenen Fällen, wo krebsartige Geschwüre, die zum Theile schon äußerst bösartig waren, sowol am Gesichte, als an der Brust bloß durch den äußerlichen Gebrauch der Phytolacca geheilet worden, wobey man folgender Gestalt

l) S. ebendas. S. 339.
m) *Brown* Hist. of Jamaic. l. c.

Gestalt verfährt. Man drückt aus den zusammengenommenen und mit einander zerquetschten jungen Aesten, Blättern und Beeren den Saft aus, setzet solchen in einem irdenen Gefäße an die Sonne, und läßt ihn bis zur Dicke einer Salbe eintrocknen, welche man auf ein Blatt der Phytolacca selbst, oder sonst auf eine andere schickliche Sache aufstreicht, und auf den leidenden Theil legt, und alle zwölf oder vier und zwanzig Stunden erneuert. Es erregt bey fortwährendem Gebrauche sehr heftige Schmerzen, und verursachet bisweilen, daß an dieser Stelle tiefe Löcher hineinfallen. Nach einiger Zeit aber bringt es doch dergleichen Geschwüre völlig zur Heilung, ohne innerliche Arztneyen dabey genommen zu haben. Unter denen in diesem Aufsatze angeführten Beobachtungen ist besonders die Geschichte einer jungen Frauensperson von zwanzig Jahren merkwürdig, bey welcher ein schon offener Krebs an der Brust, bloß durch das äußerliche Auflegen dieses verdickten Saftes der Phytolacca innerhalb sieben Monaten, ohne einige innerliche Arztneyen so geheilet wurde, daß er nachhero sich niemalen wieder gezeiget. Diese Nachrichten ermunterten auch die Aerzte in Europa mit dem Safte der Phytolacca gleiche Versuche zu machen, die auch öfters mit dem besten Erfolge begleitet waren. Es scheint aber doch dieses Mittel die letztern Jahre wieder etwas aus der Mode gekommen zu seyn, nachdem die zu verschiedenenmalen glückliche Wirkung der Belladonna und des schwarzen Solani die Aufmerksamkeit der meisten Aerzte auf sich gezogen hat.

Ohnerachtet das Vieh diese Pflanze nicht anrühret, und also schon hieraus erhellet, daß

die Blätter, wenn sie groß geworden, etwas giftig seyn müssen: so werden doch die zeitigen Beeren von den Vögeln mit Begierde gesucht, welches ein fast gewisses Merkmaal ihrer Unschädlichkeit ist, so wie auch in Nordamerica *n*) diese Beeren im Herbste von den Kindern, ohne einige Ungelegenheit, häufig genossen werden. Der zu zwey Drachmen einem Hunde gegebene ausgepreßte Saft aus den Beeren hat zwar einige Zückungen verursachet, die aber doch bald wieder, ohne einige weitere Folgen, aufgehöret haben *o*). Daß die Phytalacca unter die schmerzstillenden Arztneyen gehören solle, läßt sich weder aus den erst angeführten Beobachtungen von den Wirkungen dieser Pflanze schließen, noch giebt uns die Classe, wohin selbige oben gerechnet worden, zu dieser Muthmaßung einige Veranlassung, indem alle Pflanzen dieser Classe, die vom Herrn Linnäus Piperitae genennet worden, zwar scharf sind, keine aber eine betäubende oder schmerzstillende Kraft besitzt. Es scheint vielmehr diese Meynung bloß daher entstanden zu seyn, weil man die Phytolacca für eine Gattung des Solanum gehalten hatte, und man hatte vielleicht keinen andern Grund, als diesen, wenn man in Frankreich die Phytolacca demjenigen schmerzstillenden Balsam, der Baume tranquille genennet wird *p*), beymischte. Da der Saft der zerdrückten

n) Kalms Reise, 339. 340.

o) S. Herrn Prof. Sprögels Disputation: Experimenta circa varia venena in vivis animalibus instituta.

p) S. Suite de la matiere medicale *de Geoffroy* Tom. I. p. 405.

drückten Beeren eine vortreffliche Purpurfarbe hat, so wäre zu wünschen, daß man ein Mittel hätte, wodurch diese Farbe auf Leinewand oder Wolle könnte beständig und dauerhaft gemacht werden, dergleichen Vortheil aber, so viel mir wissend, noch nicht bekannt ist.

Endlich hat auch die gemeine Gattung der Phytolacca in den Gärten auf den Rabatten ein schönes Ansehen, besonders im Herbste, wenn die Aehren der Früchte mit ihren purpurrothen Beeren zwischen den großen prächtigen Blättern prangen, um so mehr, wenn diese Pflanzen auf einen guten Boden zu einer Höhe von sechs Schuhen und drüber erwachsen, und sich dabey auf eine ansehnliche Weise durch ihre vielen Aeste ausbreiten.



* *

VI.

Von der Ehre, die großen Männern unter den Römern erwiesen wurde.

Aus dem Italiänischen der Notizzie Leterarie.

Schmeicheley und eine knechtische Verehrung kam mit der Macht zu gleicher Zeit auf; und ob sich gleich ein edelmüthiger Geist nicht damit vergleichen kann: so hat sie doch in allen Ständen, unter allen Nationen, und oft gewisser maßen, mehr die Oberhand gewonnen, als sonst ein Gebrauch. Man kann kaum sagen, wie weit die Armen, die Candidaten, die sich um Aemter bewerben, die Clienten, und diejenigen, die andern unterworfen waren, unter den Römern; diesem Volke, das seiner Großmuth wegen so sehr gerühmet ward, ihre Schmeicheley und Unterthänigkeit trieben. Die heutigen Ceremonien der Höflichkeit, oder die Ehrfurcht der Vasallen gegen ihre Herren, ist gegen die Aemsigkeit und Niederträchtigkeit unter jenen, Vertraulichkeit oder Geringschätzung.

Die Ehrenbezeigung unter den Römern wurde durch das Wort Affectatio ausgedruckt, und schloß dreyerley in sich, Salutatio, Deductio und Assiduitas; alle

alle drey Pflichten, die man denen ohne Erlassung bezeigen mußte, von welchen man etwas erwartete. Die erste von diesen Ceremonien war die Salutatio, und diese war keine kurze Begrüßung auf der Strasse; sondern die armen und von andern abhangenden Leute pflegten in die Häuser großer Männer zu gehen, ihnen einen guten Morgen zu wünschen und sie zu bedienen; diese wurden Amici communes genannt, und versammleten sich in der Halle, und in den Vorzimmern: Aber Juvenal redet in seiner dritten Satyre von den höchsten Obrigkeiten, die sich noch zu weit niederträchtigern Ehrenbezeigungen herabließen.

> Quod porro officium, (ne nobis blandiar) aut quod
> Pauperis hic meritum? si curet nocte togatus
> Currere, cum praetor lictorem impellat et ire
> Praecipitem iubeat, dudum vigilantibus orbis
> Ne prior Albaniam, aut Modiam collega salutet.

Diese unersättlichen Elenden konnten sich bequemen, vor den Häusern der Witwen und kinderlosen Frauen ihre Beugungen zu machen, und weil diese Salutationes gemeiniglich bey, oder vor Anbruche des Tages geschahen, so wurden sie Officia anteluculana genannt. Dieser knechtische Haufen beschäfftigte sich so lange, bis seine Abgöttinn erschien, im Vorhofe, oder in den Nebenzimmern, die daher Cubicula salutatoria genannt wurden; aber in den Häusern der höchsten Personen war ein Unterschied unter den Zimmern nach dem Stande der Leute. Leute vom Range, die ihren Besuch ablegten, giengen in das

Vorzimmer, andere aber, die Beystand oder Schutz suchten, blieben draußen.

So bald der Herr des Hauses erschien, erklang das Zimmer von salue, oder ave: anfänglich gebrauchte man das Dominus, hernachmals aber wurde die Benennung Rex gemeiner; darauf boten sie, einer nach dem andern, mit den ehrerbiethigsten Gebärden demselben ihre Person und Dienste an; ihre Complimente wurden beständig von den Gönnern höflich beantwortet, die aber den angesehensten von denen, die den Besuch abstatteten, nichts mehr als einen Kuß gaben, nachdem er im Vorplatze herumgegangen war, wurde er wieder unsichtbar. Wenn jemand sich das Misfallen seines Gönners zugezogen hatte, so wurde er nicht vorgelassen, oder mußte warten, oder wurde nur mit einem Nicken beantwortet, und oft mußte er gar ohne alle Antwort abziehen. Etwas diesem ähnliches, wird in unsern Tagen unter den Großen oft gesehen. Aus diesem ersten Besuche eilten einige fort, ein gleiches in den Häusern anderer mächtigen Männer zu verrichten, von welchen sie etwas anders erwarteten; andere blieben da, ihren Gönner zu begleiten, wenn er ausgieng.

Die zwote Art, ihre Höflichkeit zu bezeigen, war die Deductio, die Begleitung großer Leute auf den Markt, oder in den Rath, und zu andern Oertern, und dann wieder nach Hause; eine Ceremonie, die sich zu den Geschäfften, die wir itzo haben, schlecht schicken würde: und außer Streit zogen sie bey solchen Gelegenheiten ihre besten Kleider an. Die Begleiter, die in dem größten Credit, oder bey den Grossen

sen im größten Vertrauen standen, waren ihrer Person am nächsten; der Gönner selbst gieng zu Fuße, oder fuhr; die übrigen giengen vor oder hinter ihm. So saget uns Martial, daß er einen, Bassus mit Namen, begleitet habe, als er Witwen seine Aufwartung machte, um ihnen ein gutes Vermächtniß abzuschwatzen. Eben dieser Dichter gedenkt des Paulus, eines nicht geringeren Mannes, als ein Consul, der sehr fleißig Morgenbesuche abstattete, und so gar demüthig hinter den Sänften hergieng. So tief war die consularische Würde unter den Kaisern herabgesetzet. Diejenigen, die voran giengen, bekamen den Schimpfnamen Anteambulones. Die dritte Art, sich in Gunst zu setzen, war die Assiduitas, die allerhöchste Dienstfertigkeit. Sie kamen nach dem Morgengruße nicht wieder zu Hause, sondern begleiteten ihren Patron den ganzen Tag, wohin er gieng. Es ist wahr, diejenigen, die ihre Zeit so verschleuderten, waren gemeiniglich dürftige Leute; ein Ritter oder Rathsglied ließ sich selten so tief herab, es sey denn, daß sie Candidaten waren, und alsdenn doch nur gegen eine Person von besonderm Ansehen. Die Assiduitas geschahe auch der Reihe nach. Da endlich das Gefolge von diesen Begleitern die Straßen verengete, so wollte man sie, dem Range der Personen gemäß, auf eine gewisse Anzahl setzen; aber die Tribunen des Volkes schlugen sich darzwischen, die sehr gern einen Schwarm von Pöbel hinter sich hatten, der sie mit Geschrey die Straßen hinunter begleitete. Die Belohnung, die die Nachfolger von den Großen für diese knechtische Bedienungen erhielten, waren für die Armen Geschenke an Lebensmitteln,

teln, und zuweilen Geld und ihr Schutz, für andere aber ihre Vorsprache zu Bedienungen. Dieser Gebrauch war indeß dem jungen Adel nicht unnütz; und wurde vornehmlich deswegen eingeführet, damit diejenigen, die nach den vornehmsten Stellen der Republik strebten, sich unter den vornehmsten Männern nicht nur Gönner machen, sondern durch einen öftern Besuch von ihnen ihre Beredsamkeit, ihre Staatsklugheit, ihre Tugenden und ihr Betragen lernen möchten. Der Dialogus, de Caussis corruptae eloquentiae, den man dem Tacitus oder Quintilian zuschreibt, redet davon: Es war ehedem eine Gewohnheit der Väter, oder der Verwandten aller jungen Leute von Gaben und Erziehung, die in der Republik etwas vorstellen sollten, daß sie dieselben einem großen Redner empfohlen, zu dem der Jüngling sich hielt, ihm im Hause seine Aufwartung machte, ihn allenthalben begleitete, und vornehmlich in seinen gerichtlichen Reden zuhörete. Welche Ehre kömmt der Ehre der Redner gleich? Nicht nur Leute, die mit Staatssachen zu thun haben, schätzen dieselben hoch, sondern auch ein jeder junger Mensch von einiger Hoffnung. Die Väter reden ihren Kindern täglich davon vor; selbst das Volk ist stolz darauf, sie zu kennen, und sie andern mit den Fingern zu zeigen. Das vornehmste Verlangen eines Eingebohrnen oder Ausländers, wenn er nach Rom kömmt, ist dieses, die Männer zu sehen, wovon er so viel gehöret hat.„ Es war also ein Gebrauch, der keinen üblen Ursprung hatte; aber bald durch Stolz und Ehrgeiz verderbt wurde; welche auch die allgemeinen Bewegungsgründe der heutigen Ehrenbezeigungen sind.

VII. Die

* *

VII.

Die Ehre,

ein Gedicht von Brown,

an den

Lord Vicomte Londsdale.

Hic Manus ob Patriam pugnando vulnera paſſi;
Quique Sacerdotes caſti dum vita manebat;
Quique pii Vates, et Phoebo digna locuti,
Inuentas aut qui Vitam excoluere per Artes,
Quique ſui memores alios fecere merendo;
Omnibus his niuea cinguntur Tempora vitta.

Virg. Aen. VI.

Ja, Mylord, alle misbrauchen den ſchönen Namen der Ehre, obgleich ihr Anſpruch darauf eben ſo falſch, als verſchieden iſt: Der ſtolze Filz ſchwellet ſeinen unendlichen Vorrath, und fürchtet dieſen größeſten Schimpf, arm zu ſeyn: ſein klügerer Erbe verlacht die Abſicht des kindiſchen Greiſes, und will durch Verſchwendung den Ruhm beſtechen. Oftmals ſetzet ſich die Ehre auf eine bebänderte Bruſt, ſpottet der ſchwachen Gerechtigkeit, und bietet dem Richterſpruche Trotz; ſie wohnet frohlockend auf der Zunge der Könige; ſie erwecket die Muſe zum Flug, und befiedert ihre Flügel; der Soldat ſieht ſie auf der blinkenden Klinge, der

der Pedant unter den Poltereyen in seinem Gehirne. Sie kann der schwarzen Verrätherey ihre Tracht leihen, und verbirgt ihr Schwerdt ohne Gewissensbisse in einem Freunde. Oft sehen wir ihres Throns phantastischen Stolz auf dem Grabe der Wahrheit und Ehrlichkeit erbauet. Narren und Höflinge, Sclaven, Betrüger und Patrioten geben vor, daß sie ihre Stimme hören, und ihr gehorchen.

Woran sollen wir uns denn halten? — da jeder sich selbst rühmet, sprich, wohnet wahre Ehre bey allen, oder bey keinem?

Die Wahrheit, Mylord, ist deutlich. — Obgleich der gottlose Stolz sich immer selbst anbethet, selbst vergöttert; obgleich Narren, durch Leidenschaft oder Eigenliebe betrogen, niederfallen, und etwas anbethen, was sie selbst gemacht haben: so scheint doch die Göttinn in ihrer göttlichen Gestalt vor allen finstern Götzen vorzüglich hervor; und wird, in ewiger Majestät gekleidet, in allen Ländern und Altern, für unveränderlich und einförmig erkannt.

Aber wie soll man sie erkennen? — nehmet die Vernunft zur Führerinn an, entfernet die Selbstliebe; leget das Glas der Leidenschaft weg; und sehet sie nicht mit dem gelbsüchtigen Auge des Stolzes an. Aber urtheilet nicht übereilend aus einem parteyischen Anschauen von dem, was recht, oder unrecht, oder falsch, oder wahr ist. Zu nahe Gegenstände betriegen das Auge des Anschauenden; untersuchet diejenigen, die in gehöriger Entfernung liegen. Unter den erhabenen Säulen, und dem Stolze einer angenehmen Ordnung kann man schwerlich die Harmonie des Gebäudes entdecken; richtet vielmehr

eure

eure Augen auf den bestimmten Punct, so werden diese kleiner werden, und jenes schöner; neue Schönheiten werden euer bewunderndes Auge auf sich ziehen, und das schöne Ganze in einem gehörigen Verhältnisse sich erheben. Eben so entdeckt sich das wahre Verhältniß der Ehre am besten, wenn die gehörige Länge von Jahren darzwischen liegt: diese trennet den Stolz von der Größe, Schein vom Verdienste, decket die falsche Schönheit auf, und rufet den wahren Reiz hervor; zeiget das, was Lob verdienet, was Tadel verdienet, in Schande versinkt, oder zum Ruhme sich erhebt.

Komm also, laß uns aus alten Exempeln zeigen, was Haß, Verachtung, Hochachtung oder Liebe verdienet.

Kann die Größe wahre Ehre geben? Kann es Aufwand? Kann es Ueppigkeit, oder kann es Pracht?

Die Absicht ist unsinnig, und rasend der fruchtlose Zweck, den schönen Ruhm, wie eine niederträchtige Buhlerinn zu bestechen. Vergebens setzt überredender Glanz sein Ohr in Versuchung, und selbst das alles vermögende Gold wird abgewiesen. Ihr Pyramiden, die ihr vormals dem Himmel drohen konntet, ihr erhabenen Thürme, und in Wolken versteckte Wunder steiget empor! verkündiget dem spätesten Alter den Stolz eurer Erbauer; erzählet die Größe des Tyrannen; nennet seinen Namen. Ihr seyd dahin; — — der verrätherische und vermoderte Stein ist in Staub versunken; der prahlende Titel ist dahin; den Trophäen des Stolzes, durch die verschlingende Fluth der Zeit hinweggekehret,

fehlet die Aufschrift, uns zu melden, wo sie vormals standen. Aber könnten sie auch der Natur nachahmen, und der Zeit Troß bieten, was würden sie alsdenn anders erzählen, als Laster und Eitelkeit? Der wahre Ruhm gehöret dem, obgleich sein Name unbekannt ist, der den Bogen sich wölben, den Stein sich erheben hieß; nicht dem, dessen wildem Befehle die schöne Kunst gehorchete, den die Thorheit gab, und der Leidenschaft geboth.

Nein, Troß der Größe, zeiget sich Stolz und Laster in der Pracht beschämt, und sichtbarer klein.

Umsonst, o Virro, breiten sich deine stolzen Wälder aus; umsonst hebt ein jeder vergüldeter Thurm sein Haupt empor; umsonst gebietet der Herr dem Strome zu fallen, erweitert die Aussicht, und breitet den ebenen Canal aus, wenn das schwarze Gefolge der Schuld sein Gewissen in jedem Spatziergange verfolget, und das Geschrey der Waisen ihn in den Schatten jaget. Betrogner Mensch! durch Laster Ruhm zu hoffen! Deine eingebildete Ehre leitet in wahre Schande: Hasset die Niederträchtigkeit sich selbst, daß sie also Denkmäler ihres Schimpfes errichtet? Die folgenden Zeiten, und noch ungebohrene Alter werden mit einer anständigen Verachtung die lasterhafte Scene sehen; alle Schönheit verachten, die deine stolze Thorheit anlegte, und die Arbeit von der Hand der Unterdrückung verfluchen.

Siehe itzo den Helden unter den Schaaren auf dem Schlachtfelde: kann der Lorbeer des Sieges die Frucht der wahren Ehre tragen?

Den

Den allein finden wir geehret, allein geliebet, der nicht ficht, die Menschen zu zerstören, sondern das menschliche Geschlecht zu erhalten. Die Wuth des Pelides kann unsere Verwunderung erregen, aber der göttliche Hector ist der Mann, den wir lieben. Siehe das Schwerdt des Wilhelms den Stolz eines Tyrannen entwaffnen: siehe Ludewig vor den Waffen des Marlborough zittern; und sage, wer ist ein Freund, oder ein Feind des menschlichen Geschlechtes? Und wer verfluchet nicht jene, und liebet nicht diese? Ungerechte Eroberung kann niemals Beyfall erhalten; nicht der Sieg, sondern die Sache nimmt uns ein. Nicht Cäsar selbst kann sich stellen die Rolle eines Patrioten zu spielen, noch mit falschen Tugenden sein vergiftetes Herz verbergen: aber um dessen Stirn windet sich der Lorbeer gern, dessen Stimme die Freyheit in der wilden Grube wieder erweckte! Ja, wahrhaftig glorreich, allein groß ist der, der für die Freyheit sieget, oder blutet. „Es ist ausgemacht, Helden sind sich beynahe gleich, von dem macedonischen Rasenden an, bis auf den rasenden S*.„ Gleich giftigen Cometen, die an dem Himmel flammen, erheben sich zu bestimmten Zeiten die verhängten Geißeln; eine Zeitlang ziehen sie in einem strömenden Schimmer einher, und der bewundernde Pöbel gaffet sie mit Erstaunen an; aber das Auge der Vernunft entdecket den falschen Strahl, und der falsche Glanz der Ehre stirbt dahin.

Durchforsche nun alle erhabene Wohnungen des Witzes, wandere durch die labyrinthischen Kreise der Wissenschaft; durchsuche alle tiefe Winkel der

Seele, und siehe, ob darinn die wahre Ehre eingeschlossen wohne!

Ach weder Witz noch Wissenschaft kann sich dieses rühmen, oft vom Irrthume angefochten, oft im Eigensinne verloren. So geschwind, als kurz daurende Wasserblasen vergehen, sterben die Moden des Witzes, und die Moden der Wissenschaft. Siehe den Rabelais, sonst den Abgott seines Alters; itzo wird sein bestaubtes Blatt bey Seite geworfen! Wie tief ist der Fall des vormals berühmten Des Cartes — seine Ehre verschwindet auf einmal mit seinen Wirbeln! Siehe, wie Thorheit, Witz und Schwachheit die Weisheit beflecken; und Villars umsonst witzig, Bakon umsonst weise seyn! Oft verderbt das Laster, was Vernunft und Geschicklichkeit verbessern, und bevölkert den Glanz der schönsten Irile; beschmutzet was Congreve und was Dryden schrieb, — dieser ein Sclave der Mode, und jener ein Sclave des Witzes. Vergebens heißt das schöne Genie den Lorbeer sprießen, wenn solch ein tödtlicher Wurm an seiner Wurzel naget: so angefressen vergehen die grünesten Kränze, und hangen welk an der Stirn des Rochesters und Okway.

Wo wird denn die wahre Ehre in ihrer himmlischen Schönheit gefunden? Frage, **Londsdale**, frage dein Herz — sie redet in demselben.

Ja: in der Tugend: — Diese allein kann eine dauerhafte Ehre geben, und dem Ruhme das Leben: auf den Grund der Tugend kann der Ruhm allein erbauet werden, den Stürmen des Alters Stand zu halten, und an die Wolken zu reichen. Künste, Eroberung, Größe, fühlen den Streich des Schicksals,

ver-

verschwinden plötzlich, und verrathen die Last, die sie tragen. Die Zeit sieht mit Verachtung die treulosen Stützen an; „Und begräbt die Unsinnigen mit „den Haufen, die sie erheben.„

Bloß die Tugend kann den Barden begeistern, und seine entzückte Brust mit einem dauerhaften Feuer erfüllen: durch den ätherischen Strahl gerühret, schimmert eine jede feurige Reihe stark; nähret Tugend immer die göttliche Flamme; wohin sie tritt, da läßt sie glänzende Fußtapfen, in einer strahlenden Reihe eines nimmer sterbenden Lichtes hinter sich. Diese gießt den Glanz über alle geheiligte Namen aus, giebt dem Spencer ein helles, und dem Shakespear ein edles Feuer; flammet in Miltons brennendem Gesange gen Himmel, und zündet das geschwinde auffahrende Feuer des Youngs an; diese vergüldet in dem sittsamen Gay einen jeden demüthigen Vers; diese giebt dem Swift den feinen durch die Seele dringenden Strahl; scheinet reich aus dem keuschen Blute des Addisons hervor, und glühet, und erhitzet in der unsterblichen Zeile des Pope.

Eben so muß der Weise durch die Hülfe der Tugend leben; Wahrheit muß ihn unterstützen, oder sein Ruhm verschwinden; und Wahrheit und Tugend sind nur im Namen unterschieden, wie Licht und Wärme, — unterschieden, und doch einerley.

Von der Tugend steigt man sicher zur Wahrheit; der gesunde Strom fließt aus einer reinen Quelle; umsonst versuchen wir oft, die Quelle zu kosten: die Quelle liegt tief, die Kette der Vernunft ist zu kurz; aber wir wissen, daß diese Ströme aus der reinen Wahrheit fließen, die mit heiterer Stärke

durch den Canal der Tugend gehen. Der Irrthum versuchet umsonst, sich schändlich zu verstellen, man schmecket ihn immer in der bittern Welle des Lasters; alle bekennen, daß ein jeder giftiger Tropfen aus den Quellen der Unwahrheit geschöpft sey, der die Glückseligkeit vergiftet; — Des G—rd—ns *) zerbrechliche Schalen, Tindals **) unflätiges Blatt, und Morgans ***) Galle, und Woolstons wüthende Raserey; der giftige Strom, der aus der Feder des Tolands †) floß, und der faulen Hefen des Hobbes ††) und Mandeville, verabscheuete Namen! doch verdammt, niemals zu sterben; und durch Schande der Vergessenheit entrissen!

Insecten

*) G--rd--ns zerbrechliche Schalen. Das Werk, worauf hier gezielet ist, führet den Titel: The independent Whig, or a Defence of our ecclesiastical Establishment, worinn alle Verordnungen der englischen Kirche in einem niedrigen Gewäsche verspottet werden.

**) Tindals. Dieses geht auf die undeutlichen Begriffe dieses Verfassers in seinem Werke.

***) Morgan. Warburton in seiner göttlichen Sendung. Moses saget von demselben, nachdem er eine so glückliche Wahl getroffen, seine Moral aus dem Tindal, und dem Spinoza zu lernen, nenne er sich einen Moralisten.

†) Toland. Ein Vertheidiger des Pantheismus.

††) Hobbes. Er war in der That ein Mann von Genie und Gelehrsamkeit; doch aus einem lächerlichen Stolze, ein Stifter eines neuen Systems zu seyn, hat er viele Sachen behauptet, die gar keiner Widerlegung würdig sind. Mandeville, der Verfasser des ungeheuren Mischmasches von Widersprüchen, der Fabel von den Bienen.

Insecten von Meynungen, durch den Strahl der Thorheit ausgebrütet, sonnen sich einen Tag lang in dem Glanze, der ihnen Flügel gab. Wahrheit wird, wie der Phönix unsterblich, ob sie gleich stirbt, mit verneuter Stärke sich aus ihrer Asche erheben.

Siehe, wie der Glanz des atheniensischen Weisen durch die lange Finsterniß vieler Menschenalter hervorscheint! Die Tugend allein konnte den Strahl so weit gehen lassen, und eine dauerhafte Glorie um sein Haupt ziehen. Siehe den Newton die Irrlichter zerstreuen, und die Natur zu einem gewissen Tage aufklären! Er betrat die ungebahnten Labyrinthe der Schöpfung, und fand in jedem Atom den herrschenden Gott. Paar ohne Gleiche! mit Wahrheit und Tugend versehen! deren Leben das bestätiget, was ihre Vernunft lehrete! deren weitsehende Augen, und glänzende Exempel sich verbanden, die Menschen zu erleuchten, und zugleich zu überreden! Heil.eiche Namen voll Ehrfurcht! die Zeit und Wahrheit für die ersten in der Liste des Ruhmes erklären, weil sie die schönsten sind.

So erheben sich Könige, Staatsleute und Patrioten zur Ehre; auf Tugend gegründet wächst ihr Ruhm, oder stirbt bald; doch wenn er auf einen lebendigen Stamm gepfropfet ist, so machet ihn das Alter schöner, und er sprosset und grünet unaufhörlich fort. Stolz, Thorheit, Laster kann einige Stunden lang blühen, durch den Sonnenschein des Hofes, und den poetischen Regen genähret; aber das kranke Pfropfreis, das die Hand der Schmeicheley ernähret, verlanget eine unermüdete Wartung, im-

mer frische Nahrung; durch unnatürliche Hitze zu einem plötzlichen Wachsthume getrieben, kranket es bey dem ungünstigen Anhauche der Wahrheit; von dem geringsten vorbeystreichenden Lüftgen erschüttert, verfällt seine Farbe, es verwelket, hanget und stirbt. Nur die Tugend wird mit der Zeit zunehmen, durch alle Alter leben, und sich in allen Gegenden ausbreiten. Siehe göttliche Patrioten, edelmüthig, weise, und gut, stehen als Vormauern, und hemmen die Fluth des Verderbens! Siehe Bischöfe als Märtyrer am Pfahle sterben, auf dem Scheiterhaufen lächeln, und dem Feuer Troz biethen! Wie groß zeigte sich Hyde und Tullius in der Verbannung! wie erleuchteten Alfreds Tugenden seinen ganzen Thron! Aus Verdiensten, gleich diesen, strömet ungezwungener Ruhm; sie bedarf keines erborgten Glanzes, keiner Strahlen des Glückes; die Dunkelheit des Leidens machet sie nur immer glänzender, so wie eine helle Lampe in der Nacht am hellesten scheint.

So zieret verschiedene Ehre verschiedene Stände, wie verschiedene Sterne in verschiedenem Schimmer brennen; je höher ihre Sphäre, je größer ihr Kreis; doch alle haben ein himmlisches Feuer gemein.

Siehe demnach des Himmels unendliche Güte an, und bekenne sie, die in der Tugend Ruhm und Glückseligkeit ertheilet! Siehe die Thorheit der Menschen an, die das Gute verachtet, und nach Kummer und Schande im Laster greift.

So ist nicht der Mann, der sich nach den Gesezen der Natur richtet, auf sich selbst hält, und Beyfall findet, nicht suchet; dessen Wünsche zusammen

auf

auf die Tugend gehen; der den wahren Ruhm bloß zu seinem zweyten Endzwecke machet; der allezeit durch das beherrschet, was sich schickt, gerecht, und wahr ist, und allen das wiederfahren läßt, was allen zukömmt; wenn rasende Parteyen das Kleid der Empörung anziehen, das höchste Lob hinwegreißt, und keiner beystimmet: indem unbeständige Patrioten bald hier bald dort laufen, unerschüttert auf die Wahrheit, als seinen Pol weist; beydes verwirft, was Parteyen loben, oder tadeln; über den engen Kreis des Gerüchts zum Ruhm hinauf steigt; unbewegt, indem die Bosheit ihn anbellet, oder der Neid heulet, durch die Spöttereyen der Narren standhaft hindurch geht; keinem Günstlinge schmeichelt, keine eigennützige Absicht suchet; und sein eigener — seines Königs — seines Landes — des menschlichen Geschlechtes Freund ist. Ihn krönet die Tugend mit Kränzen, die niemals verwelken; und die Ehre führet ihn durch Tage, die kein Ende nehmen.

So wird der Mann seyn, der seinen Ruhm tief in der Tugend Wurzel fassen läßt; und so soll Menschenalter hindurch der Name des Londsdale seyn.



* *

VIII.

Entwurf von dem Erzbisthume in Preußen und Liefland.

§. 1.

Die drey ersten Bischöfe in Liefland, Meinhard von Segeberg, Berthold von Lockum, und Albrecht, Herr von Alpeldern, waren von dem Erzbischofe zu Bremen, Hartwig, dahin gesendet und eingeweihet worden. Sein Nachfolger im Erzbisthume, Gerhard der Eilfte, wollte daher nach Albrechts Ableben sich nach seinen Amtsvorfahren richten, wählete aus seinem Capitel mit demselben einen neuen rigischen Bischof, und weihete ihn dazu ein. So meldet Albrecht, der Abt von Stade, welcher zu dieser Zeit gelebet und geschrieben, in seiner Chronik bey dem Jahre 1229: daß Albrecht, der Bischof von Liefland, gestorben sey, daß darauf die Kirche zu Bremen sich ihres Rechts bedienet, und den Magister Albrecht, damaligen Scholasticus unter den bremischen Domherren, zum Bischofe in Liefland ernannt habe, der hernach Primas in Irrland geworden. Die rigischen Domherren aber hätten dazu einen aus ihrem Mittel erkohren (Nicolaus von Mede-

Medeborf); wegen welcher zwiſtigen Wahl lange vor dem päbſtlichen Geſandten und Befehlshaber in dieſer Sache, dem Cardinal Otto, geſtritten worden, wie ihn Alberich, der auch ſein Zeitgenoſſe geweſen, um das Jahr 1230 in ſeiner Chronik nennt. Dieſer thut hinzu, daß Otto den Albrecht abgedanket, und mit des Pabſtes Gregorii des Neunten Willen den Nicolaus eingeweihet habe. Derowegen hat der Pabſt, beſage der ſtadiſchen Chronik, den Bremiſchen ein Stillſchweigen auferleget; weil er es ſo haben wollte. Aus dieſen hat Alb. Kranz in ſeiner Metropoli Libr. VII. cap. 46. ſeinen Bericht geſchöpfet, aber nicht deutlich genug vorgetragen. Da Nicolaus im Jahre 1231 eingeweihet worden, ſo iſt es glaublich, daß der Pabſt ihm ungefähr damals das Erzbisthum in Irrland verliehen, er alſo ſchon über 30 Jahre werde alt geweſen ſeyn; weil er ihn ſonſt zum ſemigalliſchen Bisthume würde berufen haben. Denn dieſes war damals offen, und Balduin wurde dazu im Jahre 1232 befördert, wie Raynaldus berichtet.

§. 2. Ehe wir von dem preußiſchen Erzbisthume etwas ſagen, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, wenn wir von dem Pabſte Innocentio dem Vierten voraus melden, daß er, nach Raynalds Berichte, (Annal. Eccl. Tom. XIII. S. 518) im Jahre 1243, den 24ſten Junius oder Brachmonats, zum Pabſte erkohren worden. (Hoc enim anno, ſaget er, Iunio menſe, cum ſedes apoſtolica anni unius et VIII. menſium ſpatio vacaſſet. - - Innocentius IV. gubernacula ſuſcepit.) Demnach ſind die Jahre dieſes Pabſtes immer von dem Brachmonate, bis

wieder zum Brachmonate zu rechnen. Im dritten Jahre seiner päbstlichen Regierung schickte er den 28sten des Christmonats (V. Cal. Decembr.) das ist, im Jahre 1245, nach Preußen, den bisherigen Erzbischof von Armagh in Irrland (Armachanum) zum Erzbischofe in Preußen, Liefland und Esthland, und unterwirft ihm alle andere Bischöfe in gedachten Landen; als die noch keinen eigenen Bischof hatten. Ja er nennt ihn gleich zu Anfange der Bulle den preußischen Erzbischof, und seine Suffraganeos die Bischöfe, Prälaten und sämmtliche Geistlichen in Preußen, Liefland, Esthland, Semgallen und Curland. Die Urkunde steht in der Lengnichischen Nachricht von der Religionsänderung in Preussen §. 13. vor dem ersten Bande seiner preußischen Geschichte, und Actor. Boruss. Band II. Seite 623 *).

§. 3. Weil der Name des Erzbischofes nicht ausgedruckt ist, so sind die Ausleger auf den culmischen Bischof Heinrich oder Heidenreich gefallen **). Allein,

*) Er hat bald anfangs wegen seiner Ernennung zum Erzbischofe einen schweren Streit mit dem Statthalter des Hohemeisters in Preußen, Theodor, bekommen; deswegen der Pabst ihn, samt diesem Statthalter, gegen Ostern im Jahre 1246 vor sich beschieden, um denselben beyzulegen; besage der Urkunde Tom. I. Actor. Boruss. S. 623.

**) Hartknoch ist einer von den ersten, welcher dieses in seiner preußischen Kirchenhistorie S. 161. im Drucke unter dem Bischofe Heinrich oder Heidenreich meldet. Das Register, welches aus des Thumcapitels zu Culm Archive genommen, saget daß dieser Heinrich zum Erzbischofe des Landes Preußen

Allein, dirser ist nie Erzbischof in Irrland gewesen, sondern wie die Hist. Pruss. S. 80 meldet, einer von denen vieren, welche wider die heidnischen Preußen das Kreuz in Deutschland geprediget haben. Es nennen ihn aber theils andere in ihren Büchern, theils nennt er sich selbst in seinen Urkunden Albertum oder Albrecht; wie aus dem Folgenden erhellen wird. Weil er Primas in Irrland gewesen, so läßt sich muthmaßen, er sey von vornehmem Geschlechte gewesen *). Die Ursache muß auch etwas besonders gehabt haben, wo sie nicht diejenige gewesen, welche Raynaldus Annal. Eccles. Tom. XIII. S. 558. col. 2. unten anführet. Wir wollen sie bekannter machen, da sie mit zu dieser Sache gehöret.

§. 4. Ein rußischer Fürst, Daniel, soll einen hohen Geist gehabt haben, und lieber König, als Fürst, heißen wollen. Darum schickte er zu dem päbstli-

Preußen sey bestellet worden. Viele andere Aussagen lassen sich hieraus berichtigen.

*) Insgemein pflegen zu den vornehmsten Stellen solche genommen zu werden, die außer ihren persönlichen Verdiensten, auch von guter Herkunft sind. Von dem ersten zeugen die Lobsprüche, welche der Pabst ihm beygeleget, welcher selbst gräflicher Herkunft war, und ihn bonis dotatum natalibus nennt. Act. Boruss. T. I. p. 625. So lange wir von seinem Herkommen nichts besonders wissen, lassen wir deren Nachrichten gelten, welche ihn Albrecht von Sauerberg nennen, wo solches nicht lieber Sauerburg hat heißen sollen, welcher Name unter adelichen Stammwapen gefunden wird. Vielleicht hat jemand nähere Nachricht von ihm unter den irrländischen Bischöfen gegeben.

päbstlichen Gesandten in Polen, dem Abte von Mezzana, und läßt durch ihn dem Pabste anbieten, er wolle sich zur römischen Kirche bekennen, sich mit den Catholischen vereinigen, und wider die Tartarn streiten, wenn der Pabst ihn zum Könige krönen ließe; welches Dlugos Libr. VII. seiner Geschichte meldet. Dieses Vorhaben hat Daniel mit seinem Bruder Wasilico, auch denen von den Tartarn zurück kommenden päbstlichen Boten aus dem Minoritenorden freundlich zu Versicherung gegeben. Als diese fröhliche Bothschaft dem Pabste zu Ohren gekommen, hat er also bald den preußischen Erzbischof, welchen er zu Anfange des Jahres von Armagh zur Gesandtschaft berufen, als seinen Gesandten nach Preußen und Rußland abgeschicket. Dieses alles ist aus seinem 377. und 476. Briefe des dritten Buches genommen, darinn er auch den Russen zu ihrer Wiederkehr zur Vereinigung mit der catholischen Kirche Glück wünschet. Es gehöret dahin auch der 188. Brief des fünften Buches.

§. 5. Einen Brief führet auch Raynaldus auf der 559 S. an, welcher von Lion den 31sten May, im dritten Jahre seiner Regierung, also im Jahre 1246 geschrieben ist. Darinn nennt er diesen Erzbischof von Preußen und Esthland einen Mann nach seinem Herzen, der sehr gelehrt und überaus sittsam, auch vortrefflich an reifen Rathschlägen sey; der werde ihm Worte des Lebens mitbringen, und seinen, auch seiner Brüder (Cardinäle) Entschluß ausführlich vorstellen *). Er habe ihm völlige Macht gegeben zu

*) Venerabilem fratrem nostrum, schreibt er, Archiepiscopum

zu pflanzen, zu bauen, auszurotten und nieder zu reißen, was er nächst Gott für heilsam erachten werde. Den Reußischen König bittet und ermahnet er, seinen Gesandten gnädig und willfährig aufzunehmen, und mit ihm zu Rathe zu gehen, wie die Macht der Tartarn durch seine Hülfe am besten möchte können gedämpfet werden. Dadurch werde er sich selbst einen unsterblichen Ruhm und ungemeine Belohnung bey Gott erwerben; und der Pabst werde ihn auch dessen Schutze bestens empfohlen seyn lassen. Nach dem 480 = 482. Sendschreiben.

§. 6. Der Pabst gab ihm einige von Predigermönchen mit, nebst der Gewalt, den Russen wackere Leute zu Priestern und Bischöfen zu verordnen, und andere Pfründen ihnen beyzulegen. Weil er den Pabst gebethen hatte, daß ihm der erzbischöfliche Mantel mitgegeben würde, so hatte er solchen nach vorgängiger Vereidigung erhalten, daß er sich dessen nach denen in der Kirche üblichen Freyheiten, und bey den Feyerlichkeiten bedienen möchte: Besage des 483. Briefes. Schon vorher hatte er ihm im 416ten Briefe verstattet, daß er in den Ländern, so zu seinem Gebiete gehöreten, sich und seinen Nachfolgern das Kreuz vortragen ließe; zum Zeichen, daß sie sich verläugnen und dem folgen sollten, dessen Kreuzes

episcopum Prussiae Estoniae, virum vtique secundum cor nostrum, morum honestate decorum, litterarum scientia praeditum et consilii maturitate praeclarum, qui vobis verba vitae deferat, et nostram ac fratrum nostrorum voluntatem plenius exponet, ad partes vestras duximus destinandum. Mehr Lob steht in den Scriptis Boruss. T. I. p. 624 und 649.

Kreuzes sie immer eingedenk seyn, und seinen Fußstapfen nachwandeln sollten. S. Raynald im Jahre 1246. No. 31.

§. 7. Es hat auch der Erzbischof seine Sachen ziemlich nach Wunsche ausgerichtet: so daß der König Daniel Boten an den Pabst geschickt, und ihn auch durch seine Briefe versichert, daß er sich mit allem seinem Volke der catholischen Kirche ergeben habe, darum er gebethen, er möchte ihn darein aufnehmen. Deshalb befiehlt der Pabst unserm Erzbischofe, wenn der König mit seinen Erzbischöfen und Bischöfen auch Bojaren beständig dabey blieben, und ihren Spaltungen entsagten und schwören, künftig in der Einigkeit der catholischen Kirche zu bleiben, so sollte er sie aufnehmen, wieder mit der Kirche aussöhnen, und als ihre ächten Söhne, vereinigen und solches gehörig verlautbaren. Der Brief ist geschrieben den 3ten Septembr. seines fünften Jahres, d. i. 1247. Raynald 1247. No. 28. Auch hat sein Bruder Wasilico, König in Wlodemir (Laudemeriae), desgleichen gethan; weshalb der Pabst beyde in Petri Schutz aufgenommen: nach dem 187. Briefe daselbst. Wie denn auch der Pabst an ihn und seine Gemahlinn Dubrawce Briefe abgehen lassen, und die Gebräuche verstattet, welche der römischen Kirche nicht zuwider liefen: als daß sie gesäubertes Brodt im heiligen Abendmahle brauchen dürften. Nach dem 175sten Briefe. Eben so giebt er auch im 176sten Briefe seinem Gesandten Vollmacht, diejenigen ehrlich zu machen, welche unehrlich gezeuget sind.

§. 8.

§. 8. Da er als Gesandter abgieng, so hatte er noch keinen gewissen Sitz seines Erzbisthums; sondern der Pabst Innocentius der Vierte stellte ihm frey, er möchte sich selber eine Domkirche zu seinem Sitze erwählen, welche er wollte; wenn sie würde von ihrem bisherigen Hirten entlediget werden. Welches sein Nachfolger in der päbstlichen Würde selbst bezeuget hat, bey dem Raynaldo 1255. No. 64. col. 13. Cum ſicut tua nobis et ſuffraganeorum tuorum inſinuatio patefecit, olim in certa eccleſia metropoliticam non habens ſedem, Livoniae, Eſtoniae ac Pruſſiae Archiepiſcopus vocareris, felicis recordationis Innocentius Papa praedeceſſor noſter tibi, ne praeſidialis honor vacillare per indeterminationem loci quodammodo videretur, aut inſigne capitis nomen generali corporis appellatione confundi, vt in quacumque velles eccleſia cathedrali, lege tibi metropolitana ſubiecta, eandem poſſes ſedem, cum huiusmodi eccleſiam paſtore vacare contingeret, collocare, per ſuas ſub certa forma litteras, de tua in domino confidens circumſpectione conceſſit. Hier wird zwar die Zeit nicht benennt, in welcher Innocentius dieses verordnet; es ist aber glaublich, daß es gleich anfangs geschehen sey, da er zum hiesigen Erzbischofe ernannt worden.

§. 9. Wie dieser Erzbischof aus Rußland zurück kam, war noch keine bischöfliche Stelle für ihn weder in Preußen, noch in Liefland, oder Esthland ledig geworden, deswegen wollte er wieder zum Pabste gehen. Als er aber nach Lübeck gekommen war, gieng der Bischof daselbst, Johannes, im

Jahre

Jahre 1247, nach Kranzens Berichte, mit Tode ab, und die dasigen Domherren forderten ihn zu ihrem Bischofe, und erhielten ihn auch unter gewisser Bedingung, daß er sich nämlich zu seinem Erzbisthume wenden könnte, so bald daselbst eine ihm anständige Domkirche ledig würde *). Er legte auch seinen erzbischöflichen Titel nicht ab, sondern schrieb sich noch in seinen Verordnungen, die er zuweilen als Erzbischof hieher in sein Erzbisthum ergehen ließ: Von Gottes Erbarmung Erzbischof zu Liefland und Preußen, und Diener der Kirche zu Lübeck. Solches bezeuget sein Bannbrief wider die Strandkaper, welche der Herr Hofrath Gruber, und aus ihm Herr Arnd im zweyten Theile der liefländischen Chronik S. 52. darstellet.

§. 10. Zwar suchte der Erzbischof in Bremen, Gerhard der Zweyte, hierbey seinen Vortheil. Denn nach dem Lindenbrog in Bremens. Archiepisc. hist. p. 173. mußte er den 27sten November einen doppelten Eid schwören: 1) die lübeckische Kirche

*) Darum nennt ihn Kranz in seiner Metropoli nur einen Verweser (Administratorem) des lübeckischen Stifts; weil es verkleinerlich geschienen, den erzbischöflichen Titel mit dem bischöflichen zu vertauschen. So schreibt Russow S. 21. seiner liefländischen Chronik: Tho der Tydt ist Albrecht de 2 en Domherr von Bremen des Bischopthoms tho Lübeck ein Administrator gewesen. So hatte es noch der Pabst verordnet. Er selbst nennt sich auch allda in seinen Urkunden Archiepiscopum Livoniae, Estoniae et Prussiae, und nur Ministrum ecclesiae Lubecensis.

Kirche in allem schadlos zu halten, und 2) sich nie von der Unterwürfigkeit unter das Erzstift loszureißen, als welches die Rechte des bremischen Erzbischofs würde geschmälert haben. Ja, wie H. Gruber anmerket, soll er auch wohl verlanget haben, der apostolische Legate sollte ihm versprechen, die Bischöfe von Liefland, Esthland und Preußen dem bremischen erzbischöflichen Sprengel auf seine Kosten zu unterwerfen. Wäre dieses auch nur auf die Zeit verlanget worden, so lange er selbst unter dem Erzbisthume in Bremen stehen würde: so konnte es doch Albrecht, ohne Einwilligung des Pabstes nicht versprechen, als welcher ein solches Versprechen nie würde verstattet, ob er gleich gern darein mag gewilliget haben, daß Albrecht so lange Bischof in Lübeck bliebe, bis in seinem Erzbisthume eine Domkirche für ihn ledig würde. Indessen findet sich hier ein Beweis, daß Albrecht lieber selbst mit einer schlechten Stelle vorlieb nehmen wollte, als Ursache geben, daß aus seinem Erzbisthume ein Bischof von dem Pabste anders wohin berufen würde.

§. 11. Als der rigische Bischof Nicolaus das Zeitliche gesegnet hatte, und Albrecht davon Nachricht erhalten, soll er sich, nach dem gruberischen Berichte, ohne den bremischen Erzbischof darum zu begrüßen, eilig nach Riga gewendet, und selbiges zu seinem erzbischöflichen Besitze erwählet haben, nachdem er sechs Jahre in Lübeck rühmlich zugebracht. Siehe Kranzens Metropol. l. 8. c. 10. und Arnds liefländische Geschichte Th. I. S. 220. und. Th. II. S. 53. Dieses ist also zu Ende des 1253sten Jahres geschehen. Man kann leicht denken, daß auch das

rigische Domcapitel, dem der Orden schon zu Kopfe gewachsen war, einen bey dem Pabste so beliebten Mann mit einmüthiger Wahl werde beliebt und bey dem Pabste ausgebethen haben, S. 53. daselbst. Der neue Pabst, Alexander der Vierte, welcher im Jahre 1254 den 21sten December war erwählet worden, bestätigte, was der vorige bereits genehm gehalten, und im May des 1254sten Jahres den sabinischen Bischof nach Lübeck versetzet hatte, laut seines 476sten Briefes, den Raynaldus Tom. XIII. Annal. eccles. col. 641 b. anführet, und worinn er dem Gesandten Petro, dem Cardinal Diacono zu St. George ad velum aureum dieses Geschäffte aufträgt. Die Bestätigung Alexanders steht Tom. XIV. S. 13. mit Vorbehalt der Rechte des römischen Stuhles, und des Meisters nebst den Brüdern des deutschen Ordens *).

§. 12.

*) So lauten hiervon seine Worte: Porro rigensi ecclesiae cathedrali, quae tibi praedicta suberat lege, postmodum pastore vacante, tu in ea metropolitanam sedem litterarum auctoritate huiusmodi, prout ex ipsarum beneficio poteras, de consensu omnium, quorum intererat deliberatione prouida statuisti, vt inde appellationis nomen metropoliticae dignitas et prouincia sortiretur, tuque ac successores tui certo gaudiatis principalis domicilio mansionis. Tuis igitur et eorundem suffraganeorum precibus inclinati; quod a te in hac parte prouide factum est ratum et firmum habentes, illud auctoritate apostolica confirmamus, iure romanae ecclesiae, ac dilectorum filiorum, magistri et fratrum hospitalis sanctae Mariae theutonicorum in omnibus et per omnia semper salua . . . Dat. Neap. XIII. cal. Febr. Anno. I. d. i. den 20sten Januar 1255.

§. 12. Solchergestalt ist aus dem preußischen und liefländischen Bischofe endlich der Erzbischof zu Riga geworden; doch ohne Schmählerung des Umfanges seines vorhin ihm verliehenen ganzen Erzbisthums. Was er in der Zeit, ehe er sich in Riga gesetzet, in Preußen, Liefland ꝛc. möge vorgenommen haben, davon finden wir wenig Nachricht mehr, als den Bannbrief wider die Strandcaper §. 8. darinn erkläret er sich, daß er dem geistlichen und kaiserlichen Rechte zu folge sich den Seeräubern widersetzen müßte, und thut daher alle die in den Bann, welche die Gläubigen beschädigen würden, so zwischen Lübeck, Gothland, und längst der Düna in Liefland und Esthland, (welche unter dem apostolischen Stuhle und seinem Schutze stunden,) Schifffahrt treiben; zugleich werden alle in Bann gethan, die ihnen dazu behülflich seyn, oder die geraubeten Waaren ꝛc. kaufen, verstutzen oder borgen möchten, bis sie das Geraubete doppelt würden erstattet haben u. s. w. Dieser Bannbrief ist ausgestellet zu Lübeck im Jahre 1253 im Brachmonden, und er sollte alle Quatember in den Kirchen verlesen werden; damit sich die Leute darnach zu achten wüßten, bis er selbst hinkommen, und mehr veranstalten würde.

§. 13. Es hatte Innocentius der IV. nebst dem Könige Myndowe in Litthauen ein Bisthum gestiftet, und darinnen einen Bruder des deutschen Ritter Ordens, Christian, im März des 1254. Jahres zum Bischofe verordnen lassen, durch den Erzbischof von Preußen und Liefland, nach dem Cod. Diplom.

 Pomeran.

Pomeran. S. 354. Unser Erzbischof Albrecht hatte auch den Bischof Christian in Pflicht genommen, und ihn, ehe er die påbstliche Bulle empfangen, sich und seiner Kirche den Eid der Treue leisten lassen. Allein, damit war weder der König, noch der Bischof zufrieden, deswegen gab Innocentius der IV. eine Bulle den 2. September auf des Königes Begehren, darinn er den Bischof Christian von der Unterwürfigkeit unter den Erzbischof, losspricht und verordnet, daß er unmittelbar dem Pabste unterworfen seyn sollte. Er befiehlt auch dem Bischofe von Naumburg, daß er den Bischof Christian nach der mitgesendeten Vorschrift aufs neue vereiden solle. In dem Cod. Diplom. Pomeran. N. 249. S. 358. Zugleich erkläret er den gethanen Eid vor dem Erzbischofe für ungültig; daselbst in der 250. Urkunde. Doch ändert er dieses vermuthlich auf des Erzbischofs Vorstellung in der 251. Urkunde so weit, daß er, vermöge der vorigen Vereidung, keinem, als dem Pabste, sollte unterthan seyn; und sollte der Bischof von Dörpt es mit der Kirchenstrafe hindern, daß hierwider nichts unternommen würde. Raynaldus bestätiget dieses durch den påbstlichen Brief N. 178. und 212. aus dem 12ten Buche S. 641.

§. 14. Weil damals die Tartarn in Liefland, Preußen und Esthland einbrechen wollten: so gab der Pabst sowol dem Erzbischofe, als den andern Bischöfen und Geistlichen, Befehl, durch ihre Predigten freywillige Vertheidiger der hiesigen Christen aufzubringen, und sie zum Heereszuge mit dem

Kreuze

Kreuze zu bezeichnen, oder einzuweihen. Sie bekamen dabey volle Macht, den Leuten eben so den Ablaß zu ertheilen, und alle die Freyheiten zu verstatten, welche denen verliehen würden, die sich in das gelobte Land über See in den Kreuzzug begäben. Diese Bulle ist ausgegangen zu Aßisi, den 19. May seines eilften Jahres, d. i. 1254. *). Sonst ist auch noch vorher auf dieses Pabstes Befehl die Krönung des Myndowe, mit dem Beystande des Bischofs Hennrichs von Culm vollzogen worden. Davon schreibt Russow also: Do hebben de Köning Mendow, und sine Königinne, Marta, dat Christendom

*) So lautet sie: Non absque cordis anxietate percepimus, quod saevissimi Tartari, Christiani hominis inimici et ipsorum complices terras Livoniae, Estoniae, Prussiae ac alias, quas in partibus illis dilecti filii, fratres hospitalis. S. Mariae Theutonicorum, non sine laboribus magnis et Expensis, ac proprii effusione sanguinis, diuina potentia suffragante, reduxerunt ad culmen catholicae veritatis, occupare ac destruere moliuntur. Cum autem dignum sit et congruum, vt per sedem apostolicam, cui diuinitus omnium cura fidelium commissa esse dignoscitur, super hoc salubre consilium apponatur, nos de vestra circumspectione confisi, vniuersitati vestrae per apostolica scripta mandamus, quatenus contra Tartaros et complices memoratos in dictis terris verbum crucis per vos et alios ad hoc idoneos praedicetis, eam autoritate nostra veniam peccatorum et illas immunitates assumentibus crucem huiusmodi concessuri, quae transfretantibus in terrae sanctae subsidium in generali consilio sunt concessae.

stendom dorch de Döpe entfangen, und sind von dem Meister und Bischof Albrechte na der Christen Wise gecrönet worden. S. 21.

§. 15. Im Jahre 1255. den 3. August giebt der Pabst unserm Erzbischofe Vollmacht, in Wathland, Ingrien und Carelien, die sich zur christlichen Religion gewendet hatten, einen Hirten und Bischof zu verordnen, wie sie inständig gebethen hätten. Nach dem 543. Briefe im 1. Buche. Wie er auch vorher im März Befehl bekam, andern heidnischen Leuten um Riga, die Lust zum Christenthum hätten, einen Hirten zu bestellen, nach dem 294. Briefe. Als Daniel in Rußland von der römischen Kirche wieder abgetreten war, schreibt der Pabst Alexander mit vielen Vorstellungen an ihn, und drohet, ihm sonst durch den Bischof von Olmitz und Breßlau in den Bann zu thun, und den weltlichen Arm wider ihn aufzubringen, beym Raynald S. 31. Im Jahre 1261. hat er einen zweyjährigen Stillstand zwischen dem Orden und den Litthauern, da er wegen seines neuerbauten Ronneburgs besorget war, gestiftet. Russow S. 23. Auch überließ er der Stadt Riga sein an der Roderpoiter See gelegenes Haus. Kelch S. 92. und Arnds II. Th. S. 58. Im Jahre 1268. vergleicht er die Stadt Riga mit dem Domcapitel über gewisse streitige Stücke. Daselbst S. 61. Und im Jahre 1271. mag er mit Tode abgegangen seyn, weil sein Nachfolger Johann schon den 27. August eine Urkunde ausgegeben hat. Daselbst S. 63. und Kelch S. 96. Es wäre denn, daß er wegen

Unver-

Unvermögenheit einen Gehülfen und Nachfolger erhalten hätte, da andere Urkunden das 1275. Jahr noch das erste seines Erzbisthums heißen. Daselbst S. 301. Russow S. 29.

§. 16. Seine Nachfolger im Erzbisthume werden so gezählet: 1) Johann von Lünen seit 1274. 2) Johann von Fechten 1286. 3) Johann von Schwerin 1296. 4) Isarus 1299. 5) Friedrich aus Böhmen 1302. 6) Engelbert von Dohlen 1340. 7) Fromhold von Vyfhusen 1348. 8) Siegfried von Blomberg 1369. 9) Johann von Sinten 1373. 10) Johann von Wallenrode 1394. 11) Johann Habundius Naso 1416. 12) Henning Scharfenberg 1423. 13) Sylvester Stobwässer 1448. 14) Stephan von Gruben 1479. 15) Michael Hildebrandt 1484. 16) Caspar Linden 1509. 17) Johann von Blankenfeld 1524. 18) Thomas Schöning 1527. 19) Wilhelm Markgraf zu Brandenburg 1540. und 20) Christoph, Herzog zu Meklenburg, seit 1556. nur Coadjutor, bis Anno 1563. Wilhelm der letzte Erzbischof starb.

§. 17. Wie aus bewegenden Ursachen der Erzbischof über Preußen, Esthland und Liefland, hernach der rigische Erzbischof ward: so fiel das rigische Erzbischofs-Recht über den ermländischen Bischof schon damals weg, als Johann von Meißen es bey dem Pabste auswirkte, daß er niemand, als unmittelbar dem Pabste, unterwürfig seyn dürfte; und sich also

zugleich von dem Meister des Ordens und dem rigischen Erzbischofe los machte. Dazu erwarb sein Nachfolger Johann Streifrock noch den Reichsfürsten Titel. Als in dem Frieden 1466. ein Theil von Preußen an Polen kam: so blieb der ermländische Bischof zwar auch bey Polen, aber so, daß er unmittelbar unter dem Pabste stünde. Der culmische Bischof ward damals auch von dem Erzbischofe zu Riga losgesprochen, und kam unter den Erzbischof zu Gnesen, unter welchen er noch steht. Als Albrecht aus einem Hohemeister Herzog in Preußen, und zugleich evangelischer Religion zugethan worden, kamen auch seine Bischöfe von der erzbischöflichen Gewalt frey. Dergleichen auch mit der Zeit im Herzogthume Liefland und Churland geschah.

Mich. Christoph Hanov, P. P.



* *

IX.
Ein Beytrag
zu
Hn. Strodtmanns Nachricht
von dem Briefe,
den der
Pater des Bosses an den Herrn Tournemine
nach Paris,
der wolfischen Streitigkeiten wegen,
geschrieben.

Es hat der verstorbene Herr Rector Strodtmann, im 2. Bande des hamb. Magazins, auf der 43. u. ff. Seite, zur Rettung des Herrn D. Magnus Crusius, weiland großbritannischen Generalsuperintendents zu Harburg, einen Brief des Pater des Bosses an den Pater Tournemine nach Paris bekannt gemachet, um dadurch zu beweisen, daß ersterer wirklich an den letzten, des Herrn Kanzler Wolfs wegen, geschrieben; und daß folglich der Vorwurf unrichtig sey, als wenn die Gegner des Herrn von Wolfs die Jesuiten zu Paris durch den Herrn Crusius, damaligen dänischen Legationsprediger, wider die wolfische Weltweisheit einzunehmen gesuchet hätten. Herr Ludovici nennet den Herrn Legationsprediger ausdrücklich; er führet aber auch zugleich Herrn Müllers Nova Giessensia an, woraus er diese Entdeckung genommen hat.

 (Hist.

(Hist. der wolfisch. Philos. 3. Th. S. 316.) Indessen könne es wohl seyn, daß Herr von Wolf unter der Hand Nachricht gehabt, als wenn Herr Crusius für ihn nicht das Beste redete; da der Auszug, den die gedachten Nova Giessensia geben, wohl aus sichern Quellen, wo nicht aus Wolfens Mittheilung selbst, geflossen ist. Ich will hier einen Brief bekannt machen, den der verstorbene Herr Kanzler, fast um eben die Zeit, an den Herrn Weidler, vormals Professorn der Math. zu Wittenberg, geschrieben, und dieser Sache selbst einiges Licht gegeben, auch Herrn Weidlern ersuchet hat, die Wahrheit dieser Nachricht andern redlichen Männern mitzutheilen und auszubreiten. Der Auszug des Briefes vom 3. Septemb. 1727. ist folgender:

— — „Wegen des Anerbietens des Herrn Tournemine werden E. H. erlauben, daß ich Ihnen einige Nachricht gebe, damit Sie es nicht ungleich deuten. Sie werden aus den waltherischen Schriften ersehen haben, die er unter dem Titel der philosophischen Bigotterie herausgegeben, daß meine bekannten Feinde nach ihrer Art den Pater Tournemine wider mich einzunehmen gesuchet, gleichwie sie es mit dem Herrn Andala und Crousaz gemachet; der aber sich doch nicht so gleich gegeben, weil er klüger, als die andern beyden Herren. Es füget sich aber von ungefähr, daß einer von meinen Auditoribus ihn besuchet, und verspüret, wie er wider mich sehr eingenommen ist, ob er zwar nur jederzeit conditionate geredet: wenn das wahr seyn sollte, was mir von den Hallensern Schuld gegeben würde. Da dieser ihn anders belehret, läßt er mich durch ihn grüßen,

grüßen, und versichern, daß er nicht ermangeln wolle, meine Unschuld, wenn er instruiret wäre, retten zu helfen, nämlich daß in den französischen Journalen die Auswärtigen besser informiret würden: da er sich denn die Commentationem, das Monitum, die Orationem und die Institutiones, welche Herr Thümmig heraus gegeben, kommen lassen, und daraus einen andern Concept von mir und meinen Gegnern gefasset. An mich selbst hat weder er, noch ein anderer Jesuit aus Frankreich, geschrieben, und kann ich dannenhero nicht sagen, daß ich mit einem einigen in Correspondenz, geschweige dann in Freundschaft, stehe. Aber eben diese Woche erfahre ich noch besondere Umstände. Der Autor der Bigotterie, Walther, hat sich auf den Pater de Bosse in Cölln, und den Tournemine berufen, um zu zeigen, daß ich bey den Jesuiten in Frankreich in schlechtem Credite stünde, und ein Excerptum aus dem Briefe des erstern an den andern angeführet. Und dieses hat Anlaß gegeben, daß der P. de Bosse an mich geschrieben, um sich, den P. Tournemine und die Jesuiten in Paris zu justificiren. Man hat dem P. Tournemine beygebracht, als wenn ich ein Disciple des Herrn von Leibnitz wäre, und den Undank an ihm begienge, daß ich ihn zum Atheisten machen wollte; unfehlbar aus der Intention, um ihn wider mich zu erbittern, weil er von dem Herrn v. Leibnitz öffentlich wohl sentiret, und mich verhaßt zu machen, indem man mir das Laster aufbürden wollte, welches mein ungerathener Discipel an mir begangen. Dieser schreibt an den P. de Bosse, was er dazu sage, daß ich

den

den Herrn von Leibnitz zum Atheisten machen wollte? Er antwortet, er wollte mich bitten, die Theodicée zu lesen, und unter andern die Demonstration von der Existenz Gottes, die auch Thomas gehabt, und ich selbst gebrauche. Könnte mich dieses nicht überführen, daß Leibnitz kein Atheist gewesen: so würde ich selbst niemals zeigen können, daß ich nicht selbst einer wäre; denn er schreibt: er habe dazumal von meinen Schriften weiter nichts, als die Metaphysik gelesen gehabt. Er hat zu dem Ende an den P. Tournemine geschrieben, er sollte in seinem Briefe nachsehen, ob er anders geschrieben, als so, und der P. Tournemine hat ihm geantwortet: Ce qui est dans votre brouillon sur Mr. WOLF, est mot à mot dans la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire. Je l'ai gardée et vous pouvez dementir l'auter allemand, qui vous fait dire ce, que vous n'avez point dit. J'ai lû les ouvrages de Monſ. WOLF, il est fort éloigné de l'atheisme. C'est un philoſophe penetrant, clair, methodique, et la ſeule jalouſie anime ceux qui l'attaquent. — E. H. können mir vielleicht einen Dienst erweisen, wenn Sie diese unbesonnene Intrigue kund machen, dadurch die Adverſarii ihren Fidem selbst verdächtig gemachet, in Anführung anderer ihrer Worte. Ein anderer auswärtiger Gelehrter, der sich um die Controvers bekümmert, hat einen schlechten Concept von den Deutschen gefaßt, daß er sie in einem an mich abgelassenen Schreiben lieber gar für keine viros eruditos et cordatos halten wollte. Allein er geht zu weit, und extendiret auf andere, was meine Gegner bloß angeht; wie ich ihn auch dessen in der Antwort erinnert.

erinnert. Herr Prof. Thümmig ist an des Herrn Zumbachs Stelle kommen, und wird nun wohl der Astronomie am meisten obliegen, die andern Studia aber nicht mehr so, wie vorhin treiben können. Er läßt seine dienstliche Empfehlung machen: ich aber verharre mit aller Ergebenheit

E. H.

Marburg,
den 3. Sept. 1727.

verbundenster Diener
Chr. Wolf.

Man sieht aus diesem Briefe, daß der Herr Kanzler eigentlich nicht den Herrn Magnus Crusius genannt, noch auch die Muthmaßung veranlasset habe, als wenn durch ihn der P. Tournemine zu seinem Nachtheile wäre eingenommen worden. Ich besinne mich auch nicht, irgendwo gelesen zu haben, daß Herr Wolf diesen Argwohn auf Herrn Crusius selbst verbreitet hätte. Inzwischen aber glaube ich eben so wenig, daß Herr Canz den Verdacht auf den Herrn Legationsprediger ohne sattsame Ursache und ohne glaubwürdige Nachricht werde gewälzet haben: so wenig mich die ganze Rettung des Herrn Strodtmanns für den Herrn Crusius überzeuget. Ich beschuldige hierdurch den verstorbenen Herrn Generalsup. nicht; ich sage nur, daß alles vom Herrn Strodtmann Angebrachte Statt finden könne, wenn gleich vorgedachter Herr wider den Kanzler irgend etwas gethan oder gesprochen hätte.

Wittenberg,
den 18. Novemb. 1758.

J. D. Titius.

X. Nach-

* *

X.

Nachricht
von dem
letztgesehenen Cometen.

Aus dem Gentlemans Magazine,
Jun. 1758.

Ich saß den 19ten Jun. bis nach Mitternacht und schrieb, da ich denn ungefähr halb zwey Uhr oder um zwey des 20sten Morgens einen Cometen sah: er stund in Nordnordost tief im Horizonte im Sternbilde des Fuhrmanns. Die Morgendämmerung verursachte, daß ich keinen Stern näher dabey wahrnehmen konnte, als die Ziege, aber auf der Himmelskugel schien er mir dessen Stelle einzunehmen, den Baier mit x bezeichnet. Der Comet sah wie ein kleiner dunkeler Stern aus, der sich ganz schwach durch die Dämmerung zeigte, sein Schweif war nach dem Zenith gerichtet. Ein Spiegelteleścop schien ihn einigermaßen zu vergrößern, machte ihn aber trüber. Seine Rectascension war ungefähr 79 Gr. die Abweichung 32 Gr. N. Ich machte diese Erscheinung, so bald ich konnte, den vornehmsten Sternkundigen bekannt.

Den 23sten Jun. des Morgens zwischen 1 und 2 Uhr sah ich den Cometen wieder. Er schien ungefähr

6 Grad

6 Grad nach der Ziege zu gerückt zu seyn, unweit des Sterns μ im Fuhrmanne. Seine Rectascension war ungefähr 75 Gr. die Abweichung 37 Grad N. Man sah den Cometen sehr deutlich durch das Telescop, ein wenig vergrößert und trübe wie vorhin, aber die Dämmerung und das Mondenlicht verdunkelten ihn so sehr, daß man ihn schwerlich mit bloßen Augen erkennen konnte.

Den 27sten Jun. betrachtete ich den Himmel des Morgens besonders in der Gegend des Fuhrmanns, so sorgfältig, als möglich war, bey sehr heiterer Luft, und kann also so zuverläßig, als sich etwas verneinen läßt, sagen, daß der Comet, den ich den 20sten und 23sten gesehen hatte, selbst durch ein Telescop, das funfzigmal vergrößert, nicht mehr zu finden ist *).

N. M.

Vorstehendem Schreiben habe ich folgende Erinnerungen beyzufügen.

1. Durch eine Verzeichnung finde ich, daß, wenn dieses der Comet von 1682 wäre, dessen Wiederkunft man erwartet, so müßte er, vor der Stelle, wo er den 20sten ist beobachtet worden, um den 6ten dieses durch die Sonnennähe gegangen seyn, und würde nach seinem absteigenden Knoten eilen, wo er den 7ten des nächsten Monats ankommen würde. Aber die

*) Herr Gärtner in Dolkwitz bey Dreßden, hat seine Bemerkungen dieses Cometen in den leipziger Zeitungen bekannt machen lassen, aus denen sie auch andern sind eingerücket worden. Anmerk. des Uebers.

die Beobachtung des 23sten zeiget klärlich, daß er an statt der Ekliptik näher zu kommen, sich von ihr entfernet, indem seine nordliche Breite sehr geschwinde wächst.

2. Wäre es der Comet von 1682, und wäre er so spät durch seine Sonnennähe gegangen, und wäre also der Erde dreymal näher, als die Sonne: so müßte er einen sehr ansehnlichen Schweif haben; aber der Beobachter erwähnet nichts dergleichen.

B. J.

Inhalt.



Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des 22sten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759.





I.
Nachricht
von einem seltsamen Kinde,
welches
einen Bart, und andere Theile, wie ein dreyßigjährige Mensch gehabt *).

Mit Anmerkungen erläutert
von D. J. G. Krünitz.

Im Jahre 1667. den 28. September, wurde Nicoline Pallce, des Kaufmann Noels Ehefrau, eine Viertelmeile von Courten=Vau, von einem Knaben entbunden, welcher ein langes weißes Hauptshaar mit auf die Welt brachte. Innerhalb

 sechs

*) Diese Nachricht hat Herrn Gerberon, Arzt zu St. Calais, zum Verfasser, und ist in dem Recueil des memoires et conferences sur les arts et les sciences

sechs Monathen bekam er einen dermaßen dicken Kopf, daß er wie ein Mensch von dreyßig Jahren aussah *). Er hatte einen Bart am Kinne **); desglei=

sciences présentés à Msgr. le Dauphin, pendant l'anné 1672. par JEAN BAPT. DENIS, qui y continue le Journal des Scavans, so zu Amsterd. 1673. in 12. gedruckt ist, S. 10 f. befindlich.

*) Kinder, die mit einem ungemeinen dicken Kopfe auf die Welt kommen, und gemeiniglich eine schwere Geburt verursachen, werden Capitones genennet. Man muß sie mit denenjenigen, die die so genannte Kopfwassersucht, oder den Hydrocephalum haben, nicht verwechseln. Von einem natürlich sehr aufgetriebenen Kopfe, als einem so genannten Wechselbalge, S. 39tes Stück der Stutgarter physikalisch=ökonomischen Realzeitung, oder gemein=nützlichen Wochenschrift, vom Jahre 1756. Joh. Ernst Hebenstreit hat 1743. zu Leipzig eine Dissertation de capitonibus, laborioso partu nascentibus, auf 9 Bogen geschrieben. Hieher gehöret auch Adalbert Tylkowsky Disquisitio physica ostenti duorum puerorum, quorum alter cum dente aureo, alter cum capite giganteo, Vilnae spectantur, so 1674. zu Oliva in Duodez ans Licht getreten.

**) Jac. Dobrzensky hat eine Observation de puero tertio aetatis suae anno barbato, in dem 4ten Jahre der 2ten Decurie derer Miscellaneorum Naturae Curiosor. Obs. 163. hinterlassen, wobey man auch die 348te Seite gedachten Theiles der Miscellaneor. nachsehen kann. Von bärtichten Kindern siehe auch das 2te Jahr des Zodiaci med. gall. S. 209. Schenk im ersten Buche der obs. med. S. 6. und im 2ten Buche obs. 283. BONETUS in seiner Med. Sept. collat. Tom. I. Lib. 3. Sect. 31. cap. 16. p. 853. und BORELLUS Cent.

desgleichen war auch seine Oberlippe mit einer Menge Haare besetzet. Sein Rücken war ganz rauch, und voller weißer Haare. Seine Geburtsglieder waren so lang und dick, wie bey einem dreyßigjährigen Manne; und das Haar, welches diese Theile bedeckte, war auf eine fast unglaubliche Art dick und lang. Bloß auf seinen Armen und Füßen erblickte man keine Haare. Die Füße waren ein wenig dicker, als sie gewöhnlicher Weise bey Kindern von diesem Alter zu seyn pflegen. Der mittlere Theil des Körpers erreichte ebenfalls, wie der Kopf, innerhalb sechs Monathen, die Dicke eines dreyßigjährigen *). Seine Mutter wollte ihn selbst säugen,

Cent. 1. obs. 58. imgleichen den Appendix zum 4ten Jahre der 2ten Decurie der Ephemeridum Nat. Cur. S. 203.

*) Von einem außerordentlich großen Kinde, siehe Andr. El. Büchners Miscellanea phys. med. mathemat. vom Jahre 1728. Erfurt 1732. 4. Seite 128 b. und von einem außerordentlich großen dicken und starken Jungen; ebendas. vom Jahre 1730. Erf. 1734. 4. S. 1225 f. Im 2ten Volumine der Actorum phys. med. Acad. Caes. N. C. obs. 35. hat Wolfg. Heinr. Schrey eine Bemerkung de pueri insolita magnitudine; und Herrn Abrah. Gotthelf Kästners Abmessung eines außerordentlich dicken Kindes, steht im 4ten St. des 11ten Bandes des hamburg. Magaz. 1753. S. 356-363. Im ersten Bande der Novorum Actorum phys. med. Acad. Caes. N. C. welcher 1757. zu Nürnberg in 4. gedruckt worden, lesen wir S. 225. in der 56ten Observation, Ephr. Friedrich Kühns Relation de puella mirandae corpulentiae.

gen, brachte ihn aber nur ungefähr viertehalb Jahre auf, denn er starb den 21. April 1671. Sein Körper war drey Fuß lang. Sein Verstand schien nicht vorzüglicher zu seyn, als er bey andern Kindern von diesen Jahren gemeiniglich ist. Seine Stimme aber war desto gröber. Was mich am meisten in Verwunderung setzte, war dieses, daß er in seinen Geburthstheilen öfters Bewegungen hatte *), welche natürlicher Weise bey Kindern nicht zu seyn pflegen. Man hat ihm die Haare, die er an verschiedenen Gegenden des Körpers hatte, zum öftern abgeschnitten, sie wuchsen aber alsofort wiederum aufs neue. Der Pfarrer bey der Kirche, Chapelle-Huon, Herr Poussct, der Vater und die Mutter des Kindes, und alle Nachbaren, werden eben sowol, als ich, diese seltene Geschichte bezeugen können.

*) Hieher gehöret einigermaßen Ambros. Stegmanns Bemerkung de infante stante pene in lucem edito, welche im 4ten Jahre der dritten Decurie der Miscellaneor. Nat. Cur. obs. 105. befindlich ist.



II. Herrn

* *

II.

Herrn Razoux,

Beym Hotel Dieu zu Nimes bestellten Arztes, und Mitgliedes der königl. Akademie daselbst,

Sendschreiben

vom 12. August 1758.

an die Herren Herausgeber des Journal des Scavans,

von einem

durch Würmer in der Nase *) verursachten heftigen Zufalle.

Aus dem Monate Novemb. 1758. gedachten Journals, Seite 49 = 56.

Uebersetzt und mit Anmerkungen erläutert von D. J. G. Krünitz.

Meine Herren,

Die Natur stellet uns täglich neue Erscheinungen dar, und wir können in Erforschung der Ursachen, welche dieselben hervor bringen, niemals fleißig genug seyn. Es haben dergleichen Entdeckungen einen allgemeinen Nutzen. Das

 Publicum

*) Man hat verschiedene merkwürdige Exempel von allerhand, theils in die Nase herein gezogenen, oder herein gekrochenen und daselbst verhaltenen, theils in der Nase, und deren Geschwüren erzeugten, und aus

Publicum macht einen billigen Anspruch daran, und wir würden eine Ungerechtigkeit begehen, wenn wir ihm

aus der Nase, theils von selbst heraus gekommenen, theils beym Schneuzen und Niesen heraus getriebenen Würmern. Joh. Salzmann hat 1721 zu Straßburg eine Dissertation, de verme naribus excusso, geschrieben. In der Histoire de l'Acad. R. d. Sc. a Paris, vom J. 1708, steht S. 42-45 eine Anmerkung: Sur un ver, rendu par le Nez, und vom Jahre 1733, S. 34-36, des Herrn Malouet Observation sur un ver rendu par le Nés. Im ersten Jahre der zweyten Decurie derer Miscellaneorum Naturae curiosorum, Obs. 99. Jo. Ge. Ernsts Observation de verme ex nare sinistra cum longa haemorrhagia emuncto; und im zweyten Jahre derselben Decurie, Obs. 57. Christ. Menzels Bemerkung de vermibus ex aure rustici extractis, vbi praemittitur aliquid de natura vermium e naribus emunctorum: im zweyten Jahre der dritten Decurie, Obs. 38. IOSEPHI LANZONI Obseruatio de verme ex nare in rustica, cephalalgiae causa. Im siebenten und achten Jahre derselben Decurie Obs. 141. Gustav Casimir Gahrlieps Observation de termitibus e naso excretis, und Obs. 189. PYRRHI MARIAE GABRIELLII Observatio de vermibus e naribus erumpentibus. Die Acta physico-medica Acad. Nat. Cur. enthalten im 3ten Volumine, Obs. 110. Jo. Fried. Henkels Observation de vermibus, post diuturnam cephalalgiam, per nares salutariter excretis; und 4ten Volumine Obs. 30. Ge. Heinr. Behrs Observation de verme, ex orificio narium sinistro emuncto. Das Commercium litterarium Norimbergense, vom Jahre 1739, liefert in der 15ten Woche, S. 114. Franz Ernst Brückmanns Observation de lumbrico per nares excreto; und vom Jahre 1740, in der 17ten Woche, No. 2. S. 131.

ihm selbige vorenthielten. Nachstehende Bemerkung gehöret meines Erachtens unter diejenigen, welche bekannt gemacht zu werden verdienen. Dieses hat mich veranlasset, sie Ihnen, meine Herren, zu übergeben, und ich nehme mir die Freyheit, und schmeichele mir, daß Sie dieselbe gütig aufzunehmen belieben werden. Die Begebenheit ist folgende:

Eine junge Frau von 25 bis 30 Jahren, sangvinischen Temperaments, war drey oder vier Tage lang krank gewesen, als sie mich rufen ließ. Ich fand, daß ihr Puls stark und voll, die Haut trocken und außerordentlich heiß, das Gesicht ungemein roth, und die Augen brennend waren. Sie hatte das stärkste hitzige Fieber. Sie klagte, vom ersten Augenblicke ihrer Krankheit an, über entsetzliche Kopfschmerzen, welche, aller dawider gebrauchten Mittel ungeachtet, beständig heftiger geworden. Der Schmerz hatte in der Stirn seinen merklichsten Sitz, und war fast unerträglich. Es waren indessen keine Anzeigen einer vorhandenen Fäulung zugegen, die Rede fiel ihr nicht schwer, der Mund war gut, und der Magen sowol, als die Brust, schienen ebenfalls von gehöriger Beschaffenheit zu seyn.

S. 131. Sam. Theod. Quellmalzens Anmerkung de mira vermium multitudine, per nasi vlcus excreta, enormis cephalalgiae causa. Auch ist eine Observation Jo. Hartm. Degners von Würmern aus der Nase, im 32sten Versuche der Breßlauer Sammlungen, vom Mon. Jun. 1725. Class. IV Art. 9. befindlich. K.

Ungeachtet man bey der Krancken bereits drey Aderlasse angestellet, auch sogar die Rosen- oder Haupt-Ader (Saphaena) bey ihr geöffnet hatte, ließ das Uebel dennoch nicht nach. Ich verordnete noch zwo andere ziemlich reichliche Aderlasse, am Arme und am Fuße, ließ sie aufs neue zu purgiren einnehmen, verschrieb ihr schmerzstillende und narkotische Arztneyen, und vornehmlich erfrischende Ptisanen mit Salpeter, um die große Hitze des Blutes zu dämpfen, und die außerordentliche Verdünnung desselben, welche ich vor die vornehmste Ursache ihrer Krankheit hielt, zu heben. Alle diese Mittel aber wurden vergebens gebraucht, und waren nicht von dem allergeringsten Erfolge.

Bevor ich neue Hülfsmittel anwendete, führete ich meinen Collegen, den Herrn Baux, Correspondenten der Akademie der Wissenschaften zu Paris und Montpellier, und Mitglied der königlichen Akademie zu Nimes, welcher in großem und wohlverdientem Ansehen bey dieser Stadt stand, zu dieser Patientinn. Wir unterredeten uns über ihre Krankheit, und untersuchten ihre Zufälle und Kennzeichen mit Aufmerksamkeit. Wir wurden endlich eins, ihr ein Brechtränkchen zu verordnen, um den Magen und die Gedärme von den üblen Säften, welche etwa drinn befindlich seyn möchten, und vermuthlich die Wirkung der Purganzen entkräftet hatten, zu entledigen. Unsere Vorschrift wurde genau befolget. Die Kranke nahm auflöslichen Brechweinstein. Dieses Mittel war von befremdender Wirkung, welche wir nimmermehr vermuthet hätten. Sie brach sehr wenig, und gieng gar nicht zu Stuhle, jedoch,

so

so wie sie Neigung zum Brechen bekam, niesete sie auch, und es kamen bey jedem Niesen zwey, drey, bis vier kleine Würmer zur Nase heraus. Wir waren bey dieser sonderbaren Begebenheit persönlich zugegen. Die Frau gab in unserer Gegenwart mehr als zehn dergleichen Würmer von sich. Wir nahmen etliche mit uns, um sie bey mehrerer Bequemlichkeit zu betrachten. So, wie diese Würmer heraus kamen, so nahm auch das Uebel merklich ab, die Patientinn befand sich besser, und der Kopfschmerz war nicht mehr so heftig. Als man sich zuletzt diesen Morgen die Mühe gab, diese Würmer zu zählen, fand man zwey und siebenzig, welche insgesammt aus der Nase heraus gekommen waren. Der Kopfschmerz, das Fieber und alle andere Zufälle verschwanden fast in demselben Augenblicke, und die Kranke ward vollkommen wieder gesund.

Es waren diese Würmer weiß. Sie hatten einen aus verschiedenen Ringen zusammen gesetzten Körper. Sie waren sieben bis acht Linien lang, und drey oder viere breit. Kurz, sie hatten eine vollkommene Aehnlichkeit mit denjenigen, welche man bey den Hammeln in ihrem Kopfe antrifft, und welche Herr von Reaumür im vierten Theile seiner Insectengeschichte, S. 555. beschrieben hat. Ja, ich behaupte so gar, daß es eben dieselbigen Würmer gewesen, und man wird sich mit leichter Mühe davon überzeugen, wenn man höret, daß diese Frau den Tag zuvor, ehe sie krank geworden, da sie eben auf dem Felde gewesen, von einem sehr heftigen Durste überfallen worden, und überall Wasser, ihren Durst zu löschen gesuchet, da sie denn,

nach

nach langem Suchen, endlich eine Art von einem kleinem Pfuhle angetroffen, und von dem Wasser, ungeachtet es ein wenig morastig gewesen, zu zween wiederholten malen getrunken. Wenig Augenblicke zuvor hatte ein Schäfer seine Heerde an eben diesem Orte zur Tränke geführet, da denn die Hammel das Wasser unrein gemacht, und ihm diese Würmer, welche zu ihrer Nase heraus kommen *), mitgetheilet hatte.

Aber wie, wird man uns fragen, haben diese Würmer inwendig in die Nase herein kommen können, ohne daß es die Patientinn gemerkt hat? Es scheint dieses beym ersten Anblicke schwerer zu begreifen zu seyn; doch, wenn man erwäget, daß diese Frau, damit sie bequemer trinken können, sich auf die Erde geleget, und leichtlich Wasser mit in die Nase gezogen, so ist leicht einzusehen, daß die Würmer, da sie außerordentlich klein sind, unfehlbar denselben Weg genommen haben müssen; daß sie hierauf weiter in die Höhe gegangen, ohne dabey schmerzhafte Empfindungen zu verursachen, weil sie sehr klein sind, und erstarrt gewesen, daß sie endlich nach und nach bis in die Stirnhöhlen, (Sinus frontales,) wo der Sitz der Kopfschmerzen gewesen, gedrungen, und indem sie daselbst eine anständige Nahrung

*) Anton Vallisneri in denen nuove osservazioni ed esperienze intorno alla storia mediche e naturale, Padova, 1726. 4. untersucht in der fünften Abhandlung des 2ten Theils, den Ursprung, das Leben, die Verwandlungen, und die Beschaffenheit der Würmer, welche bey Schafen, Hammeln, Ziegen, Hirschen, Dammhirschen, und andern Thieren, in der Nase und Stirnhöhle angetroffen werden. K.

rung angetroffen, bald darauf wieder aufs neue zum Leben werden gekommen, und merklich gewachsen seyn, weil die klebrichte und leimichte Feuchtigkeit, welche die Drüsen in der Schleimhaut (membrana pituitaria) absondern, derjenigen, welche in eben den Drüsen, welche die Hammel in ihrem Kopfe haben, abgesondert wird, beynahe gleich kömmt.

Die Menge der von dieser Frau abgegangenen Würmer scheint noch etwas sehr bewunderns werthes zu seyn. Herr von Reaumür behauptet, man treffe zween oder zum höchsten drey Würmer in dem Kopfe eines jeden Hammels an, und unsere Kranke hat deren über siebenzig von sich gegeben. Folglich muß das Wasser, davon sie getrunken, über die maßen mit diesen Insecten angefüllet gewesen seyn; und dennoch ist dieses nur ein kleiner Theil von denen in diesem Wasser schwimmenden Würmern gewesen, denn die mehresten haben nothwendig in den Magen kommen, und mit den Stuhlgängen, welche die purgirende Arztneyen verursachet, wieder abgehen müssen *).

Nunmehro ist noch zu untersuchen übrig, auf was vor Art diese Würmer das Fieber, den heftigen Kopfschmerz, und die andern Zufälle, womit unsere Patientinn behaftet gewesen, haben verursachen können. Es sind diese Würmer mit kleinen röthlichten Stacheln, Haken und Hörnern bewaffnet. Sie bleiben niemals still, sondern sind munter, und in ununterbrochener

*) Vom unschädlichen Gebrauche eines mit Würmern angefüllten Wassers, s. Gottwald Schusters Observation de aqua verminosa fontis Chemnicensis, eiusque vsu innoxio, im 6ten Vol. derer Actorum phys. med. Acad. N. C. auf der 183 S. B.

brochener Bewegung. Indem sie zum öftern ihre Lage verändern, und in diejenigen Theile, deren sie habhaft werden können, stechen, daran saugen, und sie reizen, mußten sie nothwendig ungemein schmerzhafte Empfindungen erwecken, zumal, da sie auf einen Theil des Körpers wirketen, welcher vorzüglich reizbar ist; (denn es ist ausgemacht, daß die Nerven an keinem einzigen Theile des Körpers dermaßen bloß liegen, und zart sind, als in der Schleimhaut.) Der Schmerz, welchen die Zerrung dieser Nerven verursachte, mußte solchergestalt sehr empfindlich seyn: dieser anhaltende Schmerz erweckte einen heftigen und fortdaurenden Reiz in dem ganzen Zusammenhange der Nerven; hieraus entstand das Fieber, aus diesem die Hitze, die Röthe und die übrigen gesammten Zufälle.

Wenn man dasjenige, was Herr von Reaumür an dem oben angeführten Orte schreibt, mit einer Aufmerksamkeit liest, wird man von der Möglichkeit dieser von mir angeführten Muthmaßungen überzeuget werden. Hier sind die eigenen Worte dieses berühmten Gelehrten, dessen Verlust wir noch lange bedauren werden: „Oefters (spricht er) kann es sich zutragen, „daß diese Würmer in den Stirnhöhlen der Hammel „nicht ruhig sind, sondern eine andere Lage annehmen „wollen, und allzu heftig an die empfindliche Häute, „theils mit ihren Stacheln, theils mit ihren Haken stos„sen; alsdann muß nothwendig der Hammel heftige „Schmerzen empfinden, und es ist dieses die aller„wahrscheinlichste Ursache, der man jene Arten von „Anfällen und Schwindel, oder Raserey, deren ein so „stilles und friedfertiges Thier unterworfen ist, bey„messen kann, und es geht dergleichen vermuthlich zu

„der

„der Zeit vor, wann man die Hammel in die Höhe „springen, und mit ihrem Kopfe zu wiederholten „malen gegen die härtesten Dinge, gegen Bäume, „Steine ꝛc. anstoßen sieht.„

Da nun diese Würmer durch ihre Bewegungen, Anfälle von Schwindel oder Raserey, bey denen Hammeln hervor bringen können, so darf man sich über alle die Uebel, welche sie bey unserer Kranken verursachet haben, gar nicht verwundern.

Wenn man gleich Anfangs hätte wissen, oder wenigstens vermuthen können, was die wahre Ursache dieser Krankheit gewesen, hätte man der Patientinn alsofort dadurch Hülfe schaffen können, wenn man ihr den Bart einer in Oel getunkten Feder inwendig in die Nase gestecket, oder sie Niesewurz, oder ein ander heftiges, zum Niesen bewegendes, Mittel hätte einschnupfen lassen: denn diese Dinge hätten unmittelbar auf den verletzten Theil gewirket, die Kranke würde öfters genieset haben, und hierdurch hätte sie sich augenblicklich von demjenigen, was sie etliche Tage lang gequälet, entlediget: allein, wir waren von allen den Umständen, welche ich erzählet habe, nicht eher, als nachdem die Würmer heraus gewesen, unterrichtet worden.

Aus dem von mir angeführten, muß man, meine Herren! den Schluß ziehen, daß man die wahre Ursache der Krankheiten öfters zu spät kennen lernt. Eine traurige Quelle verschiedener Irrthümer, wobey die Kunstverständigen beständig auf ihrer Hut seyn, und welche sie mit der allergrößesten Sorgfalt zu vermeiden suchen müssen.

Ich habe die Ehre, zu seyn ꝛc. ꝛc.

III. Aus

* *

III.

Aus dem Craftsman.

Den 23. Dec. 1758.

Folgender seltsamer Zufall hat sich vor einiger Zeit zu Worcester ereignet: Ein Gärtner hatte seine Waare auf dem Markte verkaufet, gieng alsdenn in ein Wirthshaus, und trank daselbst etwas zu viel. Er schlief fest ein, und hatte seinen Arm über die Lehne des Stuhles, auf dem er saß, geleget, so daß sich das Obertheil der Lehne gleich unter der Armhöhle befand. In dieser Stellung schlief er ungefähr zwo Stunden; beym Erwachen fand er den Arm völlig unbrauchbar, hoffte aber mit der Rückkunft des Blutes würde er wieder zurechte kommen; darinn aber betrog er sich: denn der Arm bleibt noch unbrauchbar, ohne einiges Gefühl, ob er gleich sehr geschickte Leute dabey zu Rathe gezogen hat. Wie vorsichtig sollte man nicht seyn, in einer Stellung zu schlafen, bey der das Blut gehemmet wird!



* *

IV.

Nachrichten, wo man in England die meisten Versteinerungen und andere natürliche Merkwürdigkeiten findet.

Aus dem Journal Oecon. et litter. T. XX. 110 S.

England ist der Theil von Europa, der an Versteinerungen und natürlichen Merkwürdigkeiten am reichsten ist, und wo man sich auch am meisten auf die Naturgeschichte legt, es mag nun dieser Eifer durch die Menge täglicher Entdeckungen erreget werden, oder von einem Geschmacke herrühren, der der Gemüthsbeschaffenheit der Nation gemäß ist.

Es giebt in Großbritannien eine erstaunliche Menge natürlicher Merkwürdigkeiten, aber sie sind an gewissen Orten viel häufiger, als an andern; folgendes sind die vornehmsten:

Der Hordel-clift an der Seeküste zwischen Lymington und Christ-church in Hamshire enthält viel Versteinerungen. Dieser Hügel, dessen senkrechte Höhe ungefähr 40 Ruthen über das Meer beträgt, erstreckt

erstreckt sich anderthalbe Meile lang der Küsten, und besteht aus einem rothen groben Sande, bis 18 oder 20 Fuß tief, darinnen man Muscheln und Ueberbleibsale von Körpern aus dem Meere findet. An einigen Orten dieses Hügels sieht man große Adern, oder vielmehr Klumpen thonichtes Erdreiches, das ins Blaue fällt, als ob es vermodert wäre. Von dieser Erde bilden sich unmerkliche Schichten, eine über die andere, darinnen sich eine erstaunliche Menge Muscheln befindet, die alle von einander unterschieden sind. Nirgend in der Welt sieht man ihrer so viel. Sie sind meistens in ihrem natürlichen Zustande, ohne einige beträchtliche Aenderung erlitten zu haben. Diese versteinerten Muscheln sind im Lande unbekannt, keine ist den natürlichen ähnlich, die man anderswo in England findet.

Dieser Hügel enthält verschiedene Schichten Marmor, der eigentlich zu reden ein ganzer Klumpen von Muscheln ist: die Kirche und die Häuser da herum sind daraus erbauet.

Um Sodbury, 11 Meilen von Bristol und 14 Meilen von Bath, findet man unzählich viel natürliche Körper, die eine ungemeine Mannichfaltigkeit darstellen. Eine Meile ostwärts von der Stadt sieht man nichts als Belemniten von allerley Art; Nautiliten u. s. w. Beym Eingange in die Stadt findet sich ein großer Steinbruch, aus dem man eine Art blauen Stein bekömmt, der vornehmlich aus Muscheln besteht.

Bey Ipswich in Suffolk findet man acht Meilen vom Meere 30 Fuß tief, häufige Muscheln von allerley Art. Die Landleute brauchen sie auf ihre Felder.

der. Diese Muscheln machen das schlechteste Erdreich fruchtbar.

In der Insel Shepey, in der Grafschaft Kent, giebt es verschiedene Hügel, die ungefähr 18 Fuß hoch sind, und verschiedene Schichten thonichtes Erdreich enthalten, darinnen man eine Menge fremder Körper findet, unter andern Zähne, Wirbel und andere Theile von Fischen. Es giebt daselbst auch Krebse und andere Arten schalichter Fische, versteinertes Holz u. s. w.

Farringdon, in der Grafschaft Oxford, ist wegen der Versteinerungen, die man daselbst entdeckt, sehr berühmt. Man hat auch Schichten von Meersand daselbst bemerket, und eine Menge ganzer Austern in einem Berge, Catsgrove, bey Reading, in der Grafschaft Berk, gefunden.

Dieses sind die vornehmsten Oerter, wo die Natur in England ihre Wohlthaten oder ihre Spiele ausgestreuet hat. Die erstaunliche Menge Versteinerungen und andere Merkwürdigkeiten, die man daselbst antrifft, können auch den arbeitsamsten Naturforscher lange Zeit beschäfftigen *).

*) Die Anzeige dieser Oerter hat der Mühe werth geschienen, ob man wohl gar nicht Ursache zu glauben hat, daß sie der Vollständigkeit nur nahe kömmt, und es überhaupt keinen großen Begriff von des Verfassers Erfahrung giebt, daß er Dinge als außerordentlich bewundert die mittelmäßigen Kennern der Natur in Deutschland gemein scheinen müssen. Anm. des Uebers.

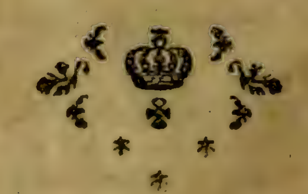
* *

V.

Von einem alten Castanienbaume.

London Evening Post vom 7 bis 9 September 1758.

Man höret, daß auf des Lord Ducie Gute zu Tetworth in Gloucestershire ein englischer Castanienbaum steht, der sechs Fuß vom Erdboden, einen Umfang von 51 Fuß hat. Er theilet sich an der Krone in drey Abtheilungen, davon eine unter 28½ Fuß, und über des Baumes Krone 5 Fuß im Umfange hat. Der Boden ist weicher Thon, etwas leimicht. Die Gegend ist an der Nordwestseite eines Hügels. Man saget, der Baum wäre zu K. Johannis Zeit der große oder alte Castanienbaum zu Tetwort genannt worden; und man glaubet, er sey itzo ungefähr tausend Jahre alt.



VI. Fort=

* *

VI.

Fortsetzung von Herrn Hanovs historischen Nachricht von Elbing.

§. 206.

Noch in dem Jahre 1526 zu Ende des Jul. ward ein Landtag zu Elbing, vornehmlich wegen Ergänzung der durch die Ausbrüche der Weichsel beschädigten Dämme, gehalten. Ob nun gleich die Eintheilung da gemacht ist, wie alles dazu nöthige sollte geliefert werden: so hat es sich doch mit der Vollziehung bis ins folgende Jahr, und noch weiter verzogen: besage der lengnichischen Geschichte unsers Preußen B. I. S. 20. 21. Die schwedische Klage gegen die Danziger wurde im Anfange des Augusts zu Elbing angebracht, und wegen der Abreise des Königs vor den ernannten Schiedsrichtern fortgesetzet, auch wahrscheinlich in der Güte abgethan.

§. 207. Eben daselbst ward auch wegen des Bierbrauens und Kaufschlagens eine Verordnung beliebet und abgefasset. Nämlich nach altem Gebrauche wird zur Wohlfahrt der großen und kleinen

Städte das Kaufschlagen und Ausspünden auf dem Lande, in allen Werdern, auf der Höhe und überall, vermöge der Schiffe und Weichselkähne, dergestalt verbothen, daß wer dawider handelte, des Schiffes und dessen Güter sollten verfallen seyn, ausgenommen die, welche dazu privilegiret sind. Aber in den Städten mag ein jeder sein Getreide, und was er mit seiner Arbeit zuwege bringt, und nicht von andern erkaufet, zu Markte bringen. Auch sollen die Weichselfahrer kein Getreide zum Verkaufe aufkaufen, noch die dazu unbefugt sind, Bier brauen und die Krüge, so den Städten nahe liegen, zum Verschenken bringen *).

*) Es ist dieses gezogen aus einer ungedruckten Urkunde, die man, Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier nicht beybringt.

§. 208. Im Jahre 1527 ward zu Elbing wegen der Abschaffung des schlechten Geldes viel berathschlaget, aber weiter hinaus gesetzet, und dahin gestimmet, daß die pohlnischen Münzen nicht höher, als nach ihren Würden, gelten, alles ausländische Geld sollte verboten werden. Wenn der Münzmeister das beliebete Korn nicht träfe, sollte er gestraft werden, und die zu leichte Münze wieder umschmelzen. Es haben auch die Elbinger gebethen, daß die Vertriebenen von Danzig sich bey ihnen dürften wohnhaft niederlassen, dagegen sich die Danziger darum bey dem Könige gemeldet, weil sie in der Nähe ihnen wieder gefährlich werden dürften, und sich zu rächen suchen sollten. So lautet es in der Urkunde der lengnichischen Geschichte, B. I. N. 10. und in der Geschichte selbst, S. 31 fgg.

§. 209.

§. 209. Wegen der Münze Verbesserung ward im Jahre 1528 von den drey großen Städten bewilliget, daß der König nebst dem Herzoge dazu den Anfang mache, wenn nur der Städte Privilegien ungeändert blieben, und ihnen frey bliebe, dem erwählten Fuße nach, auch Geld zu schlagen. Lengnich. Gesch. Th. I. S. 49. Imgleichen sollten die andern Münzen gewürdiget werden, und so lange im Gange bleiben, bis genugsamer Vorrath von der neuen, welche alle Viertheljahre zu prüfen, vorhanden wäre. Damals wurde von der neuen Münze die Mark auf 20 Gr. ein Groschen auf drey Schillinge, und ein Schilling auf sechs Pfennige gesetzet. Aus der Münze sollte ohne vorhergegangene Probe nichts ausgehändiget werden. Bey Darlehen und Kaufen sollte dahin gesehen werden, daß der Schuldner wegen des neuen Geldes nicht in großen Schaden käme. Daselbst S. 50 fgg. Allein die Städte mußten sich eine Zeitlang des Gebrauchs ihres Münzrechts enthalten. S. 54. daselbst.

§. 210. Die preußischen Hansestädte hatten mit Lübeck Zwistigkeiten wegen ihrer Kaufplätze und Freyheiten zu Falsterbo in Schonen. Die Versuche, solche beyzulegen, waren seit 1524 bisher vergeblich gewesen. Endlich ward der König in Dänemark zum Richter beliebet, welcher die Sache auf den September dieses Jahres verschob, weil der Vergleich wieder auf solche Art gesuchet ward, welche die preußischen nicht eingehen konnten. Der Rechtsspruch erfolgete so: Von dem streitigen Platze sollten die Preußen die Hälfte behalten, und die andere Hälfte

den Lübeckern überlassen. Dawider diese auf den König Friedrich sich beriefen. *) Daselbst. S. 56.

*) Ein Hauptzweifel gegen die Preußen war daher genommen, weil ihre Verschreibung von Woldemar (IV.) a. 1370. den Sonntag vor Fasten zu Thorn, und die andere zu Nyenburg in demselben Jahre, Montags vor Lichtmesse, gegeben ist, und vorgegeben worden, Woldemar sey damals schon entsetzet gewesen, und darum sich außerhalb Landes aufgehalten habe. Allein er hat im Jahre 1369 eine Reise nach Rom zum Pabste vorgenommen. Zu Ende desselben Jahres hat er zu Stralsund am Andreastage den liefländischen Hansestädten eine Verpfändung auf Schonen gegeben zu Wiedererseßung ihres vielfältigen Schadens, nach **J. G. Arndts liefl. Chron. II Theil. S. 108 und 109.** Er ist also von **Stralsund** nach **Thorn**, von dannen aber nach **Neuenburg**, und gewiß weiter nach **Marienburg** zum Hohemeister **Weinrich von Kniprode** gereiset, dessen in der letzten Urkunde gedacht wird, darinn er setzt, daß persönlich da bey ihm erschienen die Abgeordneten der preußischen Städte, Kulm, Thorn, Elbing, Danzig und Königsberg rc. Vielleicht hat er damals dem Orden wider Litthauen in der Schlacht bey **Rudau** Beystand leisten, oder doch vorher dem Freystechen beywohnen wollen, welches der Hohemeister zu Marienburg anstellen wollte, nach **Hennenbergern** in seiner **Erklärung der Landtaf.** S. 402.

§. 211. Im Landtage zu Thorn ward der Preiß der alten und neuen Münze bestimmet, und die Waaren sollten nach dem alten Preiße geschätzet werden, weil noch nicht mehr als für 6000 Mark neue Münze fertig war. S. 58. daselbst. Um

die

die neue Münze zu prüfen, sollten alle vierzehen Tage zwey Münzmeister, in Gegenwart des pomerellischen Woywoden, oder seines Bevollmächtigten und eines von den drey großen Städten, die Münzen probiren, und zwar sollten zuerst die Elbinger, dann die Thorner und hernach die Danziger dabey zugegen seyn, bis auf künftigen Landtag. In diesem werden sonderlich Elbing und Danzig beschuldiget, daß sie den freyen Lauf der neuen Münze hinderten, welches diese leicht beantworteten, daß solches, Empörung zu vermeiden, geschehen, da wenig neue Münze vorhanden wäre, und der gemeine Mann nichts hätte, als die alte schlechte Münze. Deswegen sie ansuchten um die Freyheit, ihren Münzhammer auch zu brauchen. S. 63. daselbst.

§. 212. In dem folgenden Jahre 1529 wurde in der elbinger Zusammenkunft, wegen der Münze, auf die Hebung der Verdrüßlichkeiten gedacht, die sich dabey unter dem gemeinen Manne ereigneten, welcher das alte Geld in dem vorigen Gange behalten wollte, da die großen Städte aus Mitleiden gegen das Armuth sich erkläreten, vier alte Pfennige gegen drey neue einzuwechseln. Es brach das Misvergnügen und Murmeln darüber in den großen Städten in einen öffentlichen Auflauf aus, daß der Rath den armen Leuten versprechen mußte, ihr Anliegen dem Könige eröffnen zu lassen, daß bey dem Mangel des neuen Geldes das alte noch in seinem Preiße bleiben möchte. Mit der Veränderung der Mark von 15 Gr. auf 20. waren sie eben so wenig zufrieden. Die Elbinger und Danziger wurden bey dem Könige angegeben, als ob sie sich der neuen

Münzordnungen widersetzten. S. 70 und 71. Das. Sie wußten aber, was bey ihnen vorgegangen, sattsam zu entschuldigen. S. 72 fgg.

§. 213. Weil der königliche Münzbefehl in sich hielte, daß alle Käufe nach dem alten Gelde und der alten Mark sollten untersaget seyn, bey Verlust dessen, so man an sich gehandelt, darüber die Land- und gemeinen Leute sehr unwillig waren, und die Unmöglichkeit für sich hatten. Da der neuen Münze gar zu wenig zu haben war: schickten die Elbinger und Danziger deswegen an den König: zugleich sollten sie auch zu verhüten suchen, daß ihnen nicht wegen der vorhabenden Schätzung der Eßwaaren und des Lohns der Handwerker und des Gesindes fremde Willkühren wider ihre Privilegien aufgebürdet werden möchten. S. 73 und 74. daselbst. Auch sollten sie sich bemühen, die Freyheit zu münzen, auszuwirken. Sie erhielten aber nicht, was sie suchten, und wurden auf den künftigen Landtag und Reichstag verwiesen. S. 75. daselbst.

§. 214. Im Jahre 1530 gab der König den drey Städten nach dem Gebrauche ihre Münzfreyheit, doch daß sie den Landesschlüssen nachkämen, und den Gang des neuen Geldes ohne weitern Verzug beförderten. Elbing versprach genaue Folge zu leisten, so bald ihr Münzwerk im Gange. Die Danziger nahmen es an ihre Aeltesten, und verlangeten noch einigen Anstand, da bey ihnen so bald nicht so viel neue Münze würde zu haben seyn, als nöthig wäre, die alte abzuschaffen. Der König verstattete einen Anstand bis nach Pfingsten. S. 86. daselbst. In der Zeit ward auch, ohne der Städte Vorwissen,

aus der Canzley mit Wissen des Herzogs und der übrigen preußischen Landesräthe ein Befehl ausgegeben, wegen Abschaffung der alten und in Schwangbringung der neuen Münze, vermöge dessen nur die alten Münzen, so der Hohemeister Friedrich, nebst seinen Vorfahren, schlagen lassen, mit der neuen im Gange bleiben, und 20 Gr. auf die Mark gerechnet werden sollten. Der andern sollte sich ein jeder bis den 12 Jun. losmachen, so gut er könnte, oder sollte sie in die Münze oder weiter liefern, bis Weihnachten, und am Gewichte so viel von den neuern Pfenningen bekommen, als jene gewogen. Wer dawider handeln würde, sollte es mit Verlust des Geldes und der Waaren und einer Strafe von 100 Ducaten büßen. Dawider der Städte Vorstellung nicht gehöret worden. S. 87. daselbst.

§. 215. Die Elbinger klagten in einer besondern Bittschrift über die Abnahme ihres Kaufhandels, dazu vieles beygetragen, daß die drey Bezirke aus Masuren ihre Güter andern Oertern zuführeten, welche doch nach königlicher Verordnung verbunden wären, solche nirgend anders, als nach ihrer Stadt zu bringen, und daselbst einzukaufen, wessen sie benöthiget wären. Demnach bathen sie unterthänigst nicht zuzugeben, daß die Masuren dem königlichen Willen weiter entgegen handelten. Nebst dem hielten sie auch an um einen Nachlaß der königlichen Accise. Sie wurden aber mit Vorschützung anderer wichtigen Geschäffte so lange aufgehalten, bis sie unverrichteter Sachen heimkehren mußten. Daselbst. S. 88.

§. 216.

§. 216. In der Zusammenkunft zu Elbing zu Ende des Octobers wurde hauptsächlich wegen der Schätzung des Goldes nach der neuen Münze gehandelt. Der königliche Münzverweser sagte, weil nun die preußische und pohlnische Münze von gleicher Würde sey, und in Pohlen der ungarische Gulden 44 Gr. gölte: so würde er in Preußen eben so viel gelten müssen. Die fürstlichen Räthe wiederholten, was schon im vorigen Jahre vorgekommen, daß die ungarischen Gülden 40, die rheinischen 30 Gr. gelten könnten, oder wie es den hiesigen indessen gefallen, die ungarischen nahe an 45, die kaiserlichen zu 20 Gr. 2 Schillinge, die Hornfl. zu 13 Gr. zu nehmen. Itzo mußten die elbinger und danziger Münzwardeins die Hornfl. genauer untersuchen, und mit den ungarischen gegen einander halten. Diese brachten hierauf ein, wenn der ungarische Gülden geschätzet würde 42 Gr. so hielte der Horngülden am Gelde 11 Gr. 1 Schilling, $5\frac{72}{80}$ Pfenning an Silber Zusatz 1 Gr. 1 Schilling, $\frac{75}{80}$ Pfenning, also zusammen 13 Gr. Würde der ungarische zu 44 gerechnet, so wäre der Horner zu nehmen für 13 Gr. 1 Schilling, 4 Pfenninge. Gölte der ungarische 45 Gr. so bekäme der Horner 13 Gr. 2 Schilling 2 Pfenninge. Es ward aber für dienlich erachtet, die Aenderung noch in etwas auszusetzen. S. 94 und 95. daselbst.

§. 217. Auf der Tagefahrt nach Pfingsten zu Marienburg ward unter andern verlanget vom Könige, daß die Städte ihre Prägung der Schillinge und Pfenninge gänzlich einstellen sollten, weil der König mit dem Herzoge dasselbe zu thun sich

ver-

verglichen. Imgleichen ward eine Geldsteuer wider den Türken verlanget, weil die Accisen dazu nicht reichten. Die Städte führeten ihre Ursachen an, warum sie in keine weitere Anlage willigen könnten. Die Elbinger führten an, die Accise, welche schon acht Jahre gewähret, und noch zwey Jahre gehen sollte, hätte viele Bürger in solche Abnahme gebracht, daß sie das Bierbrauen einstellen müßten. Die Münzverhöhung hätte des vierten Pfennings Verlust verursachet. Ihre Nahrung litte auch dadurch große Abnahme, weil der Adel sich auf die Kaufmannschaft geleget, und beständig fortführe, die Dörfer mit Biere zu versorgen, der Stadt aber nach Möglichkeit die Zufuhr zu sperren. S. 103. daselbst.

§. 218. Ein neues Münzedict verordnete, weil der Schillinge und Pfenninge ein genugsamer Vorrath gepräget sey, so sollten künftig nur einzelne, dreyfache und sechsfache Groschen gemünzet werden. Wegen dieses Verboths thaten die Danziger und Elbinger mit wichtigen Gründen ihre Vorstellung, und erhielten von dem Lande das Versprechen, die königliche Majestät auf bessere Gedanken zu lenken. S. 109. daselbst. Der König aber bestund in dem folgenden Landtage auf dem vorigen Willen, und die Städte Elbing und Danzig wiederholten ihre vorigen Gründe und Bitten, sie noch bey dem zugestandenen Gebrauche ihres Münzrechtes zu lassen, da der Schillinge noch nicht so viel vorhanden wäre, als bey ihnen nöthig; zumal da Thorn gar nicht münzen könnte rc. Wegen wiederholter Forderung der Beysteuer blieb Elbing bey seinen vorigen

Grün-

Gründen, und bath, es wenigstens dahin zu bringen, daß die neue Steuer nicht eher angienge, bis die Zeit der Accise ausgelaufen. S. 118. das.

§. 219. Der Vorfall der Stadt Thorn ward größesten Theils auf die oberkannte Niederlage geschoben. Weil nun Danzig davon Nutzen geschöpfet, und die Stände den Thornern gerne wieder aufhelfen wollten, bezeugeten die von Danzig, daß ihre Aeltesten erböthig wären, den Thornern dazu behülflich zu seyn. Sie hätten deswegen auch Befehl, mit ihnen darüber sich zu unterreden, um zu hören, wie solches am füglichsten geschehen könnte. Sollten sie sich darüber nicht vereinigen können, wollten sie es auf den Ausspruch der Elbinger ankommen lassen, und sich nach selbigem bequemen, so fern er nicht mit ihren alten Gerechtsamen stritte. Die Räthe hielten solches Anerbiethen genehm, und fügeten noch den danziger Castellan den Elbingern bey zur Entscheidung der Sache. S. 121. das. Der erste Vorschlag, den die Thorner thaten, war die Wiederherstellung der Niederlage pohlnischer Waaren, welche schlechterdings verworfen ward. Der Castellan schlug vor, daß alle Kaufmannsgüter gehalten seyn möchten, zwey oder drey Tage stille da zu liegen, wenn nur die pohlnische Geistlichkeit und der Adel von dieser Pflicht ausgenommen würde. Solches nahmen die Danziger auf, an ihre Aeltesten zu bringen. S. 132 und 124. daselbst.

§. 220. Im Anfange des folgenden Jahres brachten die Elbinger zu Graudenz klagend ein vor den Landständen, daß die Starosten der drey masovischen Gebie-

Gebiethe, Prasnik, Czechanova und Janova ihnen die Einfuhr des Salzes dahin untersageten, zu welcher sie doch allein berechtiget wären, und bathen solches durch königliche Majestät hintertreiben zu helfen. Auch war ein Zoll zu Czechanova angeleget wider die alten Verträge mit Pohlen, und damit kein Unterschleif dabey vorgehen sollte, war auch eine Revisionskammer aufgerichtet, da die Reisenden einen Schein der entrichteten Gebühr von dem Einnehmer des Zolles aufweisen sollten: dergleichen schon vor etlichen Jahren einmal gewaget war; aber auf der Preußen Vorstellung ihrer Zollfreyheit hatte wieder abgestellet werden müssen. S. 124 und 125. daselbst. Es ward solches der königlichen Majestät aufs beste empfohlen. Auch ward über die Zollaufseher zu Posen geklaget, daß sie nicht bey dem gesetzten blieben, sondern Küsten, Fässer und Ballen durchbohreten, aufrissen, die Päcke und die Rechnungen abforderten, was die Waaren gekostet, damit sie den Zoll steigern könnten. S. 330.

§. 221. Der Herzog in Preußen meldete auf dem Landtage in Preußen, daß zu Elbing ein Brief mit 7 Siegeln sollte gefunden seyn, darinn die Stadt für dem Herzoge gewarnet würde, als wenn er sich derselben zu bemächtigen trachtete. Weil solches einen ungegründeten Argwohn wider ihn erregen möchte, verlangete er, die Räthe möchten es bey den Elbingern dahin bringen, daß ihm der Brief ausgehändiget, der Urheber fleißig aufgesucht, und wenn er gefunden, mit gebührender Strafe beleget würde; welches den Abgeordneten der Städte wohl empfohlen ward, die es an ihre Obern genommen. Wegen ei-

ner ansteckenden Seuche konnte dieses Jahr der Landtag weder zu Graudenz, noch zu Elbingen gehalten werden. S. 150. Weil der König verlanget hatte, die Seestädte, Elbing und Danzig, sollten wegen des Krieges in der Ostsee ꝛc. mit allen Nothwendigkeiten ausgerüstete Schiffe in Bereitschaft halten und ihre Hafen wider feindlichen Einbruch befestigen. S. 151. welches die Städte ablehnten, denn sie zu so kostbaren Ausrüstungen unvermögend wären. Die Elbinger setzten hinzu: die Beschützung ihres Hafens käme dem Herzoge in Preußen zu. S. 154.

§. 222. Weil in Preußen ein Mangel an guten Schulen war: so suchte die Stadt, bey ihr solchem Mangel abzuhelfen, und richtete eine Schule oder Gymnasium auf im Jahre 1536. dazu Wilhelm Gnapheus zum Rector berufen und bestellet wurde. Weil Anno 1521 in dem Brigittinerkloster nur noch eine Nonne und ein Mönch darinnen geblieben, und es hernach ganz wüste geblieben: so ist dieses wüste Kloster, welches auf der Stelle des alten Schlosses stand, in diesem Jahre von E. E. Rathe, durch Jac. von Alexwangen, königl. Burggrafen, und Nic. Friedewald, Bürgermeister, zum Schulgebäude eingerichtet worden. Jener gelehrte Mann war aus Holland wegen der evangelischen Religion vertrieben worden, nahm also dieses Amt willig an, und der alte Bischof Ferber wußte entweder solches nicht, oder hinderte es doch nicht, weil er schon alt und schwach war, auch folgendes Jahr die Zeitlichkeit verließ. Unter dem neuen Bischofe, Joh. von Höfen, machte sich Gnapheus mit seiner Gelehr-

samkeit

samkeit beliebt, und hielt im folgenden Jahre, da der neue Bischof nach Elbing gekommen war, in seiner Gegenwart eine gute Redeübung mit seinen Schülern von dem verlornen Sohne. Selbige ist im Drucke vorhanden, unter dem Titel: Acolastus*).

*) Es ist aber diese Abhandlung oder Comödie nicht damals zum ersten verfertiget worden, sondern schon im Jahre 1528 im Haag. Wie sie denn auch nachmals an andern Orten, als zu Cöln, Leipzig und Dortmund gedruckt und wieder aufgeleget worden, daraus zu sehen, wie beliebt sie geworden sey. Sie ist also zu Elbing damals nur wiederholet und vom neuen aufgeführet worden. Es mag auch solches wohl mehrmalen geschehen seyn, weil Gnapheus in der Zueignung seines Triumphs der Beredtsamkeit (Triumphi Eloquentiae) schreibt, daß er sie vor einigen Jahren auf dem Landtage in Gegenwart des Bischofs gehalten habe, und in diesem ersten Jahre seines Rectorats ist kein Landtag zu Elbing gewesen. Daß er der Jugend zugleich seine Begriffe von der Religion beygebracht, findet man S. 207. der Lengnichischen Geschichte.

§. 223. Ob man gleich in Pohlen sich schon mehrmal geweigert, das elbingische und danziger Geld zu nehmen, aus Vorwande, es sey schlechter, als das pohlnische; und die Städte das Gegentheil behauptet, und es der schärfsten Prüfung unterworfen, ja ihrer Münzgerechtigkeit verlustig seyn wollten, wenn es nicht dem pohlnischen gleich befunden würde, S. 138 folg. so kam doch im Jahre 1537 eine neue Klage darüber, daß ihr Geld am Schrot und Korne dem pohlnischen nicht gleich käme, und die Städte ihres Rechts zu münzen verlustig seyn sollten. Imgleichen verlangte der pohlnische Adel, daß

ihm frey stehen sollte, mit Auswärtigen, ohne Unterschied, selbst zu Danzig 2c. Handel zu treiben. Weil die nach Pohlen Abgeschickten hierauf zu antworten keinen Befehl hatten mitbringen können, da sie dergleichen Zumuthen nicht voraus wissen können, konnten sie sich darüber nicht einlassen, sondern nahmen es an die ihrigen nach Hause, S. 177 folg. Indessen verlangte der König, weil er seine Münze in Thorn geschlossen, sollten beyde Städte ihre von nun an auch schließen. S. 181. Welches auch also erfolget. S. 196.

§. 224. Im folgenden Jahre beschwereten sich die Elbinger über den marienburgischen Starosten, welcher die freye Fahrt auf dem Nogat kränkete, indem er von den Gefäßen gleichsam einen Zoll forderte. Es ward für gut befunden, daß der Woywode von Pomerellen mit dem Starosten reden, und ihm die Neuerung untersagen sollte. S. 200. Weil sich die Danziger aus Noth und Furcht einer Empörung bey dem Mangel des kleinen Geldes, die Münze wieder zu eröffnen entschlossen, bezeugten die Thorner und Elbinger, daß sie ihre auch öffnen würden aus eben den Ursachen. Daselbst. Welches auch geschehen, nachdem Elbing sich vorher um die königliche Einwilligung beworben, und selbige erhalten, S. 210.; obgleich die polnischen Räthe solches sehr übel empfunden, und die Städte 1539. auf dem Reichstage ausladen ließen. Dabey der König selber erinnerte, die Städte wären ihrer Vorrechte wegen nicht schuldig, sich auf dem Reichstage zu stellen, sondern der König sey verbunden, in wichtigen Sachen mit den preußischen Räthen in Preußen zu handeln

deln und zu schließen. S. 203. Weswegen auch der König 1540. diese Sache an die preußischen Landräthe gewiesen, um die Städte zur Niederlegung ihres Hammers anzuhalten.

§. 225. Auf dem Reichstage 1540. ward ein königlicher Befehl ausgewirket, darin allen königlichen Unterthanen verdächtige Universitäten zu besuchen verbothen ward. Damals ward auch Gnapheus als ein Ketzer bey dem Könige angegeben, und es erfolgete ein Schreiben, darinn der König auf seine Fortschaffung von Elbing drang. Dawider kamen die Elbinger ein, und gaben ihm ein gutes Zeugniß seiner Religion und unsträflichen Wandels, stelleten auch den großen Nutzen vor, welchen das Land und die Jugend von seinem Unterrichte genösse, und daß mit dem Abzuge dieses Mannes ihre Schule einen großen Stoß empfinden würde. Die Danziger, welche ihre Kinder auch zu ihm schickten, bathen gleicher Weise für ihn, da sie seines gleichen nicht hatten, im Griechischen und Lateinischen ihre Kinder zu unterweisen. Solchergestalt ward es dahin gebracht, daß er noch etliche Jahre sein Amt verwalten konnte. S. 207. *).

*) Die Elbinger haben in diesem Jahre ihre Schule erweitert und besser eingerichtet, auch auf dem Landtage um eine Beyhülfe dazu angehalten. Welches Hartknoch aus den Recessen anmerket in der preußisch. Kirchenhist. S. 979. auch die Legnichischen Geschichte B. I. S. 212 folg. Daß die Schule damals wirklich in bessern Stand gesetzet sey, bezeuget Gnapheus in dem gedruckten Triumpho Eloquentiae, welchen er dieses Jahr da aufgeführet und dem Bischofe gewidmet hat, darinn

er der Obrigkeit und den Musen zu Elbing de Gymnasii instauratione Glück wünschet. Wie er denn auch in demselben Jahre gesammlet hat primam foeturam Gymnasii Elbing. s. Sylvam carminum et Schediasmata scholasticae juventutis. Welche beyde Schriften im folgenden Jahre zu Danzig von Jacob Rhoden gedruckt sind. Gnapheus nennet sich Gymnasiarcham, und bezeuget, daß der D. Med. Christoph Heil damals auch in demselben einen Lehrer abgegeben. Vom Leben dieses Gnapheus kann nachgesehen werden Tom. III. Actor. Boruss. S. 925-934.

§. 226. Es ward in diesem Jahre von dem Könige eifrigst darauf gedrungen, daß keine Münze weiter sollte geschlagen werden, unter dem Vorwande: des Silbergeldes wäre zu viel, das Gold würde dadurch weggewiesen, und die Waaren stiegen im Preiße. Die Thorner behaupteten, daß noch kein Ueberfluß des Geldes zu spühren wäre, und es bliebe unausgemacht, ob nicht an andern Orten das Münzen so viel stärker dürfe getrieben werden. Die Elbinger schützeten sich mit der königl. Einwilligung, so viel zu münzen, als ihnen noth wäre, doch wegerten sie sich nicht, mit Vorbehalt ihrer Gerechtigkeit, dem königl. Willen im kurzen zu gehorsamen. S. 210. 211. Die Danziger versprachen von ihren Obern nähere Erklärung zu verschaffen, weil sie hierauf nicht beordert wären. Sie erhielten endlich die Antwort: obgleich der kleinen Münze bey ihnen noch nicht genug vorhanden, wollten sie doch den Hammer zwischen hier und Michael niederlegen, unter dem Vorbehalt, wenn der Landes Schade durch Schließung der Münze nicht gehoben würde, ihr frey stehen sollte, die ihrige alsdenn wieder zu öffnen. S. 213. das.

§. 227.

§. 227. Auf dem Michaelis Landtage 1541. ward von der bessern Einrichtung des culmischen Gymnasii gehandelt, da Gnapheus aus dem Elbingischen wegen der Religion fortzugehen gezwungen worden. S. 232. Hartknoch in der preuß. Kirchenhist. S. 979. meldet, solches sey geschehen, als er sich verheirathet. Da hätten die Geistlichen (vermuthlich, weil er ein Geistlicher gewesen war,) darauf gedrungen, in den Bischof und Rath, daß er enturlaubet worden *). An dessen Stelle im folgenden Jahre M. Wimann berufen worden. Damals wurden auch Elbing und Danzig als vermeynte Reichsstädte, weil man ihnen drey Römermonate auferleget, und sie ihren Anschlag nicht abgetragen, sondern abgelehnet hatten, weil sie zum deutschen Reiche nicht gehöreten, geladen, bey dem Kammergerichte sich einzufinden, um ihr Urtheil zu hören, wegen des Ungehorsams. S. 236. Nicht minder wurden sie auch zum Obersächsischen Kreistage von dem Churfürsten zu Sachsen nach Zerbst eingeladen. Daselbst.

*) Was hier auf dem Landtage vorgegangen, ist zuverläßig. Darum muß man sich bey Hartknochs Jahrzahl nicht irren, wenn da steht, daß er Anno 1543. aus Elbing weichen müssen, S. 974. weil das ein Druckfehler ist; wie es daraus erscheint, weil er vorher S. 295. 296. schreibt, er sey 1536. in Elbing zum Rector bestellet, und habe sechs Jahre der Schule gedienet. Deswegen würde seine Vertreibung erst in das Jahr 1542 treffen. Und es kann wohl seyn, daß sich der Bischof Dantiscus erbitten lassen, ihn noch bis in das folgende Jahr da zu lassen, damit sie erst einen andern Rector aufsuchen könnten. Man findet auch das Jahr 1542 in seinem Leben Act. Bor. Tom. III. S. 927.

927. nebst dem Umstande, er habe per sexennium der Schule löblich vorgestanden, und sein Verbrechen sey gewesen, daß er dem Bischofe Dantisco gestanden, er habe eine Ehefrau, und die Ehe sey ehrlich bey allen, nach Hebr. XIII. 4. Allda wird auch gefunden, er habe der Armen-Schule als Rector in Königsberg vorgestanden, welches die Cathedralschule seyn wird, an die er in demselben oder folgenden 1543. Jahre mag gekommen seyn; nachdem III. B. des erläutert. Preußens S. 365. da er durch einen Druckfehler Joachim Gnapheus genennet wird. Im Jahre 1544. kam er als Archipaedagogus in die Stelle Abr. Culvensis. Siehe D. Arnolds Hist. der Königsbergisch. Universität Th. I. S. 33.

§. 228. Im Jahre 1542. kam es endlich mit der Appellation aus den großen Städten zum einhälligen Schlusse, daß von denen die Appellation vom Rathe nicht mehr an den Landtag, sondern gerade an den König gehen sollte, S. 240.; und S. 242. wird der König geberhen, solches Gesetz nun auszufertigen. Die Landstädte hatten auch nicht übel Lust, die Landtäge lieber zu Thorn und zu Elbing, als in Marienburg und Graudenz zu halten. S. 241. Die Elbinger und Danziger aber wurden dem königlichen Schutze empfohlen, wider die Ausladungen in das deutsche Reich, damit wider dieselben nicht wegen vermeynten Ungehorsams die Achts-Erklärung, oder was härteres ergienge. S. 243. In eben diesem Jahre wurde auch das Kloster an den elbingischen Rath übergeben, wie aus dem Supplement des la Martiniere col. 704. zu ersehen ist.

§. 229. Zwey Jahre hernach klagte die Ritterschaft aus dem Marienburgischen, daß die Bürger

von

von Elbing, welche Landgüter besäßen, der Musterung nicht in gehöriger Rüstung beywohneten. S. 271. Wegen des Mangels an Pfenningen bathen die Elbinger Lande und Städte, der König möchte den Elbingern erlauben, zum gemeinen Besten, deren eine benannte Summe schlagen zu dürfen; obgleich die Thorner ihnen solches ausbathen. S. 247. Weil der Herzog noch immer münzete, äußerten sich die Danziger dawider, wo solches noch länger fortgesetzet würde, müßten sie sich gleicher Gestalt ihrer Privilegien bedienen. S. 275. Die Räthe hielten auch in einem Bittschreiben um Erlaubniß an, wegen der Proceßsachen künftigen Jenner außerordentlich in Elbing zusammen zu kommen. Daselbst.

§. 230. Der erhaltenen Erlaubniß wegen werden die Proceßsachen zu Elbing vorgenommen, und auf das Ansuchen wegen der Pfenninge, gab der König nach, drey Güsse preußischer Pfenninge zu prägen. S. 276. Zu der Zeit wurde Elbing und Danzig wieder mit einem hohen Reichs-Anschlage beleget, wo sie es nicht thäten, noch ihre Ursachen anzeigeten, wurden sie mit der Acht binnen sechs Monaten bedrohet. Weswegen der König gebethen ward, die Städte nachdrücklich zu vertreten, und diesen Zunöthigungen, ein Ende zu machen. Zwey Jahre darauf gieng der siradische Woywode als Bothschafter an den Kaiser, und that auch dieser Sache wegen Vorstellung, ward aber den 10. März hierauf mit der Antwort abgefertiget, die beyden Städte stünden vorlängst in der Reichsmatrikel, und dem Kaiser stünde nicht frey, wider der Stände Willen, eine

Neuerung vorzunehmen, sondern müsse das Reich bey seinem Rechte ungekränkt lassen. S. 303.

§. 231. Im 1548. Jahre beschwereten sich die Elbinger und Danziger bey dem Könige, daß ihnen die Freyheit des ehemaligen Handels, insonderheit die Einfuhr des überseeischen Salzes und anderer Waaren, nebst deren Verkaufung und Aufschüttung in den königl. Landen theils gänzlich verbothen, theils merklich geschmälert worden. Jngleichen, daß in der Krone und in Litthauen wider die alten Verträge und Gewohnheit die Zölle um ein großes erhöhet würden, auch der Holzhandel in Litthauen gekränket würde. Sie erhielten aber damals keinen Bescheid. Nach dem andern Bande der Lengnichischen Geschichte unsers Preußen. S. 23 u. 26.

§. 232. Folgendes Jahr wurden die Elbinger und Danziger von dem Churfürsten zu Sachsen zum Kreistage nach Jüterbock eingeladen. Die Städte meldeten solches dem Könige, und ließen dem Churfürsten schriftlich wissen, daß sie keine römische Reichsstände wären, sondern zu Polen gehöreten. Daselbst S. 32. Auf die kurz darnach eingelaufene kaiserliche Ladung vor das Cammergericht, mit Bedrohungen, hielten sie es für gut, um ein widriges Urtheil oder gar Achts-Erklärung abzuwenden, jemand an das Cammergericht zu senden, der da Vorstellung machte, daß sie vor dieses Gericht nicht gehöreten, und der wider allen Unfug sie verwahrete, mit gewöhnlichen Rechtsmitteln. Sie erbathen sich bey dem Könige zu dem Ende eine Schrift, darinn er bezeugete, daß er allein über diese Städte zu gebiethen, und sie sonst keinem andern zu gehorsamen hätten.

Der

Der König sandte von selbst damit Hosium an das Cammergerichte, um die angemaaßte Gewalt über diese Städte desto besser abzulehnen. Welches so viel gefruchtet, daß die Cammerrichter ihr Urtheil zurück gehalten, und einen Schein wegen des empfangenen königlichen Schreibens von sich gaben.

§. 233. Im Jahre 1550. verfiel der elbingische Rath mit der Bürgerschaft in eine Mishälligkeit, wegen dieser ihren Beschwerden, welche zwar der Rath zu wandeln sich erboth, diese aber damit nicht zufrieden seyn, sondern die Sache nach Hofe gelangen lassen wollten. Es erbeth sich der ermeländische Bischof, der marienburg. Woywode, und andere Mitstände, den Streit in der Güte zu vermitteln, schrieben auch an den König, wenn Klagen von der elbingischen Bürgerschaft an ihn kämen, er sie an die Landesräthe zu verweisen geruhen möchte. Es gefiel aber dem Könige, mit Zuziehung der aus Preußen Anwesenden, sie zu Peterkau auf dem Reichstage durch einen Ausspruch gewissermaßen *) abzuthun. S. 52.

*) Wir werden bald hören, daß sie wieder auf das Tapet kommen, also nur in etwas sind gestillet worden.

§. 234. Eben in demselben Jahre ward von den preußischen Ständen die Stadt Elbing dem Könige empfohlen, um ihrer Nahrung wieder aufzuhelfen, die wegen der verbothenen Einfuhre des Salzes in Masuren in große Abnahme gerathe. S. 58. Die königl. Abfertigung schlug die verlangte Einfuhr des Salzes darum ab, weil die königliche Cammer und die Salzgruben in Polen da-

durch Schaden litten. S. 60. Folgendes Jahr beschwerete sich der Adel über die Elbinger, daß sie etliche Landgüther der marienburg. Woywodschaft besäßen, und zu ihrem Gerichte gezogen hätten, davon sie Ritterdienste thun sollten. S. 69. Weil die Elbinger zu dieser Sache nicht geladen noch Befehl hatten, mußten sie solche an die Ihrigen nehmen. S. 72.

§. 235. Die neue Ausladung der Elbinger und Danziger an das Cammergericht veranlassete die Befragung des ermeländischen Bischofs, was er eigentlich bey dem Kaiser ihrentwegen für Bescheid bekommen? Er antwortete, der kaiserliche Canzler habe gesaget, die Canzeley richte sich nach dem, was einmal üblich. Es wären mehr Oerter, an welche solche Ausladungen ergiengen, die sich daran nicht kehreten, sondern den ihren ordentlichen Obern gebührenden Gehorsam vorschützeten. S. 77. Indessen vertrat der König die Städte wieder schriftlich bey dem Kaiser und Cammergerichte, man möchte von solchen Anforderungen abstehen. S. 78.

§. 236. Als der König im Jahre 1552. nach Preußen kam, gieng er über Thorn nach Marienburg, denn nach Elbing den 29. Jun. von dannen aber kehrte er wieder den 3. Jul. nach Marienburg, und erhob sich von da gen Danzig, da er sich etliche Wochen aufhielte. Da beschwereten sich die Elbinger über den Herzog in Preußen, daß ihnen bey theurer Zeit die Zufuhr vom Getreide nicht verstattet würde, da man doch die Abfuhr aus Elbing in seine Lande, auch die Holung des Vorraths aus dem Werder nicht sperrete. S. 88. Es übergaben auch daselbst die elbingischen Bürger ihre Beschwerden

über

über ihren Rath dem Könige, welche öffentlich verlesen und von des Raths Abgeordneten mündlich gleich beantwortet wurden. Der königliche Ausspruch versprach die Benennung und Sendung gewisser Commissarien oder Befehlshaber, welche die Sache genauer untersuchen sollten. Inzwischen sollte sich die Bürgerschaft friedlich und gehorsam gegen ihre Obrigkeit bezeigen, und der Rath sollte sich gleichfalls seiner Gebühr nach verhalten. Dabey ward auch den Elbingern angedeutet, daß sie in Rechtssachen sich nach der den Danzigern gegebenen Proceß-Ordnung richten sollten. S. 93.

§. 237. Man findet auch, daß die Elbinger damals, als der König zu ihnen gekommen war, ihn demüthigst gebethen, er möchte ihnen allergnädigst erlauben, daß bey ihnen das reine Wort Gottes geprediget und die Sacramente recht ausgespendet würden. Diese Bitte haben sie zu Danzig wiederholet, in des Bischofs Hosii Gegenwart, wie er schreibt, daß er es den Elbingern vorgehalten habe *). Die Antwort aber wird wohl eben dieselbe gewesen seyn, welche die Danziger auf gleichmäßige Bitte erhalten haben, daß Seine Majestät darinn keine Aenderung sich anmaßen könnte, sondern sie sich nach den Satzungen des Königes Sigismund, und seinem Beyspiele richten sollten. S. 93 u. 108. Sie hatten einen lutherischen Prediger seit 1549, der mußte auf Hosii Betreiben und Beschuldigung, als habe er drey Weiber zugleich, von dannen weichen 1551. Darnach hatten sie berufen einen andern, Peter Ehrsam, (welchen der Bischof Irrsam nennet,) der wurde bey dem Bischofe des erbrochenen Kastens beschul-

beschuldiget, und er habe Anno 1552. am Sonntage Lätare von der Kanzel Christum unter zwoen Gestalten zu Kaufe gesetzet, und dem versprochen, welcher vierzehen Pfenninge dafür geben wollte **). Darum wirkte der Bischof einen königl. Befehl aus, daß er mußte des Amtes unverhörter Weise, und auf unbewiesene Beschuldigung, entlassen werden.

*) Solches schreibt der ermeländische Bischof selbst de actis cum Elbigensibus. Tom. II. operum p. 70. cum in his terris praesens adfuisset Majestas regia, me praesente et audiente petitum ab illa esse, purum ut Evangelium praedicari permitteret. Ex ea re magnum animo meo me dolorem accepisse etc.

**) Die Elbinger bezeugten die Unschuld der Prediger, und sagten, es sey leicht einem etwas vorzurücken, aber nicht leicht zu beweisen; bathen also, der Bischof möchte nicht alles glauben, was ihm böse Leute zutrügen. Die Beschuldigungen stehen in Hosii Tom. II. S. 81. Die Antwort darauf führet ex Actis Hartknoch an in der preußischen Kirchenhistorie. S. 987. Der Constitutionum Sigismundi gedenkt Hosius daselbst S. 81.

§. 238. Wie der thornischen Commißion aufgetragen war, die Streitigkeiten aufs allerbilligste zu entscheiden, nach der thornischen Chronik des Herrn J. H. Zernecke S. 127; und daselbst eine Eintracht gestiftet ist, damit beyde Theile vergnügt gewesen, S. 128. daselbst: so scheint es auch mit Elbing abgelaufen zu seyn, ob ich gleich keine besondere Nachricht davon finde. Es wird auch solches dort, wie zu Thorn, kaum in demselben, sondern erst im folgenden Jahre zu Stande gebracht seyn, weil man nicht findet, daß Anno 1553. im Hornung

auf

auf dem Landtage daselbst die Klage fortgesetzet worden, auch kurz hernach davon nichts vorkömmt. Die genauere Nachricht davon würde aus dem Archive zu holen seyn.

§. 239. Als im Jahre 1553. der Landtag zu Elbing geendiget war, begehrete der Bischof Hosius den Rath und die Gemeine zu Rathhause zu berufen. Nachdem solches geschehen, hat er dem Rathe erstlich die Bitte um das reine und lautere Wort Gottes dahin ausgedeutet, als sey er beschuldiget worden, einer Hemmung des lautern Evangelii; da er ihm doch nichts mehr angelegen seyn lassen, als dieses, daß ihnen das reine Wort Gottes geprediget würde. Was aber für das reine Wort Gottes zu halten, das gehöre nicht für weltliche Herren und Rathsstuben, Gelehrte allerley Arten, vielweniger für Gürtler, Töpfer und Träger, sondern für sein Amt, und für Concilia; deswegen ihnen auch der König nichts nachgegeben, sondern sie zu ihrem Bischofe verwiesen. Es sey kein Ketzer niemals gewesen, der sich nicht auch der Worte Gottes gerühmet; der Teufel selbst habe sich auf die heilige Schrift berufen, und dennoch hätte er deswegen kein reines Wort Gottes gehabt. Er frage sie also, was das für ein reines Wort Gottes seyn sollte, darum sie angehalten? Wo jemand einen Scrupel habe, der solle ihn entdecken, er wolle ihn in aller Sanftmuth unterrichten.

§. 240. Er vermahnte den Rath, der Gemeine mit guten Exempeln vorzugehen, und das heilige Sacrament unter einer Gestalt zu nehmen: so würden die andern Bürger ihnen folgen. Die Communion unter beyder Gestalt, wäre zwar an sich

nicht

nicht unrecht, wie auch Lutherus und Philippus selbst gelehret hätten. Aber weil es die Kirche in den costnitzischen und baselschen Conciliis also beschlossen, daß die Layen es unter einer Gestalt gebrauchen sollten: so sey es unrecht, beyde Gestalten zu verlangen, und man könne sie ohne Trennung und Spaltung der Kirche nicht für seinen Kopf einführen, es sey denn, daß es die Kirche wiederum anders gebiethen sollte. Worauf der Bürgermeister im Namen des Raths geantwortet, daß sie ihm, als ihrem Hirten und Bischofe, in der gesunden Lehre folgen wollten.

§. 241. Nachdem ist die Gemeine in die Rathsstube gelassen, und derselben eben das, aber viel weitläuftiger, vorgehalten worden. Unter andern führet er an die Galater, welche sich auch von falschen Lehrern verführen lassen zu Spaltungen. Luther sey mit seinem Carlstadt nicht zwey Jahre eines Sinnes blieben. Calvinus, Zwinglius und Münzer hielten auch ihre Meynungen für das reine Wort Gottes, eben sowol, als die Wiedertäufer. Auch Luther und sein Anhang ändere seine Meynungen von Jahr zu Jahr, wie aus den Schriften erhelle: so wüßten sie selbst nicht, was das reine Wort Gottes sey, oder über kurze Zeit seyn werde. Man müßte sich der Kirche unterwerfen, wie er thue, die sey eine Säule und Grundfeste der Wahrheit, der Einigkeit sich befleißigen, wie es Christus von den Seinigen erfordere, und keine Spaltungen anrichten, deren eine unzählige Menge entstünden, wenn ein jeder nach seinem Kopfe es haben wollte, und klüger zu seyn gedächte, als alle andere 2c. Wobey er auch nicht vergißt der Spaltungen in Königsberg.

Hierauf

Hierauf hat die Gemeine durch ihren Vogt nichts geantwortet, sondern nur schlechtweg dem Bischofe gedanket.

§. 242. Er hat während seiner Anwesenheit den Geistlichen vorgeschrieben, was sie predigen sollten, um seine Absicht zu erreichen, als von dem rechten Gebrauche des heiligen Abendmahls u. s. w. Nach den Predigten hat er die Vornehmsten und Gelehrtesten zu Mittage, auch des Abends, zu Gaste geladen, und ihnen die Bücher vorgeleget, darinn das Gepredigte weiter ausgeführet sey, auch sich dabey der Locorum communium Melanchthonis bedienet, der selbst die beyden Gestalten für ein (αδιαφορον) Mitteldiug ausgebe. Einer unter den Gästen habe gestanden, daß er solches vor etwan acht Jahren selbst aus seinem Munde gehöret habe.

§. 243. Zu einem kranken Bürgermeister wäre er selbst hingegangen, und habe ihn gefragt, was das für ein reines Evangelium sey, darum er bey dem Könige gebethen? Er habe gesagt, daß er eigentlich wegen des Augustini sich beschweret, der in der Kirche nicht wohl zu vernehmen sey. Das räumet der Bischof ein, und er wollte gleich einen bessern bestellen, wenn er nur einen vorzuschlagen wüßte, der beredter und gut cathoiisch sey. Als dieser geantwortet, er kenne keinen: so habe er gesagt, man könne von ihm nicht fordern, was nicht in seiner Gewalt sey, und es gienge itzt noch wohl den beredtesten so, daß man ihre Kirchen ledig lasse, weil sie das nicht predigten, was man itzt das reine Evangelium nenne. Es werde auch den Pfarrherren

herren das ihrige entzogen, daß sie lieber an einem andern Orte seyn wollten, da sie weniger hätten, aber nicht so verachtet würden. Der Bürgermeister habe geantwortet, es habe sich niemand bey ihm beschweret, und es müßte ihnen jedermann Ehre geben, und was ihnen gebühre, daß sie reichlich auskommen könnten. Es führet der Bischof ihm seine Gründe zu Gemüthe, warum man nicht auf den Kelch im Abendmahle zu dringen habe. Worauf der Kranke sich nicht eingelassen, daß der Bischof gemeynet, er habe ihn gewonnen.

§. 244. Darnach hat er zweene der Gelehrtesten zu sich gebethen, welche auf den Gebrauch beyder Gestalten drungen, und sich sehr bemühet, sie auf andern Sinn zu bringen. Es habe geschienen, als gäben sie ihm Gehör; nur der eine, welcher von Königsberg, habe gesagt, daß er nie anders, als unter beyden Gestalten, das heilige Nachtmahl genossen. Es falle ihm also schwer, davon abzuweichen, da er dabey erzogen sey, und der Herr Bischof solches nicht an sich unrecht nennen könne. Der andere habe gesagt, daß er seit siebenzehn Jahren beyderley Gestalt nach Christi Einsetzung genossen, und dieses für recht halte. Beyde hätten ihnen Frist ausgebethen, sich darüber weiter zu bedenken, welchen er etwan zehn Tage Bedenkfrist verstattet, welche Zeit sie für unzulänglich ausgegeben. Hernach hat er den Königsberger allein zu sich gebethen, um ihn auf seine Seite zu bringen, welchen er aber etwas unlenksamer gefunden, als vorhin, ja er habe zu verstehen gegeben, so bald könne die Aenderung nicht geschehen, es würde geraume Zeit erfordert

werden,

werden, ehe die Leute von den gewohnten beyderley Gestalten würden abzubringen seyn.

§. 245. Aus diesen und andern Reden habe der Bischof gemerket, daß sie seine Absicht gemerket, sie einzeln zu bereden, und Abrede genommen, auf einerley Art zu antworten. Deswegen habe er es nur noch bey dem Kranken versuchet, und ihn gefraget, wie er zur Communion gegangen sey, der habe bekannt, daß er unter beyderley Gestalt communicire, der klare Buchstabe erfordere es in der Einsetzung, und er könne wider sein Gewissen nicht handeln, er möchte denn mit der Zeit etwas gewisseres erkennen. Wie er erst nach langer Zeit von der vorigen Weise abgegangen, so würde er auch itzo nicht eher von dem klaren Befehle abgehen, bis er eine bessere Einsicht würde erlanget haben; deswegen solche zu vergönnen sey. Ein Paar andere hätten auch so geantwortet rc.

§. 246. Deswegen er verlanget, den Rath zusammen kommen zu lassen, damit er erführe, ob sie ihn für ihren Hirten und Bischof erkennen, und seine Stimme hören wollten. Der Bürgermeister habe ihm gemeldet, ein Rath würde zusammen kommen, es verlangeten aber auch etliche aus der Gemeine auf das Rathhaus und vor den Bischof gelassen zu werden, und mit ihm zu reden. Darauf er geantwortet, er ließe es geschehen, wenn auch die ganze Gemeine kommen wollte. Montags nach dem Palmsonntage kömmt er auf das Rathhaus, und spricht, er sey gekommen, sie das reine Evangelium zu lehren, und die Irrenden auf den rechten Weg zu führen zum ewigen Heil. Der sey nirgend zu finden,

als in der Einigkeit der heiligen catholischen Kirche. Er ermahne sie, daß sie auch einerley mit der Kirche gesinnet seyn, und keine Spaltungen zulassen sollten. Sie hätten gehöret, daß Christus darum für uns gelitten, damit er die Zerstreueten zusammen bringen und Friede stiften möchte, und daß alle, welche durch sein und der Apostel Wort glauben würden, eins seyn möchten, wie er eins sey mit seinem himmlischen Vater. Auch das heilige Abendmahl habe er zu dem Ende eingesetzet, daß, gleichwie aus vielen Körnern ein Brodt, also auch viele Gläubige ein geistlicher Leib und eine Gemeine Christi seyn sollten. Deswegen sollten sie von allen Spaltungen abstehen ꝛc.

§. 247. Weiter hält er sich dadurch beleidiget, daß einige seiner Schafe ihn lehren wollten, was in der Bibel stünde, darauf er gewiß mehr irgend unter ihnen sich geleget habe. Sie sagten ihm, die Worte Christi wären klar: trinket alle daraus: davon könnten sie nicht weichen, wo sie nicht mit der Zeit bessere und gewissere Einsicht bekämen. Dadurch schienen sie ihn für blind auszugeben, als wenn er nicht sehen könnte, was in den Worten enthalten sey. Sie wollten die Worte besser verstehen, als ihr Bischof, ja als ihr König, der Reichsrath und die gesammte catholische Kirche seit acht hundert Jahren her. Das sey ein gräulicher Hochmuth, und sie hätten in der gestrigen Predigt gehöret, wie gefährlich die sich aufblähende Wissenschaft sey, insonderheit, wenn sie ohne Liebe und mit Hasse verknüpfet sey.

§. 248.

§. 248. So hätten sich auch die Arrianer auf die klaren Worte berufen: Der Vater ist größer, denn ich, und daraus behaupten wollen, der Sohn sey dem Vater nicht gleich. Die Schwärmer wollten keine Lehrer leiden, weil Johannes schreibe, ihr habt nicht nöthig, daß euch jemand lehre, seine Salbung wird euch lehren: und im alten Testamente sey geweißaget, es werde niemand seinen Nächsten lehren. Die Wiedertäufer sagten, die Kinder wären nicht zu taufen, weil die Worte klar wären, gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie; und abermal: wer da gläubet und getauft wird, der wird selig. Dieses schiene noch klärer, als wenn man sage, es müßten alle den Kelch nehmen, weil Christus sage, trinket alle daraus. Denn sie wollten nicht sehen, daß vorher stünde, diese, zu denen er das gesaget, wären die zwölf Apostel gewesen. Deren Nachfolger wären die Bischöfe und Priester. Darum blieben auch diese billig bey dem Gebrauche des Kelches. Wegen der andern aber stehe es bey der Kirche Christi, nach Beschaffenheit der Oerter, Zeiten und Leute, entweder eine, oder beyde Gestalten zu verordnen, oder zu keiner zuzulassen, die Unwürdigen *).

*) In Thorn hat sich vormals der Bischof auch dieser Gründe wider das Wort alle gebraucht. Unter allen wären auch die christlichen Kinder mit begriffen. Daher hätten einige Christen in den ersten Zeiten auch den Kindern nicht nur die Taufe, sondern auch das heilige Abendmahl irriger Weise mitgetheilet, weil Christus gesaget: Wo ihr nicht essen werdet das Fleisch des Menschen Sohnes, und trinken sein Blut, so habt ihr kein Leben in euch.

Damals ward ihm geantwortet, Paulus lehre: der Mensch prüfe sich selbst, und also esse er ꝛc. Der Bischof saget, das sey recht, denn Paulus rede da von den Erwachsenen und Bejahrten. Von Kindern könne man sagen, sie wären durch die Taufe von ihren Sünden gereiniget, und gefielen Gott darum, daß sie keiner Prüfung bedürften. S. 67. Daselbst. Er kömmt auch darauf, wenn man alle so nehmen wollte, daß keiner ausgeschlossen sey, so müßten auch Türken und Tartarn mit darunter verstanden werden.

§. 249. Hernach, sagte er, habe ihn noch mehr verdrossen, daß einer ihm gesaget habe, es verstehe der Bischof selbst wohl, daß die Worte: trinket alle daraus, klar wären. Dadurch schien er fast der äußersten Bosheit beschuldiget zu werden. Denn was könnte ruchloser seyn, als wenn er die Schrift anders auslegte, als er sie verstünde? Solche Beschuldigung schiene auch nicht allein ihn, sondern den König, die Herren Räthe und Stände der Krone Pohlen, ꝛc. ja die ganze catholische Kirche zu treffen. Es sey ein unerträglicher Stolz, wenn man die ganze Christenheit einer Blindheit oder Gottlosigkeit bezüchtige, als wäre in so viel hundert Jahren, als der Kelch unterlassen ist, eine solche vermeynte Klarheit nicht erkannt, oder nicht bekannt worden, als die Neulinge darinn zu sehen vorgeben. Freylich sehe der Bischof, daß die Worte klar wären, aber in dem Verstande der catholischen Kirche; aber nicht so, wie sie wollten, daß ein jeder Laye den Kelch trinken müßte. Luther und Melanchthon hätten das so lange bekannt, bis sie, was zum Mittel der Einigkeit gegeben war, zum Mittel der Spaltung

und des Zankes anzuwenden getrachtet, um ihren Anhang zu vergrößern *).

*) Diese Gründe sind noch so die scheinbarsten, welche der Bischof schreibt, daß er sie vorgebracht habe. Dabey mit Fleiß die gröbern Beschuldigungen vom Satan und seinen Gliedern, auch die ganz falschen und unerfindlichen Aussagen, welche er mit einfließen läßt, als von der Trennung des Reiches unter Rehabeam, von der Rotte Korah, Datan, Abiram, ꝛc. würden ihm im Deutschen noch weniger Ehre bringen, als im Latein, das wenige, die dieses lesen möchten, verstehen, oder nachschlagen.

§. 250. Darauf will er behaupten, Nestorius habe den Irrthum auf die Bahn gebracht: Unter dem Brodte im Abendmahle sey nur der Leib Christi und kein Blut, welches unter dem Weine im Kelche sey, ohne den Leib. **Wiclef** und **Huß** hätten gelehret: das Brodt sey zugleich mit dem Leibe da, im Brodte (impanatum). Die da läugnen, daß Christi Leib da sey, ohne wenn es genossen wird, giengen auf dem Irrwege der Petrobruisier und Henricianer, und versagten ihm auch die Ehre der Anbethung, und wollten von keinem Priesterthume wissen. Einige sagten gar mit Berengario, das sey nichts als gebackenes Brodt. Wenn man in einem Stücke von der Kirche abgienge: so geschähe es gemeiniglich auch in vielen andern, und entstünden daraus viele Rotten und vieles Unheil, wie an den Böhmen zu sehen, die auch unter beyder Gestalt zum Abendmahle giengen, und klüger hätten seyn wollen, als die gesammte Kirche Christi. Solche Leute glaubeten nicht eine heilige christliche Kirche,

und wollten sich lieber von ihr trennen. Darum sollten sie es nicht auch so machen, und Sonderlinge seyn wollen.

§. 251. Wenn einige vorgeben wollen, ein jeder müsse selbst für seiner Seelen Heil sorgen: so wollten sie selbst ihre Bischöfe, Hirten und Lehrer seyn; sie wollten ihnen selbst die Sünde vergeben, wider Christi und der Apostel Lehre. Paulus lehre, Christus habe (nicht alle, sondern) etliche gesetzet zu Aposteln, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrern. Christus habe nur zu diesen gesaget: welchen ihr die Sünde erlasset, denen sind sie erlassen ꝛc. Sie wollten selbst ihre Gewissen binden und entbinden. Was ließen sie ihm denn übrig von dem, dazu er gesetzet sey? Er sey rechtmäßig zu ihrem Bischofe verordnet, er solle sie das Evangelium lehren, und ihnen die heilige Schrift auslegen, und spare keinen Fleiß solches zu thun. Sie sollten ihre Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam Christi, und seines Leibes der Kirche. Sie schienen ihm Mücken zu seigen, und Camele zu verschlucken, wie die Juden, welche nicht wollten, in das Richthaus gehen, damit sie sich nicht verunreinigten, aber kein Bedenken trugen, Christum durch die Heiden ans Kreuz zu bringen ꝛc. Sie machten ihnen ein Gewissen, vom Kelche abzustehen, und trenneten sich von der Kirche, wodurch sie den Leib Christi zerrissen. Sie sollten wiederkehren zu der Kirche, die ihm Christus mit seinem Blute erworben: so wolle er auf ihre Buße die Sünde ihnen vergeben. Thäten sie das nicht, so könnte ihnen ihre Sünde weder auf Erden,

noch

noch im Himmel, vergeben werden, und keiner von ihnen könne selig werden.

§. 252. Weiter dringt er darauf, sie sollten nicht einem jeden Geiste glauben, sondern die Geister prüfen. Der Geist Gottes sammle und vereinige die wahren Christen. Der Geist des Widerchristes zerstreue und mache Spaltungen. Der Geist Christi und sein Wort verbinde alles in Liebe. Haß, Streit und Zank sey ihm zuwider. Er wolle sie gern wieder sammlen zu Christo und seinem Leibe, als seine Schafe. Wollten sie ihn nicht hören, könnte er sie nicht für seine Schäflein halten, sondern sie würden dessen seyn, der da zerstreuet. Wollten sie Christi seyn, und ihren Bischof nicht verwerfen: so wolle er bey ihnen bleiben, und Ostern mit ihnen halten. Wollten sie aber auf ihrem Sinne verharren in der Trennung: so rufe er Gott und sie selbst wider sich zu Zeugen an, daß er sein Hirtenamt bey ihnen treulich verwaltet, ihrer Seelen Heil fleißig gesuchet, und an ihrer Verdammung unschuldig seyn wolle. Wessen er sich künftig zu ihnen zu versehen habe, darüber sollten sie sich nun gegen ihn erklären.

§. 253. Sie bathen, ihnen einen Abtritt zu vergönnen, wegen der Antwort sich zu vereinigen; und nachdem sie wieder hineingekommen waren, dankten sie ihm für seine väterliche Gesinnung gegen sie, aus welcher sie das geflossen zu seyn erachteten, was er vorgetragen habe. Sie bäthen aber sehr, er wolle nicht ungütig aufnehmen, daß sie in einer so wichtigen Sache sich nicht so bald entschließen könnten. Sie hätten es lange bedacht und überleget, ehe sie sich zum Gebrauche beyder Gestalten gewendet, wel-

chen er selbst an sich nicht unrecht nenne. Sollten sie nun so geschwinde wieder umkehren, würden sie für Leichtsinnige gehalten werden, und in Hohn und Spott verfallen. Sie wären es auch nicht allein, die unter beyderley Gestalt das Abendmahl genössen, sondern viele andere große und kleine Städte, auch selbst in Pohlen Reichsräthe, und Crakau nebst Pesen, thäten eben dasselbe. Er möchte also auf sie allein nicht dringen, sondern Geduld haben, bis die Sache durch ein allgemeines Concilium, oder des Königes Ansehen ausgemacht würde, oder wenigstens ihnen sechs Monathe Frist geben, alles besser zu erwägen. Aller bösen Nachrede vorzukommen, bathen sie den Bischof, die Ostern über bey ihnen zu verbleiben, sie wollten in allen andern Stücken ihm gehorchen, wenn er nur hierinn nicht allzu sehr eilen wollte.

§. 254. Hierauf erwiederte der Bischof: es sey an dem, daß er aus väterlicher Liebe und Sorge für ihr Heil das alles gethan habe und noch thue. Aber darum sollte ihm auch der Rath folgen, nach der Vermahnung Pauli: gehorchet euren Lehrern 2c. Er sähe keine Ursache, warum sie Bedenkfrist begehreten in dieser Sache. Sie hätten sich eher besser bedenken sollen, ehe sie die Spaltung bewilliget. Nun brauche es keines Bedenkens, sie fahren zu lassen. Der König, als ein catholischer Herr, werde ihnen nichts nachgeben. Die sechs monatliche Frist wäre ihnen nichts nütze. Die Nachrede der unverständigen Leute sollten sie nicht achten, sondern ihn und die Kirche hören, und Gottes Wort, welches er sie lehre, als ihr rechter Hirte. Verachteten

teten sie ihn, so verachteten sie den, der gesaget habe: wer euch höret, der höret mich 2c. Buße zu thun, und auf den rechten Weg wieder umzukehren, sey keine Leichtsinnigkeit. Es sey schon durch zwey Concilia ausgemacht, was er lehre. Er wolle noch bis an den heiligen Abend bleiben, und dafern keine Besserung folge, so müßte er sich aus der Stadt wegbegeben, und wollte an ihrer Spaltung keinen Theil nehmen.

§. 255. Als er dieses viel weitläuftiger gesaget hatte, stund er auf, und wollte davon gehen. Er ward aber gebethen; noch ein wenig zu bleiben, und anzuhören, was die Gemeine bey ihm anbringen wolle. Er verwilligte auch, sie zu hören, sie möchten herein kommen. Darauf wären etwa zehen herein getreten, deren Wort anzubringen gebrauchet sey ein Magister Schüwald *). Dieser habe den Vogt mit einer zugestoßenen Krankheit entschuldiget, und gesagt; die Gemeine habe von seinem Pfarrherrn gehöret, womit er sie von der Communion unter beyder Gestalt ableiten, und bereden wollen, mit einer Gestalt vergnügt zu seyn: da doch Christus gesagt, sie sollten alle den Kelch trinken, und Paulus ihn auch den Corinthiern gereichet habe. Darum bäthen sie inständig den Bischof, er wolle ihnen den Gebrauch unter beyder Gestalt verstatten, wie auch die Bischöfe, seine Vorfahren, solchen einem jeden verstattet haben, der ihn begehret.

*) Hernach schreibt ihn der Bischof Schülwald, oder Schuilwald, und Hartknoch in der Kirchengesch. S. 983. nennt ihn Schelwald.

§. 256. Der Bischof antwortete hierauf, er könne nicht glauben, daß die vorigen Bischöfe dieses sollten nachgegeben haben: da ihm sein Kanzler, welcher bey beyden Vorfahren gewesen, das Gegentheil bezeuge, daß sie solches niemanden verstattet hätten. Der Einsetzung Christi werde von der Kirche nicht entgegen gehandelt, sondern nur dem unrichtigen Verstande derselben. Sie habe die Völker des Sacraments nicht berauben sollen, welche keinen Wein hätten, oder genießen könnten. In zween Kirchenversammlungen sey deswegen beschlossen, daß die Gemeine nicht verbunden sey, beyder Gestalten zu gebrauchen, und kein Befehl dazu vorhanden sey. Wo sie nach dem apostolischen Glaubensbekenntnisse eine heilige allgemeine Kirche glaubeten, sollten sie sich nicht von ihr absondern, sondern dem Friede und der Einigkeit nachjagen, und sich nicht klüger als alle andere zu seyn einbilden. Gott sey ein Gott des Friedens und hasse allen Zwist und Zwietracht: darum sollten sie sich wieder zur Kirche und ihrem Gebrauche wenden.

§. 257. Schülwald habe gesagt, sie wüßten von keiner Spaltung, oder Absonderung von der Kirche. Darauf er so gleich versetzet, so hätten jederzeit die Ketzer, und welche Spaltungen angerichtet, sich ausreden wollen. Cyprian sage von den Novatianern, sie sind von uns, nicht wir von ihnen, abgewichen. Das gelte auch von ihnen, die vorher mit unter einer Gestalt das Abendmahl genossen hätten, zumal die so alt wären, wie ihr Wortführer. Denn vor der Zeit, wie vor dem babylonischen Thurmbaue, habe die ganze Kirche einerley Sinn

und Gebrauch gehabt. Darum wären die abgewichen, welche nun nicht mehr mit der Kirche eines Sinnes seyn wollten, mit welcher sie vorhin gleich gesinnet gewesen. Nun hätten sie theils heimlich, theils mit Gewalt, den Kelch der Kirche geraubet, und ihnen angemaßet.

§. 258. Jener habe denn was anders vorgebracht, und behaupten wollen, es könne doch nicht geläugnet werden, daß viele vor weniger Zeit viele Irrthümer unter die Leute gebracht, als von dem Ablasse, von der Anrufung der Heiligen, von der Verehrung der Bilder, von dem Lohne der guten Werke, darüber Christi fast sey vergessen worden, bis Gott Luthern erwecket, der das reine Evangelium gelehret, und der Mönche Betrügereyen aufgedecket. Hier wird der Bischof ganz entrüstet, und saget viel Hartes, darunter das letzte noch der Wahrheit gemäß ist, nämlich, Luther sey von der römischen Kirche als ein Ketzer verdammet. Was also bey ihnen Evangelium heiße, das nenne die Kirche Ketzerey. Nun habe er nicht Zeit, auf das übrige zu antworten, sey auch schon müde von dem langen Reden. Er sey sechs Wochen in der Stadt gewesen, und habe sich erbothen, einen jeden, so einen Zweifel in der Religion haben würde, mit aller Freundlichkeit zu unterrichten. Es sey aber nicht ein einziger zu ihm gekommen, der sich hätte wollen belehren lassen. Wäre er zu ihm gekommen, hätte er ihm gezeiget, was er für Irrthümer halte, das wäre über dreyzehn hundert Jahre her beständig für Wahrheit gehalten.

§. 259. Da sie ihn als ihren Hirten so verachteten, bliebe ihm nichts übrig, als daß er nach Christi Befehl den Staub von seinen Füßen abschüttelte, und sich in eine andere Stadt begäbe. Damit ist er aufgestanden, und ob er zwar gebethen worden, das Fest über bey ihnen zu bleiben, habe er doch zur Antwort gegeben, er müsse sie dafür halten, was sie seyn wollten, für Leute, die von seiner Kirche abgesondert seyn wollten, mit denen er keine Gemeinschaft zu haben verlange; und so sey er, ohne Abschied zu nehmen, oder jemand zu grüßen, weggegangen, und des folgenden Tages nach Ermland abgereiset. So lautet des Herrn Bischofs eigene Erzählung von seiner Bemühung, die Elbinger wieder catholisch zu machen. Tom. II. opp. S. 70=80. Von der Gegenseite findet sich kein Bericht in unsern Händen, der damit könnte verglichen werden, darum ein jeder selbst prüfen mag, was hier angezogen, und in seinen Schriften weiter nachzusehen ist.

§. 260. Seinen Unmuth gegen die Elbinger hat er so weit gehen lassen, daß, als ihm ein Bothe nachgeschickt worden mit einem Briefe, darinn sie ihn gebethen, ihnen doch zu melden, was er wegen ihrer Münzschlagung bey dem Könige ausgerichtet, er ihnen keine Antwort gegeben. Endlich hat er dem Bothen nur zu melden befohlen, weil sie sich abgesondert hätten von ihrem Könige und Herrn, allen seinen Unterthanen, von Christo und seinem Leibe, und von ihm: so wolle er weiter weder schriftlich, noch sonst mit ihnen zu thun haben.

§. 261. Als sie den dritten Ostertag den M. Matthias nach Braunsberg an ihn geschickt, der ihm hinter=

hinterbringen müssen, wie sehr die gegebene harte Antwort den Rath in Elbing gekränket habe, da er sich doch erbothen, alles zu thun, was er haben wolle, wozu er sich auch noch erbiethe, und nur gebethen, eine Bedenkzeit noch zu geben, da sich solches so plötzlich nicht thun ließe. Es möchte daher der Herr Bischof nicht ungehalten auf sie seyn, sondern vielmehr alles Gutes von ihnen hoffen. Darnach habe er wieder die Bitte angehangen, was er wegen der Münze für Antwort von dem Könige erhalten habe, ihnen nicht zu verhehlen. Er aber habe ihm der Reihe nach zu Gemüthe geführet, wie väterlich er es mit den Elbingern gemeynet und vorgenommen, und wie geringe sie das alles geachtet, und nicht nur ihn, sondern zugleich Christum mit verworfen hätten. Seinen Worten glaubeten sie nicht, aber vor etwan vier Jahren hätten sie einem Verführer geglaubet, einem Priester, der noch drey angetrauete Weiber im Leben gehabt, und der nur Aufruhr zu stiften getrachtet, wie sie es hernach selbst erfahren *). Darnach hätten sie dem Pater Jrrsam geglaubet, 2c. S. 81. daß.

§. 262.

*) Dieser Mann wird nicht genennet, und mit der Beschuldigung mag es leicht so beschaffen gewesen seyn, wie die Elbinger sonst geklaget, daß sie unverhörte Leute um anderer Verläumdung willen abschaffen müssen, wegen der Befehle, so bey dem Könige ausgewirket worden. Es würde dieser Mann einer von denen gewesen seyn, denen Tiedeman Giese verstattet, das Abendmahl in den Häusern unter beyder Gestalt auszuspenden. §. 255. Und nach seinem Tode würde ihn Hosius vertrieben haben, unter dem gedachten Vorwande: wie er es auch mit dem Peter Ehrsam getrieben.

§. 262. Des Königes Sigismundi I. Verordnung hätten sie zwar recht lesen lassen auf dem Rathhause: aber sie thäten nicht darnach, weil darin der Gehorsam gegen den Bischof in Glaubenssachen, und die Beobachtung der Kirchengebräuche erfordert werde, die sie änderten. Wenn ein gemeiner Mensch ihnen nicht gehorsam leiste: so wären das Halssachen. Sie aber gehorchten weder Gott, noch dem Könige, noch ihrem Bischofe. Wider den Tumult sollte die Verordnung gelten und beobachtet werden, aber da ließe man sie nichts gelten, wo Gott, dem Könige und Bischofe das Seine solle gegeben werden. Sie wollten alle selbst Bischöfe seyn. Ueber ihn hätten sie sich nicht zu beschweren, weil sie sich von ihm und der Kirche getrennet, auch sich dadurch selbst verdammet hätten. Bald würden die Bürger ihnen auch nicht mehr gehorchen wollen, und der Spaltungen kein Ende werden. Ihr Verderben thue ihm leid, aber es sey schwer zu helfen denen, die ihnen nicht wollten helfen lassen. Wenn sie thun würden, was sie versprächen, daß sie seiner und Christi Stimme gehorchten, denn wolle er sie wieder für seine Schafe annehmen und erkennen. Er hege keine persönliche Feindschaft gegen sie, sondern was er thue, komme aus der Fülle seiner Liebe, die nach ihrem Heil dürste. Wegen der Münze aber hat er die vorige Antwort wiederholet. Das habe den Abgeschickten sehr bekümmert, und er habe noch einmal mit dem Bischofe zu sprechen begehret, welches er ihm aber abgeschlagen, aus der Ursache: wollten sie im Geistlichen ihn nicht hören, dürfte er ihnen im Zeitlichen auch nicht Gehör geben. Eben daß.

§. 263.

§. 263. Mit dieser Härte und heraus gekehrten rauchen Seite dachte der Bischof vielleicht mehr zu gewinnen, als mit seinen scheinbarsten Gründen, deren Schwäche, Zweydeutigkeit und Ungrund nicht schwer war einzusehen, ob man schon sich mit ihm darüber einzulassen, nicht für dienlich fand. Er hoffte, sie würden endlich aus Furcht zurück kehren, und ihm blindlings folgen. Deswegen meldet er zuletzt in dem angeführten Briefe: So weit sey es bisher gekommen, er werde sehen, ob nicht durch den Domherrn Caspar Hannow, welcher itzo daselbst wegen seiner Mutterschwester Erbschaftsgeschäffte habe, eine Vermittelung werde gesuchet werden. Er sey gesonnen, die Sache nicht stecken zu lassen, aber ihn (den culmischen Bischof Cromer) doch zu Rathe ziehen in dem weiteren Betragen.

§. 264. Allein, seine Hoffnung muß ihm zu Wasser geworden seyn. Denn ehe in demselben Jahre auf Michael der Landtag zu Graudenz gehalten wurde, hat er einen königlichen Befehl wider die Elbinger ausgewirket, und ihnen denselben vor einem Notario und Zeugen zustellen lassen. Worauf die Elbinger ihm nur dieses geschrieben: Die Sache sey wichtiger, als daß sie gleich darauf antworten könnten. Sie wollten aber auf dem bevorstehenden Landtage durch ihre Abgeordnete die Antwort geben lassen. Daraus habe er gemerket, sie wollten ohne Zurathung der andern Städte nichts thun. Da sie daselbst gewöhnlicher Weise in der ersten Zusammenkunft ihn bewillkommet, habe er den Thornern zwar üblicher Maßen die Hand gereichet. Als aber die Elbinger an ihn gekommen, habe er ihnen die Hand

entzo-

entzogen, und gesaget, er wolle erst wissen, ob sie catholisch wären, oder nicht? Darauf sie nichts geantwortet, sondern beschämt weggegangen.

§. 265. Dieses hätten sie ihnen hoch zu Gemüthe gezogen, und sich darüber bey allen Landräthen sehr beschweret, auch wären sie Willens gewesen, ihn öffentlich in aller Gegenwart darüber zur Rede zu stellen. Welches sie aber doch unterlassen, und nur den Woywoden von Culm, seinen guten Freund, gebethen, ihrer Beschwerde über diese Schmach bey ihm zu gedenken. Der habe auf erhaltenen Bericht von der Sache gebethen, sie vor ihn kommen zu lassen, und allein mit ihm davon zu sprechen. Er habe alsobald bewilliget, sie möchten zu ihm kommen, und mit ihm sprechen, wovon sie wollten. Als sie sich den Tag vor seiner Abreise bey ihm eingefunden, hätten sie Anfangs wegen dieser Schmach sich so gräßlich beleidiget gehalten, daß, so lange Elbing stünde, ihnen dergleichen nie wiederfahren wäre. Sie wären ihnen keiner Schandthat bewußt, hätten ihre Treue gegen den König unverbrüchlich jederzeit gehalten, auch nichts dergleichen gethan, deswegen ihnen die Hand zu entziehen sey; andere sollten wol Wunder denken, was sie für Missethäter wären.

§. 266. Ferner hätten sie angebracht, was ihnen vom Rathe und der Gemeine aufgetragen sey, welches sie wohl eher würden bestellet haben, wenn sie nicht durch diese Beschimpfung sie bis itzo auszusetzen wären genöthiget worden. Es wäre bekannt genug, daß die Stadt Elbing nicht allein diejenige sey, in welcher das Abendmahl unter beyderley Gestalt in Gebrauch gekommen sey. Also sey auf sie

allein nicht so zu dringen, daß sie alsobald den Gebrauch wieder abschaffen sollte. Wenn die andern Städte mit Gründen würden dazu beleitet seyn, daß sie es wieder unter einer Gestalt anfiengen, denn wollten sie auch ohne Verzug sich wieder dazu wenden. Unterdessen, damit der Bischof nicht auf die Gedanken käme, als habe der Rath auf seine Ermahnung nichts gethan: so wäre er daran, daß in der Stadt alle katholische Gebräuche fleißig sollten beobachtet, auch der Gebrauch unter einer Gestalt nicht unterlassen werden, ja, daß in der Stadt keiner es unter beyder Gestalt brauchen solle. Mehr möge der Bischof von ihnen nicht verlangen, noch die Gemeinschaft mit ihnen fliehen, da er mit andern, die beyderley Gestalt genössen, auch mit den Herzoglichen freundlich umgienge, sey es ja billig, daß sie nicht schlechter bey ihm angesehen stünden. Wenn ein Rath von dem Gebrauche der Bürgerschaft abgienge, sey ein Tumult zu besorgen, da das Volk heftig dagegen wäre, und schon einige Schriften hätte einreichen lassen, die sie dem Herrn Bischofe nicht vorlegen dürften. Derowegen möchte der Bischof in dieser Sache nicht eilen, sondern Frist verstatten, vielleicht würde immittelst im Reiche etwas ausgemacht, oder es ließe sich sonst ein Mittel ausfinden. S. 82. T. II. Hosii.

§. 267. Nach diesen und viel andern Vorstellungen habe der Bischof geantwortet: daß sie sich wegen einer großen Beschimpfung beschwereten, solche hätten sie nicht ihm, sondern ihnen selbst zuzuschreiben. Schmerzete ihnen solche, so habe er nicht geringern Schmerz bey ihnen empfunden. Denn

sie dürften nicht gedenken, als sey es ihm ein Vergnügen, daß er so gegen sie verfahren müsse, sondern sein Amt fordere das von ihm, das ausdrückliche Wort Gottes dringe ihn dazu, dem er mehr gehorchen müsse, als Menschen; daß er die, welche die Gemeine (Kirche zu Rom) nicht hören wollten, als Heiden und Zöllner halten, sie nicht grüßen, sondern von ihnen als Ottern und Basilisken fliehen sollte. Er wünsche nichts mehr, als daß er mit ihnen aufs freundlichste umgehen könnte. Aber mit Leuten, die sich selbst von ihm, als ihrem Bischofe rc. abgesondert hätten, könne er nicht anders verfahren, wie er ihnen solches zu Elbing vorher gesaget, als er sie so unbiegsam gefunden. Er wolle ihrentwegen in Versäumung seines Amtes seine Seele nicht verwahrlosen.

§. 268. Ein anderer möchte vielleicht nur für seine Einkünfte besorgt seyn, und wie er sich wenden möchte, aber wenig darnach fragen, wie es um seine Schafe stünde. Er habe aus Gottes Wort ein anderes gelernet, daß er solle Acht haben auf seine Heerde, und regieren die Gemeine Christi, welche er mit seinem Blute erworben, daß er die Wölfe von ihr treiben, und von ihnen seine Heerde nicht zerstreuen noch zerreißen lassen solle. Wider die Spaltungen und Ketzereyen werde aus vielen Priestern ein Bischof erwählet. Sollte er Spaltungen verstatten, so wäre er kein Bischof. Und wie könnte ers seyn, wenn ein jeder sollte Macht haben, nach seinem Gefallen zu lösen und zu binden, wenn und wie er wollte? Was er also gethan, das sey nicht geschehen

aus

aus einer Herrschsucht, noch aus Verachtung gegen sie. Er habe es ganz ungern, und mit eben so viel Leidwesen gethan, als womit sie es empfunden hätten. Er habe es aus Liebe gegen sie gethan, und nicht auf das sehen können, was ihnen angenehm, sondern was ihnen nützlich wäre, und etwas schärfere Mittel brauchen müssen, damit er sie wieder zur Beobachtung ihrer Pflicht brächte.

§. 269. Doch habe er noch nicht alles gethan, was ihm obliege. Er sollte nicht allein selbst die Gemeinschaft mit ihnen fliehen, sondern auch allen Frommen dieselbe verbiethen, und allen kund thun, daß die Elbinger sich vom Körper Christi abgerissen hätten, und deswegen für Abgesonderte zu halten wären, mit denen zusammen zu kommen und Verkehr zu haben, niemand erlaubet sey. Das habe er noch nicht öffentlich verkündigen, noch an die Kirchthüren anschlagen lassen, und warte noch auf Besserung. Er sitze noch mit ihnen im Landesrathe, er verjage sie noch nicht aus den Kirchen seines Sprengels, ob er schon in die Kirche mit ihnen nicht gehen möchte, darinn er wüßte, daß sie wären. Er verfahre also noch sehr gelinde mit ihnen, und was er gethan, sey bloß darum geschehen, daß sie sich erkennen, in sich gehen, und merken möchten, was die Spaltung auf sich habe.

§. 270. Um sie destomehr zu überführen, daß er nicht das Seine suche, sondern was Christi ist, und daß er sie Christo gewinnen möge: wolle er in Gegenwart aller, oder allein der Herren Landesräthe, wie sie es verlangeten, sie bitten, ihm die Verweigerung der Hand nicht ungütig aufzunehmen; dagegen

sollten sie ihm nur mit Handgeben, für ihre Personen angeloben, (da er wohl wüßte, daß sie von den andern keine Ordre dazu haben würden), auf katholische Weise zum Tische des Herrn zu gehen. Denn solches sey von ihm weder aus Hochmuth noch Verachtung geschehen, sondern nach seinem bischöflichen Amte stehe es ihm nicht frey, mit denen Gemeinschaft zu haben, die sich von ihm eigenmächtig abgesondert hätten. So bald sie sich wieder zu ihm gewendet, wolle er ihnen nicht nur gern die Hand reichen, sondern sie auch inständigst bitten, ihm das geschehene zu vergeben *).

*) Es mag der Bischof dieses in der That so gesprochen, oder hernach nur im Schreiben so ausgeputzet haben: so sieht man klärlich, daß er alle Kunst angewendet habe, seinem Verfahren den bestmöglichsten Schein zu geben.

§. 271. Es wundere ihn aber sehr, daß sie auf den königlichen Befehl keine andere Antwort brächten, als vergeblich gesuchten Aufschub. Da er zu Elbing gewesen, hätten sie nur um sechs Monate Frist gebethen. Diese wären bereits verstrichen, und doch hätten sie noch nichts festes beschlossen. Sollten sie ihnen die Hoffnung machen, der König werde mit Beyfall aller Ordnungen was neues wegen der Religion einführen: so würden sie von denen sehr hintergangen werden, welche ihnen so leere Vertröstungen gäben. Er habe mit dem Könige mehr als einmal davon gesprochen, und zu erkennen gegeben, es schiene, die Elbinger nichts so halsstarrig bey ihrer Trennung zu machen, als daß ihnen möge

Hoff-

Hoffnung gemacht seyn, Ihro Königliche Majestät würden, wie in andern Religionssachen, also auch wegen des Gebrauches des heil. Nachtmahls, etwas im Reiche verstatten. Allein, der König habe das wiederholet, was er schon sonst mehrmal versprochen, er werde niemals zulassen, daß in der Religion einige Neuerung vorgenommen werde, es wäre denn, daß solches durch eine allgemeine Kirchenversammlung beliebet würde. Er habe ihm befohlen, seines Hirtenamtes wohl wahrzunehmen, und ihm seinen Beystand versprochen, wenn er dessen benöthiget seyn sollte.

§. 272. Sie verlangeten, es sollten erst andere Städte von dem Irrthume abgeleitet werden, den sie hegten, als wäre der Gebrauch beyder Gestalten zur Erlangung der Seligkeit nöthig. Er wisse nicht, welche die Städte unter dem königlichen Gebiethe seyn sollten; es sey auch nicht nöthig, solches zu errathen, oder das für gewiß anzunehmen, was er nicht gewiß wisse. Er habe es nur mit dem elbingischen Rathe itzo zu thun, welcher die Verordnung des Königes Sigismund des I. auf die er beeidiget sey, aus den Augen setze, und in Gegenwart seiner gestanden, daß er den Gebrauch beyder Gestalten angenommen habe. Darum halte er diese, welche solches noch gestünden, für abgesonderte Leute (Schismaticos). Irreten andere Städte auch so, für die habe nicht er zu sorgen, sondern ihre Bischöfe. Mit ihnen allein habe er genug zu schaffen, die zu seinem Schafstalle gehöreten. Wenn er auch wüßte, daß andere, die nicht aus seinem Schafstalle, eben der Spaltung schuldig wären: so wären doch die Zeiten

so beschaffen, daß man in einigen Dingen mit ihnen umgehen müßte. Aber seine Schafe wieder auf den rechten Weg zu führen, müsse er keiner Mühe noch Arbeit schonen. S. 83. ebendas.

§. 273. Daß sie die Schuld auf das Volk schieben wollten, sey eine Kunst, die ihm nicht unbekannt. Dießmal habe er mit dem Volke nichts zu schaffen. Ob es wohl seyn könne, daß einige aus dem Volke an der Trennung Theil hätten, so zweifele er doch nicht, es werden deren viel mehrere seyn, die es noch mit der katholischen Kirche hielten. Es wären viele aus dem Volke zugegen gewesen, als er in Elbing auf dem Rathhause mit dem Rathe gesprochen, die hätten aber seiner Rede nichts entgegen gesetzet, sondern sich vielmehr für seine väterliche Erinnerung bedanket. Als er in der Charwoche wieder auf dem Rathhause gewesen, und alle die, welche etwas bey dem Bischofe zu suchen hätten, dahin berufen wären: so wäre niemand als Schülwald vorgekommen, mit sechs oder sieben andern, der habe sonderlich klug zu seyn, sich bedünket, weil er Magister der freyen Künste hieße. Er habe zwar den Vogt wegen Unpäßlichkeit entschuldigen wollen: aber des Bischofs Leute hätten ihn damals auf dem Markte in seinen Verrichtungen frisch und gesund gefunden. Er habe vorgegeben, als rede er im Namen des Vogts, habe aber keine Vollmacht dazu aufgewiesen. Daraus erhelle, daß die andern entweder katholisch wären, oder sich doch schämeten, ihren Irrthum so zu bekennen, wie der Rath ihn bekannt habe. Auf das Volk ließe sich demnach die Schuld nicht schieben, sondern es hieße von alters: wie die Obern, so sind auch die

Unter-

Unterthanen. Der Rath sollte nur zeigen, daß er katholisch sey, so würde es das Volk auch seyn, oder werden.

§. 274. Wann sie auch gebethen, in der Sache nicht zu hastig zu verfahren: so habe er solches bisher nicht gethan, noch würde zukünftig etwas thun, was er nicht reiflich überleget, und auch andere dabey, nach seiner Gebühr zurathe gezogen. Aber Zeit und Weile zu sündigen, könne er ihnen nicht verstatten, sondern, so lange sie in der Spaltung verharreten, würde er sie für Abtrünnige halten. Er habe alles fleißig aufgeschrieben, was er die sechs Wochen in der Fasten zu Elbingen vorgenommen, und solche Schriften den apostolischen Bothen überantwortet. Von dem apostolischen Stuhle und der königlichen Majestät habe er auch weitern Rath und Hülfe zu hoffen.

§. 275. Nach diesem hätten die Elbinger gesaget, ihnen sey nicht wissend, daß nur 6 Monate Frist sollten gebethen seyn. Als aber der Bischof bezeuget, allerdings hätten sie um 6 Monate Bedenkzeit bey ihm angehalten; habe der Bürgermeister geantwortet: sollte auch darum gebethen seyn *), so habe doch der Bischof ihnen gar keine Frist verstattet. Worauf der Bischof versetzet: wie habe er verstatten können, daß sie sechs Monate lang in des Satans Gewalt seyn sollten, in welcher er sie keinen Augenblick zu sehen begehrete. Wer von der Kirche abgesondert sey, der habe sich von dem Leibe Christi getrennet, und dem Satan übergeben.

*) Allem Ansehen nach wird dieser Bürgermeister, **Barth. Greven**, gewesen seyn, der seiner Gicht halber

halber damals nicht auf dem Rathhause gewesen, wie es vorhin der Bischof selber berichtet hat. (§. 243. ff.) Man sieht wohl, daß hier der Bischof seinen Bogen gegen die Elbinger aufs höchste gespannet habe, und es steht dahin, ob sie dazu so stille geschwiegen, als er nichts davon meldet. In andern Stellen spannete er ihn auch gegen den König aufs höchste, wenn er ihm die Macht gänzlich abspricht, etwas wider die Kirchensatzungen, als hier den Gebrauch der beyden Gestalten zu verstatten.

§. 276. Auf das Begehren des Bischofs, daß sie zwey oder drey, mit dem Secretario, für ihre Personen geloben sollten, nur einerley Gestalt künftig zu genießen, gaben die Elbinger zur Antwort, solches könnten sie nicht thun, weil sie das Volk anspeyen würde, wenn sie nach Hause kämen, wo es nicht noch weiter gienge. Darauf hat der Bischof erwiedert: das hieße, sie fürchteten sich mehr vor dem Volke als vor Gott; sie wollten sich vom Volke und nicht von ihrem Bischofe lehren lassen; sie wollten dem Volke lieber gehorchen, als befehlen. Sie schützeten sich dagegen mit ihrer Pflicht, zu verhüten, daß kein Aufruhr in der Stadt entstünde, und daß sie sich nicht in große Gefahr setzten, wenn sie in dem Gebrauche des Abendmahls nun von dem Volke abehen sollten. Der Bischof hat darauf gesaget: Von dem Volke wollten sie in dieser Sache nicht abgehen, aber von dem Könige, ihrem Herrn, von ihrem Bischofe und Seelenhirten, und von der ganzen katholischen Kirche abzugehen, trügen sie kein Bedenken, und hielten das für nichts. Ob das nicht ein verkehrtes Urtheil sey?

Er gebe ihnen auch nicht zu, daß viele vom Volke so gesinnet wären.

§. 277. Weiter hätten sie gebethen, nicht so eilig auf die Stadt zu dringen, so ohne dieß genugsam verfallen sey, und sie nicht gar in das Verderben zu stürzen. Imgleichen möchte er folgenden Tages, wenn sie im Rathe zusammen seyn würden, sich über die Ursache der ihnen versagten Hand vor allen erklären, damit nicht einige gedächten, sie möchten wohl wider die königliche Majestät etwas verbrochen haben *). Er wundere sich aber, daß sie die Spaltung für so was leichtes hielten, da es doch das schärfste Verbrechen sey. Das wären noch keine Zeichen der zu hoffenden Besserung. Sie möchten selber zusehen, ob nichts wider den König begangen sey, da sie doch die beschworene Ordnung seines Herrn Vaters, die der König voriges Jahr zu Danzig bestätiget, nicht achteten, und ihr zuwider handelten. Es könnte seyn, daß sie dafür zu seiner Zeit zur Rechenschaft gezogen würden. Worauf die Elbinger eingewendet, sie hätten wider die Verordnung nichts gehandelt. Er habe gesaget, darinn käme es nicht auf ihr Urtheil an, ihm scheine es anders.

*) Zu Ende des Briefes S. 85. meldet der Bischof, im Rathe sey wegen der verweigerten Handgebung nichts von ihm gebethen, noch gemeldet worden. Man kann leicht denken, daß genug andere Sachen übrig gewesen, und durch die Erklärung den Elbingern wenig würde gedienet seyn. Den Cardinalshut zu verdienen, ließe es ihm der feine Bischof sauer genug werden, und mußten die Aufsätze von seinen gebrauchten Künsten nach Rom wandern.

§. 278. Sie hätten nicht Ursache zu denken, daß er sich übereilen, oder sie in das Verderben stürzen werde. Davon sey er weit entfernet, und suche nicht mehr, als auf alle Weise ihr Bestes zu befördern und die Seelen der Bürger zu gewinnen. Wenn er etwas zur Beförderung ihrer Glücksgüter beytragen könnte, würde er es an seinem Fleiße nicht ermangeln lassen. Sie aber möchten nur zusehen, damit sie nicht durch ihre Hartnäckigkeit ihrem Vaterlande ein Unglück über den Hals zögen. Er werde schon ihm Zeit nehmen, alles, was er thäte, wohl zu überlegen, und mit Klugen darüber zu Rathe gehen. *).

*) Man kann leicht sehen, daß die Elbinger hierinn auf die §. 269. angedrohete Verbannung zielen, und der Bischof auch solches wohl merke, und daher eine reife Ueberlegung verspreche, ehe er so weit sich wagen würde.

§. 279. Zu diesem Jahre gehöret noch die von den Elbingern und Marienburgern erhaltene königliche Bewilligung, durch einen Graben mehr Wasser aus der Weichsel in den Nogat zu leiten. Zu dem Ende war den Städten nebst den Teichgeschwornen befohlen, einen hierzu gelegenen Ort zu erwählen. Weil aber gegenseitig vorgestellet war, es würde durch solche Wasserleitung den Weichseldämmen nicht geringer Schade erwachsen: so hatte der König den Landesräthen aufgetragen, zweene aus ihrem Mittel zur Besichtigung zu ernennen, um zu erfahren, ob der angegebene Schaden an den Weichseldämmen durch die Wasserleitung zu befürchten sey? Es ward dieser

dieser Auftrag den Landräthen vorgezeiget, kam aber nicht zur Vollziehung. S. die lengnich. Geschichte B. II. S. 105. 106.

§. 280. Im folgenden 1554 Jahre hatte der Bischof wider die Elbinger einen königlichen Befehl ausgebracht, in welchem dem Bischofe aufgetragen ward, daß seine Majestät Nachricht erhalten, wie die Elbinger von denen in der Religion angenommenen Irrthümern nicht abzubringen wären. Dieses nähme Seine Majestät höchst ungnädig auf, und ob sie gleich mit Recht die Elbinger strafen könnte, da sie der königlichen Verordnung zuwider, aus eigener Macht in den Kirchengebräuchen und in der Ausspendung des Abendmahls Neuerungen eingeführet hätten; so wollten sie doch, ehe es zur Schärfe käme, vorher den gelinden Weg versuchen. Dannenhero sollte der Bischof auf nächstem Landtage zu Marienburg mit den Geschickten von der Stadt nachdrücklich handeln, sie im öffentlichen Landesrathe von ihrem Unternehmen abmahnen, zur rechten Lehre der katholischen Kirche wieder bringen, und zeigen, daß sie, wie in andern Stücken, also auch in Annehmung der Religion, nach dem königlichen Exempel sich richten müßten. Imgleichen sollte der Bischof die Elbinger erinnern, daß sie der Satzung des Königs Sigismund des I. eingedenk seyn, und nichts wider den Inhalt derselben begehen möchten. Was bisher geschehen, wollten Seine Majestät gnädigst verzeihen; würde aber die Stadt von ihrem Sinne nicht abweichen, noch den königlichen Befehlen gehorsamen,

men, wollten Seine Majestät, mit Zuziehung der preußischen Räthe, sie nach Inhalte der sigismundischen Verordnung mit harter Strafe belegen. Sind Worte aus der lengnichischen Geschichte B. II. S. 107. 108.

§. 281. Die Elbinger konnten hierauf nicht anders antworten, als daß sie der Religion wegen keinen Befehl mitgebracht, sondern dieses an die Stadt zurück nehmen müßten, und künftigen Landtag die Erklärung darüber erfolgen würde. Auf diesem folgenden Landtage ließ der Bischof das königliche Schreiben aufs neue vorlesen, und redete hernach weitläuftig, wie die Geschickten von Elbing bey des Königs Anwesenheit zu Danzig um das lautere Wort Gottes und den rechten Gebrauch der Sacramente gebethen, gleich als wenn er das Wort Gottes und die wahren Sacramente nicht verstatten wollte. Da er ihre vermeynten Mängel untersuchet, habe er lauter Irrthum und Spaltung bey ihnen gefunden, dadurch sie von dem Gehorsame der katholischen Kirche abgewichen. Weiter hat er aus der Schrift, den Kirchenvätern und Concilien den Genuß des Sacraments unter einer Gestalt behaupten und zeigen wollen, daß außerhalb der katholischen Kirche der Gebrauch unter beyderley Gestalt niemand selig machen könne. Darauf er der Elbinger Abgeordneten ermahnet, von den gefaßten Irrthümern abzustehen, und zur Kirche wieder zu kehren, darinn ihr König lebe und regiere. Daselbst. S. 116.

§. 282. Wie diese abgeordnete sich darauf beriefen, daß ein Rath ohne die Gemeine in der Sache

nichts

nichts antworten könne, welche auf dem Gebrauche beyder Gestalten bestünde: gab er vor, mit der Gemeinde habe er nichts zu schaffen, sondern mit der Obrigkeit, welcher die Bürgerschaft willig folgen würde, wenn sie ihr mit gutem Exempel vorgienge. Er wisse wohl, daß am königlichen Hofe eine Frist von 10, hernach von 6 Jahren gesuchet wäre, und daß der König nicht 6 Monate nachgeben wollen. Unlängst habe er zu Peterkau dem Könige gesaget, es gieng eine Rede, als würde Seine Majestät den Gebrauch beyder Gestalten in Dero Landen erlauben. Darauf habe der König mit Legung der Hand auf die Brust geantwortet, das sollte Gott in Ewigkeit nicht geben, es sollte auch, so lange er König wäre, nicht geschehen, denn es wäre nicht sein, sondern der Geistlichen Amt, hierinn etwas zu verordnen. Demnach möchten die Elbinger ihnen nicht schmeicheln, daß Se. Majestät jemals von Dero Sinn abgehen würden. Unter andern Gegenreden bezeugeten endlich die Abgeordneten, daß sie sich wegen der Religion in nichts einlassen könnten, sondern bathen, weil die Sache wichtig, daß der Bischof ihnen weitern Verzug zugestehen möchte. Darein willigte der Bischof zwar, verlangete aber, eine Zeit zu benennen, in welcher er ihre Antwort zu erwarten hätte. Sie konnten aber, aus Mangel eines Befehls dazu, keine gewisse Zeit benennen, sondern versprachen, alles an ihre Aeltesten zu nehmen, die alsdenn wegen der Zeit etwas festes dem Bischofe zuschreiben würden. Einige Woywoden riethen dem Bischofe, in der Sache glimpflich zu verfahren, da

schon

schon viele den Gebrauch beyder Gestalten an vielen Orten angenommen hätten. Das. S. 117.

§. 283. Auf den neuen Rector der culmischen Schule, Joh. Hoppen, brachte der culmische Bischof Verdacht der Ketzerey, weil er aus Königsberg gekommen, und in Wittenberg vormals studiret hätte. Er ward zwar auf dem Landtage von vielen vertheidiget, weil er die Gränzen der philosophischen Profeßion nicht überschritten hätte, und doch unverhörter Sache von dem Bischofe abgesetzet wäre. Daselbst. S. 113. fgg. Allein dem ungeachtet, mußte er das culmische Gebiethe räumen, und wendete sich nach Elbing, da er im folgenden 1555sten Jahre dem Gymnasio vorgesetzet wurde. Daselbst. S. 116. not. *. Die wirkliche Antretung dieser Lehrstelle geschah den 19 December, nach Praetorii Bericht in Athen. Gedan. S. 228. und zwar, wie man aus dem vorigen schon sehen kann, ohne Erlaubniß des Bischofs, der sich auch bald dawider gereget. Wie die preußische Ritterschaft in diesem Jahre auf dem Landtage Ansuchung that, daß die Lehrer der Schulen und des göttlichen Worts möchten ungestöret bleiben, aber nicht erhöret wurden, nach der lengnichischen Gesch. B. II. S. 124 fg. so kann man eben dergleichen auch von den Elbingern vermuthen.

§. 284. Weil das Wasser aus der Weichsel in den Nogat zu leiten, ein Graben gezogen war, §. 279. von welchem in Preußen und Pohlen besorget ward, es möchte der danziger Hafen deshalb ver-

ganden und einsehen, und die Werder überschwemmet werden: so befahl der König im Jahre 1556 eine Besichtigung vorzunehmen. Anfänglich sollten die Elbinger, Marienburger und die werderschen Teichgeschwornen vorgefordert, und wie nöthig die Wasserleitung dem marienburgischen Schlosse wäre, vernommen werden. Hernach sollte von den Danzigern gezeiget werden, was für Gefahr daraus ihrem Hafen erwüchse, und was die Elbinger und andere zu sagen hätten. Ferner sollte untersuchet werden, ob mehr Wasser in den Nogat gienge, als ehemals, ehe der alte Gang gestopfet worden; wie viel der Nogat an Wasser zugenommen habe, ob das Weichseleis, nebst den Kähnen und Holzflößen, durch den Graben dahin getrieben würden, und ob nach Ermessung der Teichgeschwornen dem Werder daraus Ungemach und Schaden bevorstünde. Solches sollte an den König berichtet, von den Räthen ihre Meynung darüber beygefüget, und dann die königliche Verordnung darüber erwartet werden. Das. S. 128.

§. 285. Im May des 1556sten Jahres übergab der elbingische Castellan auf dem Landtage einen von dem ermeländischen Bischofe ausgebrachten königlichen Befehl, in welchem der König ungnädig aufnimmt, daß seinem Befehle zuwider Ketzern in Preussen Aufenthalt verstattet würde, nebst dem Misbrauche des königlichen Namens, als wenn solches mit dero gutem Willen geschähe. Deswegen trägt der König den preußischen Ständen auf, solches zu untersuchen, und Mittel auszufinden, solche Leute zu vertreiben.

treiben. Solchen Befehl lobete sehr der ermeländische Bischof, erzählete, was für Unglück die Spaltungen in der Christenheit angestiftet, und wollte behaupten, daß es Zeit wäre, zu Erhaltung des Seelenheils, welches bloß in der römischen Kirche zu suchen, eine Glaubensvereinigung zu stiften, die ohne gänzliche Ausrottung aller Ketzereyen nicht geschehen könne. Er schlug vor, den königlichen Befehl an alle Stände, Städte und Hauptmannschaften zu schicken,, und ihn den Anwesenden von der Ritterschaft und den kleinen Städten vorzulesen, wozu er der übrigen Räthe Beyfall erhielte. Daselbst. S. 131.

§. 286. Ins besondere wendete sich hernach der Bischof an die Elbinger, klagte über der Stadt Ungehorsam, daß bey ihnen die königlichen Befehle nicht zur Vollziehung gebracht würden. Er habe ihnen sowol insgemein, als auch insbesondere die katholische Religion vorgetragen, aber bis an diese Stunde nichts ausrichten können. Der Prediger, welchen er ihnen neulich gesetzet, wäre nicht zum Amte gelassen, sondern ein anderer angenommen worden, welcher ein Aufrührer und Schänder königlicher Majestät gewesen, und gar gesaget, wer an den königlichen Hof appellirte, dem sollte der Kopf abgeschlagen werden. Den rechtschaffenen Katholiken geschehe in der Stadt Gewalt und Spötterey. Man halte in der Stadt zur Verhöhnung der königlichen Majestät seltsame Spiele. Dazu fügete er noch manches von den vorgegangenen Neuerungen in der Religion, und beschloß damit, es würde nicht nur den königlichen

Befeh-

Befehlen zuwider gelebet, sondern auch der König zum Ketzer gemacht, indem vorgegeben würde, Se. Majestät wären selbst vom katholischen Glauben abgewichen. Man sollte billig glauben, was die Voraltern geglaubet, und bey der Kirche bleiben, zu welcher die Preußen vor drey hundert Jahren getreten wären. Ebendaselbst und auf folgender Seite.

§. 287. Die Abgeordneten von Elbing rechtfertigten sich dagegen, und bezeugten, daß ihre Obern sich nie als widerspänstige, sondern jederzeit als gehorsame Unterthanen gegen S. Majestät verhalten hätten. Weshalb aber die königlichen Befehle wegen der Religion nicht zur Vollziehung gediehen, davon hatten sie zu anderer Zeit die Ursachen dem Bischofe überschrieben. Der Prediger, welcher S. Majestät gelästert haben sollte, sey unschuldig, und auf einiger Leute falsches Angeben, ohne allen Verhör, bloß dem königlichen Befehle zu gehorsamen, der Stadt verwiesen worden. Daß den Katholiken sollte Schmach und Gewalt widerfahren seyn, davon wüßten sie nichts, es habe sich auch darüber niemand bey dem Rathe beschweret, dem sonst unverzüglich Recht würde wiederfahren seyn. Unruhige Leute sprengeten vieles aus, das in der That entweder gar falsch, oder sich doch ganz anders verhielte. Zum Beweise dessen könnten die königlichen Commissarien dienen, welche in neulichen Fastnachten die Beschaffenheit der Sachen bey weitem nicht so gefunden, als man sie am Hofe angegeben. Daß die Stadt den gesandten Prediger nicht angenommen, wäre aus erheblichen Ursachen geschehen, weil er geneigter gewesen, Auflauf anzurichten, als den innerlichen Frieden zu unterhal-

terhalten. Sonst wüßte man auch, daß der Bischof einige Bürger und Einwohner, die ihrer rechtmäßigen Obrigkeit auffsätzig wären, in ihrem Ungehorsame stärkete, und ihnen beförderlich zu seyn nicht ermangelte. Daselbst S. 132.

§. 288. Wegen des letzten entschuldigte sich der Bischof, so gut er konnte. Dazu der marienburgische Woywode, Achatz von Zehmen, kam, den Elbingern ein gutes Zeugniß gab, und öffentlich sagte, daß er die Mishälligkeit, welche böse Leute zwischen den Elbingern und ihrem Bischofe angestiftet, nicht billigen könnte. Daher kämen so viele Commißionen, und mit Strafen erfüllete Befehle in das Land, darinn man sich billig mäßigen sollte. Er müßte gestehen, daß, da J. Kön. Maj. ihn und den Landschatzmeister in neulicher Fastenzeit nach Elbing geschickt, sie es ganz anders da gefunden, als man den König überreden wollen. Die solches angegeben, hätten, da man es von ihnen verlanget, nichts gründlich erweisen können. Ebendas. Daß aber dennoch der Bischof auf die Vertreibung des erstgenannten Rectors gedrungen, sieht man aus den Klagen der culmischen Ritterschaft auf demselben Landtage, die sie nicht allein über die Vertreibung tüchtiger Prediger, sondern auch der Schullehrer zu großem Schaden des Landes, geführet, darunter Hoppens Vertreibung aus Culm, und dessen Verfolgung zu Elbing mit namhaft gemacht werden. Das. S. 133 fg. Derowegen gebethen ward, die Glaubenssachen, wie man es in Pohlen für gut befunden, bis auf ein allgemeines Concilium unberührt zu lassen.

§. 289.

§. 289. Weil der ermeländische Bischof sich verlauten lassen, er würde dem ehemaligen culmischen Rector hart fallen: schlossen die Landboten daraus, daß bey den Bischöfen wenig Trostes zu hoffen sey. Weswegen jemand von den Woywoden und etlichen von der Ritterschaft an den König würden zu senden seyn, daselbst die Abhelfung aller Beschwerden unterthänigst zu suchen. Sie schrieben an die preußischen Räthe: wir begehren kein neu Evangelium, wie uns etliche nach ihrem Gefallen beschuldigen, sondern bitten, daß wir die reine Lehre göttl. Worts, welches durch die Propheten, durch Christum selbst, und durch die heil. Apostel klar gelehret worden nach der augspurgischen Confeßion, unverhindert und unverfälscht von irrigen menschlichen Zusätzen, haben mögen, nebst dem ungestümmelten Gebrauche des heiligen Abendmahls, welches kein Concilium, kein Pabst, kein Canonist zu ändern Macht hat. Wir begehren auch, daß man ehrbare, wohlgelehrte und fleißige Schulmeister unverhörter und unüberwundener Weise nicht aus einer Stelle in die andere, oder gar aus dem Lande verjage. Daselbst S. 136.

§. 290. Nach dem Abtritte der Unterstände vertheidigte Hosius die Personen der Prälaten, und wollte das nicht Wort haben, daß sie katholische Prediger und Schullehrer verunruhigten, sondern nur solche, die nicht Gottes Wort lehreten, und die Jugend von dem Meßhören abhielten, also Trennung und Uneinigkeit ausbreiteten. Ein solcher wäre auch Hoppe, darum könne er ihn nicht leiden, und wo er ihn noch nicht verfolget habe, so wolle er es künftig thun, und ihn nach allem Vermögen verunruhigen. Nach an-

dern weitläuftigen Reden von der Religion erboth er sich gegen die von Elbing und die übrigen Räthe: wenn Hoppe nach Heilsberg kommen wollte, er bereit wäre, ihn seiner Lehre wegen zu befragen, und mit ihm von allen Glaubenssachen zu handeln, welches aber auf fünf bis sechs Wochen geschehen müßte. Vielleicht, daß aus ihm ein rechter katholischer Christ würde. Indessen sollte er ein sicher Geleit und kein Ungemach zu befürchten haben. Das. S. 136 u. 137.

§. 291. Die Elbinger antworteten, daß ihr Rector bereit wäre, denen Landesräthen seines Glaubens Rechenschaft zu geben; trüge aber billiges Bedenken, sich dem ermeländischen Bischofe allein, als seinem bekannten Widerpart, bey dessen geäußerten Gesinnungen gegen ihn, hülflos darzustellen. Da nun Hoppe zu dem erstern erbötig sey, sonst sehr stille und ehrlich lebte, seines Amtes mit Fleiß als ein Lehrer der Weltweisheit wahrnähme, der Theologie aber sich gänzlich enthielte: wüßten sie nicht, warum man ihn aus der Stadt treiben sollte, welches, wenn er der Ketzerey überführet wäre, gewiß erfolgen würde rc. Daselbst S. 137.

§. 292. Der Bischof suchte des Adels Begehren, daß man sich in Preußen nach dem jüngsten Reichstagsabschiede zu Peterkau richten möchte, vermöge dessen es in Religionssachen zu einem Anstande gediehen, bis auf ein Concilium, dadurch zu entkräften, daß 1) dadurch der Weg zu der gesuchten genauen Vereieinigung mit der Krone gebahnet würde; 2) ziele solches dahin, daß sie selbst Bischöfe seyn, und die Herrschaft in Glaubenssachen den Bischöfen entziehen wollten. Es käme keinem Woywoden noch Bürgermeister

zu,

zu, das Amt eines Bischofs zu verwalten, selbst die augspurgische Confeßion gäbe solches nicht nach ꝛc. Darauf erwiederte der Woywode von Marienburg: Gott sollte ihn vor den Gedanken, jemals Bischof zu seyn, behüten; und wenn man gleich von königlicher Majestät in Unterthänigkeit begehrte: in Sachen des Glaubens es bey dem peterkauischen Reichsschlusse bewenden zu lassen: so folge noch bey weitem nicht, daß man der zugemutheten Vereinigung sich bequemen wolle: da von pohlnischer Seite nicht die Vergleichung der Religion, sondern die Vereinigung der Privilegien und Vorrechte gesuchet würde. Daselbst S. 137 und 138.

§. 293. Es ward der Religion wegen noch mehr erwogen. Die Katholischen wollten solche der Bischöfe Einsicht gänzlich überlassen; die vornehmsten anders gesinneten riethen, den gelindesten Weg zu gehen, und die Sache bis auf den künftigen Reichstag ruhen zu lassen, weil die seit dreyßig Jahren schon tief eingewurzelte Lehre der augspurgischen Bekenntniß nicht so leicht auszurotten wäre. Darauf stimmeten auch die Thorner, Elbinger und Danziger, und dungen ihnen zur Befriedigung der Gewissen aus, die Predigt des von Menschensatzungen freyen Wortes Gottes, und den völligen Gebrauch des heil. Nachtmahls. Worein doch die Bischöfe zu willigen ihnen ein Gewissen machten, und vorgaben, die Angelegenheiten der Religion gehörten nicht in gegenwärtigen Landtag, dahin sie selbige doch gezogen hatten. Das. S. 138 u. 139. Endlich ward in eine begehrte Anlage gewilliget, doch unter der ausdrücklichen Be-

 dingung,

dingung, daß die Stände der Religion wegen bis auf künftigen Reichstag unangefochten blieben.

§. 294. Der an den König der Religion wegen vornehmlich abgefertigte Woywode von Marienburg befand, daß der König in die Bitte, der Religion wegen, zu willigen, annoch Bedenken trug. Das. S. 143. Ohne Zweifel hatten die Bischöfe bey dem Könige, wie sie es voraus sagten, es dahin gebracht, daß der König in der Werbung auf dem folgenden Landtage seine Ungnade darüber bezeugete, daß wegen der Religion so viele Zeit wäre andern Sachen benommen worden, und daß man den König und die Bischöfe heimlich beschuldigte, als wären sie verderbten Glaubenslehren zugethan, da sie doch eben den Gottesdienst ausübeten, den vor 1500 Jahren die ersten Christen angenommen ꝛc. Das. S. 147. Diesen Eifer lobete der Bischof sehr, und redete viel, sonderlich wider die Elbinger, die selbst Pabst, Bischof und König zugleich seyn wollten, und niemand mehr fürchteten. Solches wollte er damit beweisen, weil sie den Rector Hoppen in ihrem Dienste hielten, und einen ketzerischen Prediger berufen hätten. Sie wollten alles besser wissen, als der Bischof und der König. Diese aber entschuldigten sich, daß sie Hoppen ohne großen Nachtheil ihrer Schule nicht lassen könnten, und einen Prediger berufen müßten, weil sie keine Hoffnung gehabt, vom Bischofe mit einem tüchtigen Manne versehen zu werden ꝛc. Das. S. 151. Der Bischof berief sich darauf, daß in Glaubenssachen etwas zu ändern nur bey einem allgemeinen Concilio stehe, und rückete den Elbingern noch viel von dem vorigen auf, eiferte auch überhaupt wider D. Luthers Lehrsätze ꝛc.

§. 295.

§. 295. Die drey großen Städte beharreten nochmals bey der Bitte um das reine Wort Gottes und den Gebrauch beyderley Gestalten, fanden aber bey dem Landtage kein Gehör. Daselbst S. 154. Es war aber bey ihnen schon so weit gekommen, daß man eine Empörung gewärtig seyn, oder den Leuten in obigen Stücken nachgeben mußte, deswegen getraueten sich auch die Elbinger nicht, die königlichen Befehle wegen der Religion zu vollziehen. Eben das meldeten auch die Danziger dem Könige, daß sie dem Eifer ihrer Bürger nicht länger widerstehen könnten, um die Verbesserung der Religion und den freyen Gebrauch der Sacramente nach der augspurgischen Confeßion demüthigst anzuhalten. Sie erkenneten, daß sie mit ihren Leibern und Gütern, ja auch mit ihrem Leben J. Kön. Majestät gern unterthänig wären; aber ihre Seele gehöre dem allein, der sie mit seinem Tode und Blute erlöset. Darum fleheten sie um Christi und der Seligkeit willen, daß sie einzig der Lehre und Verordnung Christi folgen dürften, und hätten das Vertrauen zu J. Kön. Majestät weltbekannten Gottesfurcht, sie werde ihnen solches allergnädigst nachgeben. Weswegen auch noch zu Ende des 1556sten Jahres von allen drey Städten etliche an den König abgeschickt wurden, um die Freyheit des Gebrauchs der augspurgischen Confeßion anzuhalten. Daselbst S. 156.



* *

VII.

Von der unzertrennlichen Verbindung der Freyheit, Tugend, und wahren Großmuth.

Aus den Memoirs of the Court of *Augustus.*

Ich möchte meinen Lesern gern aus der Geschichte zeigen, daß Freyheit, Tugend, und wahre Großmuth, von Natur unzertrennlich zusammen verbunden sind, und deswegen will ich ihnen aus einigen Exempeln der neuern Geschichte zu betrachten geben, wie viel der Betrug, von Menschen und Geld unterstützet, in den Händen zweyer mächtigen Könige beygetragen hat, die Herrschaft zu erlangen, und sie ihrem Wunsche gemäß, zu Herren von Europa zu machen. Denn unter den schädlichen Wirkungen des Vorurtheiles, und des Verderbens der Sitten, die leider die Sclaverey in viele, vormals freye Staaten, eingeführet hat, hat auch eine verkehrte Meynung überhand genommen, daß Kunstgriff, und List, (die wir fälschlich Politik nennen,) zureichend wären, von der Gewalt unterstützet, eine Nation groß zu machen. Ich wähle lieber Exempel aus der Geschichte, vornehmlich der neuern,

neuern, weil sie stärker rühren, und überreden, als abstracte Beweise, und daher geschickter sind, den Irrthum dieser Maaßregeln zu erklären, und zu erweisen, daß Betrug und Gewalt auf das Glück eines Staates eben den Einfluß, als auf das Glück einer Privatperson haben; die eine Zeitlang betrügen, hintergehen, und treulos seyn kann, doch ihre Ehre bey diesem Versuche, und alle Mittel einer künftigen Erhebung unvermeidlich verliert.

Es ist nicht viel Zeit mehr, als anderthalb Jahrhunderte verstrichen, da das deutsche Reich, das Königreich Spanien, der größeste Theil von Italien, die ganzen Niederlande, und das große feste Land von America, in der Person eines Prinzen von großen natürlichen Gaben, Carls des V. vereiniget wurden. Von dem Glanze so vieler Kronen verblendet, und durch das Glück seiner ersten Feldzüge geschmeichelt, gerieth er auf das große Vorhaben, Europa zu überwinden, und eine allgemeine Monarchie aufzurichten. Von ungefähr aber hatte er mit einigen Prinzen seiner Zeit zu schaffen, deren Gleiche selten in einer Periode zusammen gelebet haben. Es lebte unser Henrich der Achte, (der im Kriege so tapfer, als schädlich im Frieden war). Franciscus der Erste, ein irrender Ritter in der Galanterie, und sein Alliirter, Solyman der Prächtige; und außer diesen lebten noch viele Könige und Fürsten von hohem Geiste, welche zu nennen zu langwierig ist. Nachdem der Kaiser also öfters Glück und Unglück versuchet hatte, und die Zeitläufe nicht günstig fand, zog er sich zurück, und wurde der Geschäffte müde; übergab erst seinem Bruder

Ferdinand sein Reich, und darauf seine Erbländer, Spanien, Italien, die Niederlande, und Indien, dem Philip, nebst einigen weisen und vernünftigen Ermahnungen, die sobald aus den Augen gesetzet, als gegeben wurden.

Denn Philip mochte durch sein Volk aufgeblasen werden, welches schon von diesen Gedanken angestecket war, oder er mochte sie selbst demselben eingegeben haben; gewiß ist es, daß im Anfange seiner Regierung, vornehmlich nach der Schlacht bey St. Quintin und Lepanto, die Spanier von nichts, als Eroberungen und Herrschaft sprachen. Und wir müssen gestehen, wenn wir ihre Vortheile unparteyisch erwägen, daß sie keinen schwachen Grund dazu hatten. Mit dem scheinbaren, obgleich falschen Vorwande ausgerüstet, daß sie die heilige katholische Religion fortpflanzen wollten, hatten sie alles, was zu einer Macht erfordert wurde, — eine tapfere Armee aus alten Soldaten, die der Kaiser Carl gezogen, und die in vielen Ländern Lorbeern eingesammlet hatten; einen unerschöpflichen Schatz, der ihnen aus dem neulich entdeckten Indien zufloß, indem ihre neu eröffneten Minen sehr ergiebig waren, und stark bearbeitet wurden; ein weites Reich von weisen und kriegerischen Völkern in Europa den Verlust der Soldaten zu ersetzen; und durch die Verbindung der deutschen, spanischen, und italienischen Familien entweder dem wirklichen Besitze, oder doch Ansprüche auf solche Königreiche, welche zu ihrer Bekehrung zu erobern, die Religion sie nicht berechtigte.

Frankreich stand ihnen, wie ein unüberwindliches Bollwerk zuerst im Wege, aber zu ihrem größten Glücke, und gleichsam, als wenn es der Himmel mit Fleiß so gefüget hätte, starb der Stamm der Valois aus; gegen den rechtmäßigen Thronfolger wurde eine ungerechte, aber mächtige Ligue gemacht, die das Reich, was Philip am liebsten sah, in einen Religionskrieg verwickelte, den Thron unbesetzt erhielt, und die Krone dem Glücke Preiß gab, indem der Spanier eine mächtige Armee unter einem vollkommenen Heerführer, Alexander Farnese, Prinz von Parma, bey der Hand hatte. Auf England, welches beständig hartnäckig war, machte er einen doppelten Anspruch, erst seiner Gemahlinn wegen, deren Ausschließung von der Thronfolge alle Papisten nichtig zu machen suchten, die damals in England eine große Gemeine ausmachten, und endlich auch deswegen, als wenn sie durch die gewaltsame Besitznehmung einer ketzerischen, und in dem Banne stehenden Frauen, unserer großen Elisabeth, ausgeschlossen wäre. Irrland, als ein Lehngut der päbstlichen Krone, wurde ihm von dem Pabste geschenket. Das deutsche Reich war entzweyet, seine Glieder unversöhnliche Feinde, sein Haupt, Philips Onkle, der vieles Unglück gehabt hatte, und also der Vermuthung nach geneigt seyn würde, Vorschläge anzunehmen, sich der Gunst seines Neffen zu überlassen: so glücklich standen die Sachen! so große Gewalt war da, sie in der Hand einer Nation zu verbessern, die ihrer tiefen und standhaften Rathschläge wegen so berühmt war, und damals im Kriege den höchsten Ruhm erreichet hatte.

Lasset

Lasset uns nun betrachten, wie diese Nation, mit einem feinen, grausamen, und standhaften Prinzen an ihrer Spitze, der für den größten Staatsmann seiner Zeit angesehen wurde, das große Vorhaben ausführeten, **Europa** unter ihr Joch zu bringen, und **Madrid**, wie sie sagte, zur Hauptstadt beyder Welten zu machen.

Vor allen Dingen fand man es zuträglich, um die auswärtigen Projecte besser auszuführen, sich zu Hause ganz unumschränkt zu machen. Zu dem Ende fingen sie mit den **Moriscos** an, einem fleißigen Volke, das von den Mohren von **Granada** abstammte, und durch den Rath der Priester *), (die vornehmlich die Regierung in dem spanischen Rathe hatten,) zwangen sie sie zu einem Religionskriege, und entvölkerten am Ende **Spanien**, (welches schon durch die Bepflanzung von America geschwächet war,) indem sie beynahe den fünften Theil dieser sehr fleißigen Einwohner tödteten und vertrieben. Nachdem giengen sie unter eben der priesterlichen

*) Im Jahre 1566. wurde ein Befehl ausgegeben, daß die Moriscos ihre Sprache, Tracht, Sitten, und Religion verlassen sollten; sie kamen zu Hofe, Gegenvorstellungen zu machen. Respondi el Rey; importava la Execution de la Prematica, assistido del Cardenal de Espinosa, desestimador y resoluto en lo que no era, de su Professiōn Don. Lor. Van der Hammen y Leon. Die Mohren wurden zweymal zurückgetrieben: erst im Jahre 1570. von Philip dem II, wo 310, 000 Personen ermordet, und verbannet wurden: hernach 1610 von Philip dem III, worinn der Verlust von noch 120, 000, Spanien beynahe öde machte.

chen Rathgebung zu ihren schönsten Erbländern, den Niederlanden fort; deren Freyheiten sie kränkten, ihre Personen beleidigten, ihnen die Inquisition aufdrangen, und sie mit Bischöfen beladeten, bis sie dieselben auf eben die Art zur Empörung zwangen; und nachdem einige Vergleichungen (wider den Willen der Geistlichen) das Volk besänftiget hatten, und die Sachen ziemlich ruhig waren, brachten sie dieselben, durch neue Beleidigung, Rache, und Morden *), mehr in Wuth, als vorhin: der Erfolg war diesem unmenschlichen Verfahren gleich. Es erweckte in diesen volkreichen Provinzen einen solchen Zorn, prägte den Seelen der Einwohner solchen Abscheu und Haß gegen die spanische Regierung ein, daß sie ihren mächtigsten Armeen dreyßig Jahre lang zu schaffen machten, sie zu bändigen; und am Ende derselben fanden sie sich von ihrem Vorsatze weiter entfernet, als im Anfange.

Nichts konnte schwächer, oder übereilter seyn, als dieses Verfahren. Um Fremde dahin zu bringen, daß sie sich ihrer Herrschaft unterwürfen, war das erste, wovon sie dieselben überzeugen wollten, dieses, daß ihre Gesetze und Verfassungen Spinnengewebe wären, ihre Personen, und Güter von der spanischen Gnade abhingen; und einer ganz neuen hochgetriebenen Policey gemäß, daß ihre Gewissen selbst neu umge-

*) Ferdinand von Toledo, der grausame Herzog von Alva, rühmte sich, daß er in den sechs Jahren seiner Regierung 18, 000 Personen durch die Hand des Scharfrichters hinrichten lassen, und ein neues Indien durch Confiscationen bis zu einer Summe von sieben Millionen Goldes gefunden hätte.

umgeformet werden müßten: und von unsichtbaren Dingen einen andern Glauben haben, als ihre Gebiether, müsse sie der Strafe unterwerfen, lebendig verbrannt zu werden. Konnten andere Nationen bessere Bedingungen erwarten, als ihre alten getreuen Unterthanen, die Eingebohrnen der Niederlande? Diese Leute, die sich in den Kriegen Carls des Fünften so sehr hervorgethan hatten, und deren Tapferkeit und gutem Verhalten **Philip** selbst den rühmlichsten Sieg, der seiner Regierung Ehre machte, zuschreiben mußte? Daß man dem großmüthigen, und kriegerischen **Lamoral**, Grafen **Egmont**, und dem edlen **Philip Monmorancy**, Grafen Horn, nach einem Leben voll treuer Dienste, und nach dem rühmlichsten Verhalten in der Schlacht bey St. Quintin, die gewissermaßen die spanische Monarchie auf einen gewissen Fuß setzte, daß man diesen Männern, den Abgöttern des Volkes, auf dem Schaffot das Haupt abschlagen ließ, war eine wahrhaftig thörichte Tyranney.

Als diese, und dergleichen Thaten einmal in **Europa** bekannt waren: so blieb weiter nichts übrig, als offenbare Gewalt, wodurch sie Eroberungen hoffen konnten. Es war keine freywillige Unterwerfung unter solche Herren zu erwarten; kein Wunsch für ihren glücklichen Fortgang, noch ein Vertrauen von denen, die ihr Vermögen werth achteten, oder sie, und ihre Art zu regieren, kannten. Es hieß offenbar eine Geißel von sich abhalten, wenn man abfiel, und die Folgen kamen genau damit überein. Es war kein Elend, oder keine Last, die die Einwohner der Provinzen nicht lieber ausstehen

hen wollten, und nicht wirklich ausstanden, ehe sie sich dem spanischen Joche unterwarfen. Zu ihrer unsterblichen Ehre hielten sie einen hartnäckigen und fruchtlosen Krieg mit erstaunlichem Eifer aus; fochten ohne Lohn, und vertheidigten ihre Städte bis aufs äußerste, ob sie gleich von dem Hunger von innen, und einer noch schrecklichern Plage, der grausamsten Tyranney, von außen gedrückt wurden. Aber durch diesen verderblichen Krieg, der mit unsäglichen Kosten, und fern von dem Herzen der spanischen Gebiethe geführet wurde, wurde ihr Schatz meistens erschöpfet. Das übrige, eine unglaubliche Summe *), gieng in fruchtlosen Versuchen gegen England und Irrland verloren; und ein großer Theil desselben wurde zugesetzt, die schändliche Ligue, und den bürgerlichen Krieg in Frankreich zu erhalten. Indessen nahm der Fleiß, diese Quelle des Lebens eines Staates, in Spanien ab: außerhalb war nichts, als Verlust von Menschen, und Verschwendung des Geldes; Siege, die mit dem Preiße vieles Blutes erfochten wurden, brachten wenig Vortheil, und Niederlagen waren schädlich, und kaum wieder zu ersetzen: daß also in einer Zeit von hundert und dreyßig Jahren die spanische Monarchie, die mit einem so drohenden Scheine angefangen hatte, dahin gerieth, daß sie von ihren alten Bergen umgränzet war; Italien und Sicilien verloren hatte, zuerst in den Niederlanden eingeschlossen, und hernach gänzlich daraus vertrieben, und was hart

*) Siehe die Relazione del Signore F. Soranzo alla serenissima Signoria di Venezia.

hart zu ertragen war, angegriffen, und aus dem Besitze eines großen Theiles Indiens gesetzet wurde, und noch härter, daß die stärkste Festung, und der beste Ort, der Spanien gehörete, nun im Besitze einer edlen Nation war, die ihre unüberwindliche Flotte *) zu einer Tribut zahlenden Provinz hätte machen sollen.

Fast um die Zeit, da Spanien dadurch am Rande des Unterganges stand, daß es nach einer allgemeinen Herrschaft griff, nahm das Königreich Frankreich, seine Nachbarinn, die von einer Folge von glücklichen Begebenheiten aufgeblasen wurde, dieses gefährliche Project über sich. Diese alte Monarchie, welche in vielen auf einander folgenden Jahren alle kleine Herrschaften um sich her verschlungen hatte, und endlich von seinen bürgerlichen Kriegen befreyet war, war zu einer großen Höhe der Glückseligkeit gestiegen. Die Größe des Landes, der Fleiß und die Erfindsamkeit der Einwohner, hatte in zween glücklichen Regierungen seine Macht so sehr vergrößert, und seine Einkünfte vermehret, daß es zugleich ein Gegenstand des Neides und des Schreckens bey allen umher liegenden Nationen wurde. Frankreich hatte zahlreichere Armeen, als Spanien vordem hatte, und war demselben an Reuterey weit überlegen; hatte seine Staaten näher zusammen, und ersetzte einigermaßen den Mangel eines auswärtigen Schatzes durch einen kriegerischen Geist, so daß der Adel

*) Sie war sieben Jahre lang ausgerüstet, und kostete Philip jährlich eine Million Pfund Sterling, wie er selbst saget 20, 000, 000 Ducaten.

Adel seinen Charakter auf die Tapferkeit gründete, und auf eigene Kosten dienete; es wurde mit aller Lust eine befremdende gesetzmäßige Phrenesie in allen Ständen fortgepflanzet, indem das Product, und die Manufacturen des Landes in der That ein sehr großer Fond von Gelde und Kriegsgeräthe waren.

Was den Zustand der auswärtigen Sachen betraf: so war er zum Theil schon, und zum Theil wurde er erst sehr günstig. Von den dreyen europäischen Mächten, die im Stande gewesen wären, die Absichten von Frankreich zu zernichten, Spanien, Deutschland und Großbritannien, hatte die erste sich selbst außer Stand gesetzt, ihre Kräfte waren gebrochen, — ihr Einkommen verschwendet, ihre Provinzen erschöpfet, ihre Grandes in Verachtung gerathen, und unter den Regierungen verschiedener auf einander folgender abergläubischen Prinzen hatte sie im Lande selbst alle Ordnung verloren, und aller dieser Ursachen wegen war sie nicht im Stande einen starken Widerstand zu thun. Italien war in den Harnisch gejagt, oder auch bestochen, den Anschlägen von Frankreich Gehör zu geben. Der Pabst wurde verachtet. Genua bestürmet; Sicilien angegriffen *), und der Großherzog, und die meisten italienischen Provinzen empfingen von dem freygebigen Ludewig Jahrgelder.

Die

*) Hier sind Maaßregeln, die zu verschiedenen Zeiten genommen worden, zusammengetragen, weil sie alle einen Endzweck hatten.

Die nordischen Mächte wurden mit französischen Emissarien geplaget, und auf eben diese Art erkaufet. Die ärmern Königreiche nahmen das Geld öffentlich; und der damalige König von Britannien wurde, wider Willen der Nation, durch niedrige Absichten, (die ihre Söhne auf ewig in Vergessenheit begraben müssen,) dahin gebracht, daß er an dem unwürdigen Vorhaben Theil nahm; aber der große Gewinn bestand in dem Reiche, und mit aller Kunst spielte man darum. Den unumschränktesten Prinzen war die Lockspeise vorgeworfen, die der Churfürst von Cölln, der Bischof von Münster, und einige andere begierig verschlangen; indem das Haupt derselben, das für sich selbst nicht sehr furchtbar war, die Türken auf dem Halse hatte, oder in seinen Erbländern mit Empörungen beunruhiget war, die die Franzosen gestiftet hatten.

Als alles dergestalt zubereitet war, mußten die vereinigten Provinzen, als ein freyer Staat, der nicht mit sich handeln lassen wollte, die Schwere der französischen Macht fühlen, und das erste Opfer des Ehrgeizes des hochmüthigen Monarchen seyn. Anfänglich stimmte das Glück mit seiner Hoffnung überein: die holländischen Minister, so große und geschickte Männer sie auch waren, hatten ihre Gränzen nicht sorgfältig genug bewahret, sie hatten sich auf ihren Reichthum und ihre Seemacht verlassen, die damals im höchsten Flore war; und was das schlimmste war, sie konnten sich unmöglich einbilden, daß Britannien wider sein nächstes Interesse so blind seyn würde, ihrem Falle zuzusehen, noch weniger so blind, Theil daran zu nehmen. **Ludewig,**

in der Mitte einer so zahllosen Menge, wie ein Einfall der alten barbarischen Nationen, bedeckte das Land. Keine Macht konnte sich ihm widersetzen; eine Stadt fiel nach der andern in seine Hände, so geschwind er, oder seine Generale, sie nur auffordern konnten, sich zu ergeben; kaum warteten drey oder vier Plätze so lange, bis die Laufgräben eröffnet wurden. Ohne Aufhalten überschwamm er vier Provinzen, bis ihre Lage, und mehr die Hülfe ihrer Schleußen, als ihrer Schwerdter, ihn in dem Laufe seiner Siege aufhielt.

Indem er vor einer Stadt in dem Herzen des Landes stand, und selbst über die Geschwindigkeit seiner Siege erstaunete, wurden ihm zween Anschläge zu überlegen gegeben: Der erste, sein Glück zu mäßigen, leichte Bedingungen vorzuschlagen, und der Welt zu zeigen, daß er mit größerer Ehre einen Krieg endigen könnte, als er ihn angefangen hätte. Der zweyte, sich von allem dem, was er gewonnen hätte, in sichern Besitz zu setzen, und für das, was er noch künftig erhalten würde, hohe Forderungen zu machen. Von dem ersten sagte man, es würde einem großen Könige gleich sehen, wenn er alle eingenommene Städte wieder zurückgäbe, ihnen eine freye Uebung ihrer Religion, und den Genuß ihrer Freyheiten ließe, und sie bloß unter einen Schutz einladete, von dem sie alsdenn eine Probe hätten, daß er gütig und mächtig seyn würde. Zugleich sollte er ihnen ein Aequivalent für zwey oder drey Gränzfestungen anbiethen, wodurch er bald in die spanischen Niederlande kommen könnte. Hierdurch, sagte man, würde er die Gelegenheiten völlig behalten,

 seine

seine Ehre vergrößern, seinen Waffen mehrere wirkliche Stärke, und seinem Namen einen größern Ruhm erwerben, als das, was er erobert hätte, werth sey; außer dem würde ihm das, was er so sehr nöthig hätte, ein am Meere gelegener Alliirter, zu seinen fernern Anschlägen zu Gebothe stehen.

Aber zum Glücke für seine Nachbarn war der König kein Mensch, dem so großmüthige Maaßregeln gefielen: stolz, und von einer kleinen Seele, gab er mit Vergnügen dem andern Rathe Gehör: alles das zu behalten, was er erobert hatte; sie zu zwingen, daß sie seine Religion in den vornehmsten Städten annähmen, eine unbedingliche Unterwerfung, und ein jährliches Zeichen ihrer Unterthänigkeit, zu fodern, das ihm öffentlich in seiner Hauptstadt bezahlet würde; oder wenn diese Bedingungen verworfen würden, ewigen Krieg anzukündigen.

Die Folge dieses Rathes ist dem ganzen Europa bekannt: nachdem sich die übrigen Provinzen, (die die mächtigsten von den sieben waren) von ihrer ersten Bestürzung ein wenig wieder erholet hatten, hielten sie keine Kosten für zu groß, keine Arbeit für zu schwer, wenn sie nur den Händen eines so gewaltthätigen Angreifers entgehen könnten. Sie hielten ihm edelmüthig Stand; und unter der Anführung eines jungen aber standhaften und unerschrockenen Prinzen *), hielten sie den grausamen Kampf so lange auf, bis die andern europäischen Mächte ihre Augen über den tyrannischen Entwurf öffneten, und anfiengen, sich gegen den allgemeinen Unterdrücker zu verbinden.

Der

*) Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien.

Der um sich greifende König wünschte, gegen dieses Bündniß sich in Stand zu setzen, und erhielt durch einen kühnen Schritt einen Frieden auf eine Zeitlang. Er bedienete sich der Zeit, griff die kleinen an Frankreich gelegenen Staaten an, machte auf die größern weit gesuchte Ansprüche; sammlete Schätze zusammen, ließ Stücke gießen, versah seine Zeughäuser, rüstete Flotten aus, und demüthigte, wie Philipp der Zweyte vor ihm gethan hatte, seinen Adel, unterdrückte seine Parlamente, und trieb hundert tausend von seinen besten Unterthanen durch die barbarische Dragonade aus seinem Königreiche. Als alles in Bereitschaft war, zog er die Larve wieder ab; trat Tractate unter die Füße, achtete Gerechtigkeit und das Völkerrecht für nichts, und sandte seine Armee in Italien, Deutschland und Spanien, zu erobern; seine stärkste Macht aber wandte er, wie zuvor, gegen die Niederlande. Ich will keine umständliche Nachricht von bekannten Dingen geben; da ich nur eine Anmerkung mache, und keine Geschichte schreibe. Seine Generale hatten eben das Schicksal, als diejenigen, die Philipp auf eben diese Ebentheuer und in eben dem Lande hundert Jahre vorher ausgesandt hatte.

Anfänglich waren sie oft glücklich, indem sie ihre Nachbaren unerwartet überfallen hatten, weil diese sich auf Treue und Tractaten verließen, die der allerchristlichste König beschworen hatte, und sicher und ohne Verfassung waren. Durch diesen treulosen Ueberfall nahmen sie viele schlecht befestigte und übel besetzte Städte weg, und erhielten leicht Siege über ununterwiesene Haufen von Völkern, die in der

Eile zusammen gerafft waren, ihnen zu widerstehen. Dieses geschahe vornehmlich, so lange die Franzosen von den alten erfahrnen Heerführern, dem Prinzen von Conde, Marschall Turenne, dem listigen und grausamen Luxemburg, und dem großen und rechtschaffenen Schomberg angeführet wurden: aber kaum waren diese geschickten Heerführer entweder gestorben, oder in Ungnade gefallen *), und kaum erwachten die beleidigten Nationen aus ihrer Sicherheit, so wurde der Haß gegen den Stolz des Monarchen, und die Verfluchung seiner Treulosigkeit allgemein. Er fand die Eroberungen nicht mehr leicht; die Fluth des Glücks wandte sich; das Bündniß für die Freyheit war geschlossen; der vorzügliche Eifer von Großbritannien gewann die Oberhand; Ludewig wurde gezwungen, seine übel erworbenen Eroberungen wieder von sich zu geben; die beste von denselben, Namur, wodurch er seinen Namen verewigen wollte, und wovon er prahlte, daß es jetzo unüberwindlich sey **), wurde ihm in seinem

*) Der Marschall Schomberg erhielt Befehl, da er herzhaft sich weigerte, seine Religion zu verschwören, als die Protestanten in Frankreich verfolget wurden, das Königreich zu räumen; vorher war die so genannte Bekehrung des Turenne vorgegangen, und nach dem erfolgte das Apostelamt des H. Pelisson, deren Ehrgeiz größer war, als ihre Gottesfurcht.

**) S. die Ode des Boileau sur la prise de Namur. Der berühmte Büssi Rabütin saget, er beschreibt die Belagerung so umständlich, als wenn sie die größeste und hitzigste gewesen wäre, die Ludewig der Vierzehnte jemals unternommen, oder unternehmen wollen. Hist. de Louis le Grand. Anno 1691.

seinem Angesichte weggenommen; Bergen, Ramillies und Blenheim folgten nach diesen in den Zeitbüchern von Europa merkwürdigen Tagen; und der vormals hochmüthige Monarch, der jetzo seiner Reihe nach durch die Macht der Waffen in die Enge getrieben war, und zu seinem eigenen täglichen Aufwande kein Geld hatte, wurde gezwungen, den Eroberungen zu entsagen, und das Volk, das er unterdrücket hatte, demüthig um Frieden zu bitten.

Und hier kann kein Freund der Freyheit, und Britanniens umhin, Kummer mit Zorn zu vermischen, daß die ganze Frucht dieser glorreichen Siege, die Arbeit so vieler Jahre, der Preiß so vieles Blutes, und so großer Schätze, die vereinigten Kräfte von **Europa**, einen treulosen Angreifer zu Boden zu schlagen, durch eine Partey unter uns aufgeopfert werden mußten! Daß die Gelegenheit, da wir unsern Fuß auf dem Halse dieses Drachen hatten, ihn entwaffnet in seiner alten Höhle einzusperren, so niederträchtig verloren wurde, daß der künftige Frieden von **Europa**, die Ruhe von Großbritannien, und Sicherheit für seinen größten Feind, durch eine Partey aufgeopfert werden mußte, die den aufrichtigen **Godolphin** abgesetzet, und den glorreichen **Marlborough** in Ungnade gebracht hatte.

Aber lasset uns unsere Augen von dem unglücklichen Ende dieses rühmlichen und glücklichen Krieges wegkehren, und diese beyden Könige, **Philip** den Zweyten, von **Spanien**, und **Ludewig** den Vierzehenten von **Frankreich**, am Ende ihrer Regierung betrachten, und überlegen, was für Früchte sie von

ihren Versuchen gegen die Freyheit von Europa einerndteten. Sie waren beyde in ihrer Jugend glücklich gewesen, sahen sich als Häupter mächtiger Königreiche, machten große Entwürfe, verschwendeten einen unglaublichen Schatz, verbanneten, tödteten, und opferten viele Millionen von ihren eigenen Unterthanen auf, und da sie sich an nichts stiessen, um ihre Absichten zu erreichen, fanden sie sich im Alter weiter davon entfernet, als da sie anfingen. Wie gieng dieses zu, und durch was für ein geheimes Schicksal wurden sie zu einem so schlechten Ende geführet? Durch die bewundernswürdige Ordnung der Natur; durch das ewige Band zwischen Größe und Güte. Beyde verfielen auf kurz daurende und gewaltsame Maaßregeln; beyde hielten Gewalt für das einzige Mittel, Eroberungen zu machen; und Grausamkeit, sie zu erhalten. Beyde verachteten die menschlichen Rechte, und traten die heiligen Gesetze der Menschenliebe mit Füßen *); beyde waren ihrer Religion abergläubisch ergeben, und wollten Tyran=

*) Est quidem vera *Lex*, recta ratio, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quae vocet, ad officium iubendo, vetando a fraude deterreat, — Huic legi neque abrogari fas, neque derogare ex hac aliquid licet, neque tota abrogari potest; nec erit alia Romae, alia Athenis; alia nunc, alia posthac; sed et omnes gentes et omni tempore vna lex et sempiterna et immortalis continebit; cui qui non parebit, ipse se fugiet, ac naturam hominis aspernabitur; atque hoc ipso luet maximas poenas, etiamsi caetera supplicia quae putantur effugerit.

M. T. Cicero apud *Lactant.* Lib. VI. §. 8.

Tyrannen über das Gewissen der Menschen, und über ihre Güter und Personen werden. Dieses waren unübersteigliche Hindernisse ihres Glückes; wie auch dieses ein Hinderniß war, beyde blieben zu Hause, und vertrauten ihre Armeen andern an. Vergebens hatte Philips Vater ihm die Thorheit des Entwurfs einer allgemeinen Herrschaft vorgestellet; und vergebens hatte Ludewigs Hofmeister ihm ernstlich die Lehre eingeschärfet, daß ein großer Prinz in Person zu Felde gehen, und seine Armee selbst anführen müsse. Der erste bildete sich ein, er könnte die Welt überwinden, wenn er nur Befehle austheilete, indem er in seinen schönen Gärten zu Segovia spatzieren gieng; und der andere führete seine Armee, nachdem er bekannt machen lassen, daß er sie in Person anführen wollte, bis an die Gränzen des Feindes; besuchte sie, wenn ein Sieg erfochten war, oder besah die Laufgraben, wenn eine Stadt belagert wurde, und dann kehrte er mit seinen Damen wieder nach Marli oder St. Cyr zurück. Auf diese Weise wurden diese beyden Prinzen, die ein hohes Alter erreichten, erst gefürchtet, denn gehaßt, und endlich von ihren Unterthanen und Nachbaren verachtet; und beyde hatten zum Lohne für ihr Verfahren, wie ein alter Wolf, der auf Raub ausgegangen, und kaum den Netzen und Spießen entwischet ist, Zeit, ihre Wunden zu lecken, und mit dem Charakter der Tyrannen, der ihrem Andenken eingeprägt war, zu sterben.

Philipp der zweyte war unter den Kriegen seines Vaters, Carls des fünften, erzogen, dessen Muth und Klugheit ihn meistens glücklich machte;

 er

er sahe die blutige und grausame Art wohl ein, wie Mexico erobert war *). Zum Unglück war er gegen einen Theil seiner eigenen Unterthanen glücklich gewesen, die er mit Gewalt verjagte; und hatte einen herrlichen Sieg über Frankreich kurz nachher erfochten, als er den Thron bestieg. Eine solche Folge von ununterbrochenem Glücke konnte einen hochmüthigen Prinzen, der eine ungemeine Macht besaß, und keine Liebe weder gegen seine Familie **), noch Günstlinge hatte ***), zu der unglücklichen Meynung

*) Daremos por eventa muy cierta y verdadera, que son muertas en los dichos quarenta annos por las dichas Tirannias et ynfernales Obras de los Christianos, ynjusta y tiranicamente mas de *doze euentos* de Animas, hom res mugeres y ninnos; y en verdad que erco sin pensar engannar, me, que son mas de *quinze euentos*.

Barthol. de las *Cassas*, o *Casaus* Relac. de la destruycion de las *Yndias*. Ich wollte denen, die von den grausamsten Thaten, die je die menschliche Natur begangen hat, unterrichtet seyn wollen, dieses Buch zum Durchlesen empfehlen. Funfzehen Millionen von ihrem eigenen Geschlechte wurden barbarisch in einer Zeit von vierzig Jahren in America umgebracht, und nach Philips eigenem Bekenntnisse noch fünf Millionen Menschen in Europa hingerichtet.

**) Er brachte seinen einzigen Sohn und Erben Don Carlos, grausam um, und vergiftete seine rechtschaffene Königinn Elisabeth, (mit eigener Hand) als sie schwanger war.

***) Ein junger Edelmann von einer großen Familie hatte sein Misfallen erreget, den er nicht gern öffentlich strafen wollte. Er befahl also seinem Secretär

Meynung verleiten, daß Gewaltthätigkeit der Weg zur Herrschaft sey *). Aber der jüngere Eroberer, der

Secretär und Privado, Don Antonio Perez, ihn ins geheim auf die Seite zu schaffen. Für diesen Mord, der auf seinen ausdrücklichen Befehl geschehen war, ließ er diesen unglücklichen Edelmann, nach einem langen Gefängnisse, zweymal auf die Folter legen, und hernach aus Spanien verbannen. Seine Briefe, die mit großer Hitze und Stärke geschrieben sind, werden ein ewiges Denkmaal der Grausamkeit und Undankbarkeit seines unbarmherzigen Herrn seyn.

Cartas de *Antonio Perez.*

En. Paris. ohne Jahr.

*) Damit keine Unaufmerksamkeit auf die blutige Regierung dieses Königes jemanden in Irrthum verleiten möge, der seine Lobreden in spanischen Schriftstellern, oder in den Jesuiten gelesen hat, wird es nicht undienlich seyn, eine Stelle aus einem besondern Stücke, seinen letzten Rath und Unterricht an seinen Nachfolger, Philip den III. anzuführen, worinn er erst die Absichten seines Vaters von einer allgemeinen Monarchie, und hernach seine eigene bekennet. Die Stelle ist aus den Lehren des Königes von Spanien an seinen Sohn, in den Memoiren des Sully genommen. B. II. Cap. 86. und lautet also: Apres avoir envié l' Empire a mon Oncle *Ferdinand*, — fait vainement toutes sortes de Pratiques et Menées, pour obtenir de lui, qu' a l' exemple de l' empereur mon Pere, il me voulut faire nommer *Roi des Romains*, au lieu de *Maximilian* son fils — aspiré à me faire declarer *Empereur du nouveau monde*, — a m' approprier l' *Italie*, — à dompter mes sujets rebelles des *Païs-bas*, — à me faire

der kein Herr von so tiefer Einsicht war, nahm seine Meynungen lieber von seinen Ministern, und dem schmeich-

faire dire Roi d' *Irlande*, —— à conquerir l' *Angleterre* par le moyen de la plus grande et formidable *Armée navale* qui ait quasi jamais eté veuë; en la composition de la quelle, j'ai employé *plus* de six Ans continuels, et depensé plus de *vingt millions* de Ducats —— et à faire le semblable du Royaume de *France* par le moyen de mes *Intelligences* (achetées bien chairement) avec les plus grands et ambitieux esprits de celui, fonder sur la faineantise du Roy lors regnant, et des differends allumes pour la Religion que j'a vois suscites par les moyen des *Ecclesiastiques* mes Pensionaires —— et avoir en tous ces desseins emploié *trente deus Années* de mon Age —— consumé plus de *six cens millions de Ducats*, en depenses extraordinaires, qui ont passé par ma Main en mon Cabinet secret —— eté la cause du Meurtre ou de l'occasion de plus de *vingt Millions* d'hommes; et de la destruction et depopulation de plus de Provincies, et l' *Etenduë de Païs*, que je n'en possede en l' *Europe*, je me trouve n'avoir rien remporté de tant de magnifiques desseins, depenses, fatigues et ruïnes que le seul *petit Royaume de Portugal*: —— Celui d' *Irlande* m'etant echappé par le peu de foy qu'il y a en ces *sauvages*, l'Inaccessibilité de cette Isle, et l' ennu yeuse Demeure d'icelle, celui d' *Angleterre* par un furieux coup de Vent; et celui de *France* par la *legereté* naturelle des *François*, l'incompatibilité de cette Nation avec toutes les autres et l' admirable Vertue et Fortune du *nouveau Roy*, avec lequel j'ai à cette occasion voulu vour laisser en Paix; —— l' *Allemagne* par les Jalousies de mes propres Parens; et le *tout* en general, par la volonté absoluë de *Dieu*, qui en avoit ordonné autrement.

schmeichlerischen Haufen seiner Hofscribenten, die ihn nach seinen ersten Siegen durch Schmeicheleyen dahin brachten, daß er fest glaubete, nichts könne ihm widerstehen. Sie nannten ihn den unsterblichen Mann, den *) König der Könige, den mächtigen Ludewig; den Beherrscher des Christenthums, dessen glückliches **) Gestirn ankündigte, daß die Lilien, die vom Himmel kämen, dereinst in der ganzen Welt blühen sollten. Dieses machte, daß er alle Mittel ergriff, seine Herrschaft zu erweitern, einen Anspruch nach dem andern hervorsuchte, und niemals zu gewissenhaft die Mittel einer neuen Erwerbung betrachtete, wenn sie nur einen gewissen glücklichen Erfolg versprachen.

Doch gesteht man überall, (die ungewissenhaftesten Staatsklugen nicht ausgenommen ***), daß wenigstens der Schein einer Güte und Großmuth, vornehmlich aber, der öffentlichen Treue und Ehre in Tractaten, unumgänglich nöthig sind, wenn man Eroberungen machen will; wenn dieses wahr ist: so müssen

*) C'est a vous, *Sire!* que convient parfaitement le bel Eloge de Roi-Roi: car s'il y eut jamais un *Roi-Roi*, cest à dire un *Maitre-Roi*, doué de toutes les qualites royales, toute l'Europe avouë que c'est *Vous*.

Amelot de la Houssaie. Homme de Cour.

**) L'etoile de notre grand Monarque promet à *la France* une *Fortune conquerante:* et je ne sais quelle Inspiration me dit, *que les* Lis *qui viennent du Ciel fleuriront un jour par toute la Terre.*

Bouhours Entretiens d'Ar. et de Eug.

***) *Nic. Machiavelli* Il Principe.

müssen diese Tugenden selbst unendlich mehr nothwendig seyn; denn dieser Schein kann niemals ohne das Wirkliche lange erhalten werden *). Er mag zu einem kleinen Unternehmen dienlich seyn, etwan einen kleinen Staat zu überrumpeln, oder eine einzelne Stadt zu Grunde zu richten; zu solchen Thaten, die der florentinische Secretär vor Augen hatte, als er seine kurzsichtigen Maaßregeln entwarf; aber sie werden in Vorhaben von einiger Dauer unfehlbar entlarvet, und alsdenn kömmt der schwere Lohn: denn wenn, anstatt der Mäßigung und Gnade, ein unerträglicher Stolz, ein unersättlicher Geiz, und unmenschliche Grausamkeit in den Maaßregeln einer Nation erscheinen, das ist, wenn sie sich einmal einbildet, daß sie über Recht und Unrecht erhaben sey, daß sie alles thun dürfe, und daß die unveränderlichen und ewigen Regeln der Gerechtigkeit und Menschlichkeit keine Regeln mehr für sie sind: so muß ein solches Volk, oder eine solche Person, sie mag sonst so groß und mächtig seyn, als sie will, die gute Meynung der Menschen gewiß verlieren, und kann niemals überall Eroberungen machen, noch sicher regieren, weil andere ihr nicht trauen, noch aufrichtig beystehen.

Die Menschen werden durch Wohlthaten gebunden: wenn man Ehre und Reichthum an den Würdigsten

*) Vulgar agravio es de la Politica, et confundirla con la Astucia. Tienen algunos por mas Sabio al que mas bien supo fingir, dissimular, engunar: no advirtiendo que el castigo de los tales fue sempre perecer en el Engano.

Lorenzo Gracian.

digsten ausgetheilet, und dem ganzen Volke Achtung und Güte erzeiget: so machet man, daß es sich bestrebet, die Nation, oder den Prinzen zu unterstützen, oder zu erheben, unter welchen es dieser Glückseligkeit genießt; und dieses war die glückliche Methode, welche die Helden ausübeten, die die dauerhaftesten Eroberungen machten. Wenn sie einen Staat überwanden: so bemüheten sie sich, den Zustand desselben zu verbessern. Sie schützten ihre Personen und Familien vor Beleidigungen, und setzten ihre Güter vor Räuberhänden in Sicherheit: sie ließen sie alle ihre Freyheiten genießen, die mit ihrer Oberherrschaft bestehen konnten, und ließen oft lieber einen Theil fahren, als daß sie sie reizen sollten, sie ganz abzuwerfen, und sich zu empören. Nur ein, oder zwey Geschlechtsfolgen dauerte es: so herrschete schon der Geist des Regenten unter dem Volke, und er konnte mit größerer Sicherheit Unterwerfung und Gehorsam fordern, oder vielleicht erhielt er sie, wie er vom Anfange her darauf bedacht gewesen war.

Aus solchen Gründen waren die Dauerhaftigkeit der römischen Eroberungen ihren Sitten und ihrer Tugend zuzuschreiben; und das Laster war Schuld daran, daß zweyen großen Königen ihre Absicht mislung, ihres Betruges, ihrer Armeen, ihrer Schätze ungeachtet; ihr Hochmuth, ihre Grausamkeit, ihre Vergessenheit, daß sie Menschen waren, und daß das beste der Menschen der einzige rechtmäßige Endzweck der Eroberung und Regierung sey, verhinderte sie daran.

Inhalt

* *

Inhalt.

des zweyten Stückes im zwey u. zwanzigsten Bande.



Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

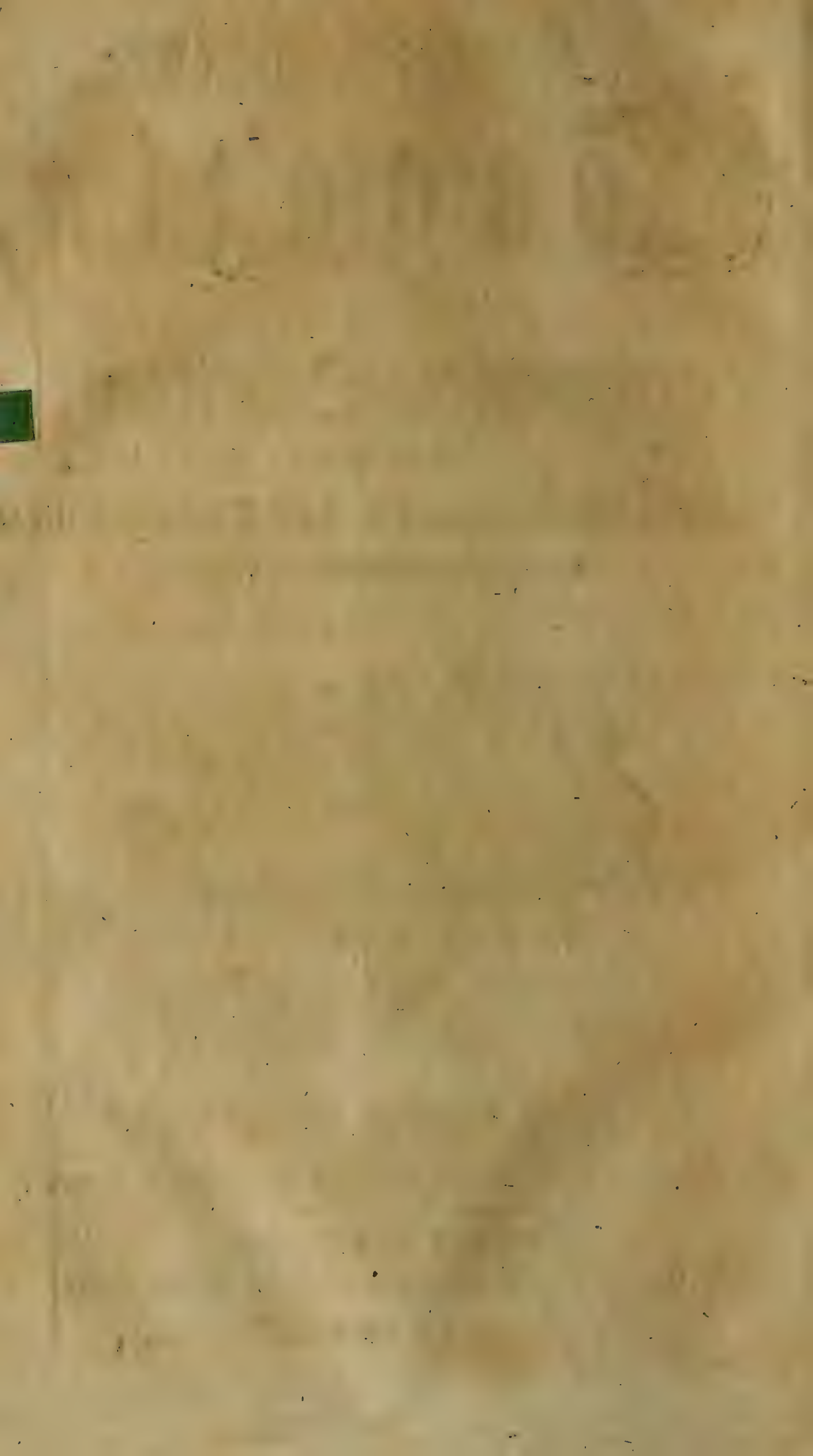
Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



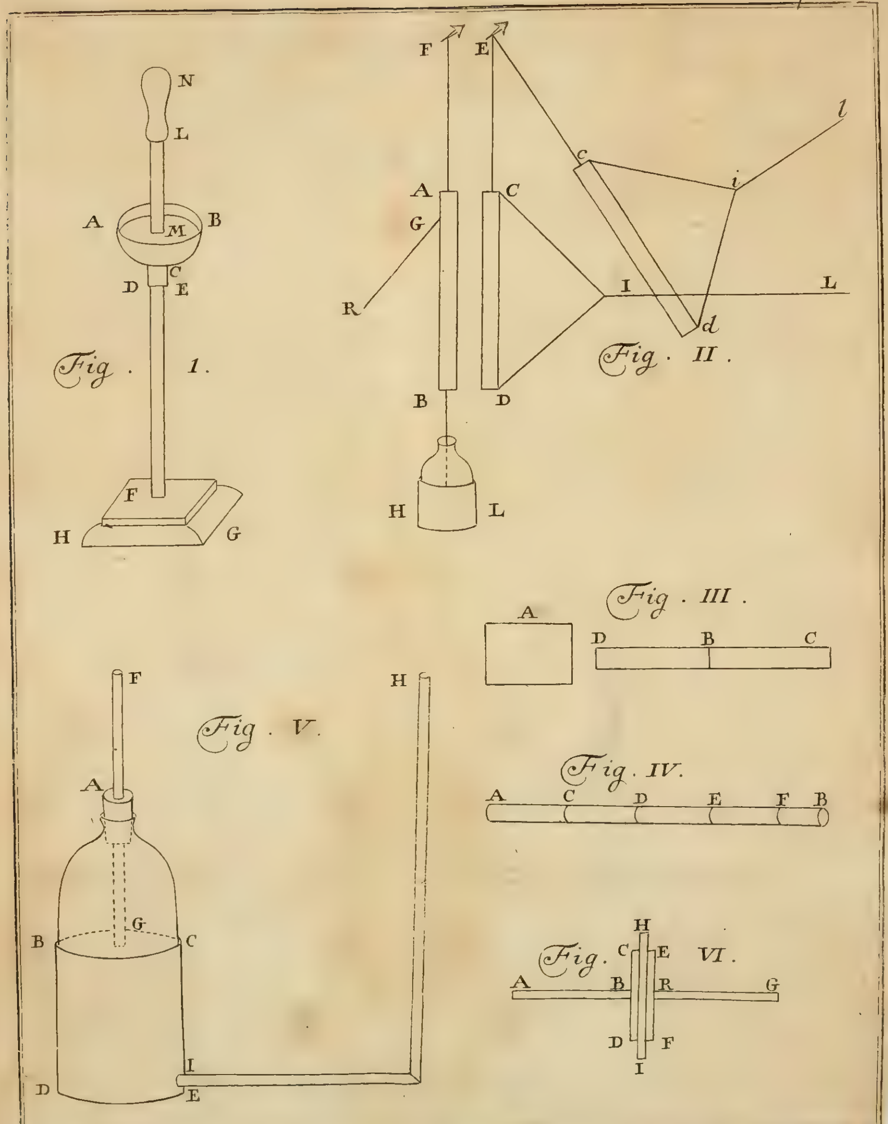
Des 22sten Bandes drittes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759.






N
L
A
B
M
C
D
E
F
H
G
Fig. 1.
F
E
A
G
R
C
c
l
i
I
L
d
Fig. II.
B
D
H
L
Fig. III.
A
D
B
C
F
H
Fig. V.
A
G
B
C
I
D
E
Fig. IV.
A
C
D
E
F
B
H
Fig. VI.
C
E
A
B
R
G
D
F
I

* *

I.

Akademische Rede von der Aehnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft,

Bey der feyerlichen Versammlung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, am 7. Sept. 1758.

An welchem das Namensfest der Allerdurchl. Kais. von Rußland, **Elisabeth der Ersten,** gefeyret wurde,

öffentlich vorgelesen

von F. V. T. Aepinus,

öffentl. Lehrer der Physik bey der kaiserl. Akademie der Wissensch. in Petersburg; der königl. preuß. Akad. der Wissensch. zu Berlin, und der churf. maynzischen Gesellschaft nützlicher Wissenschaften zu Erfurt Mitgliede.

Aus dem Lateinischen übersetzt *).

Daß dieses erstaunende Weltgebäude, welches wir bewohnen, nicht allein den mächtigsten, sondern auch den weisesten Urheber hat, überzeuget uns vornehmlich die Wahrnehmung, daß die Natur, durch wenige und einfache Mittel, unend-

*) Sermo academicus de Similitudine vis electricae atque magneticae, etc. Petrop. Typ. Acad. Scient.

unendliche und sehr zusammengesetzte Endzwecke zu erreichen gewohnt ist. Es ist dieses ein so beständiges, und der Natur so gewöhnliches Gesetz, daß man es fast unter die ewigen Vorschriften derselben setzen kann, daß sie in ihren Wirkungen verschwenderisch, und in den Mitteln sparsam, ja fast geizig ist. Ich will Sie nicht aufhalten, Ihnen unzählige Beyspiele, die dieses beweisen, anzuführen; damit ich aber nur ein einziges berühre: Wer ist wohl derjenige, der in der neuerlich entdeckten Naturlehre unerfahren ist, der nicht erstaunen oder glauben würde, daß ich etwas Ungereimtes sagte, wenn ich behauptete, daß der Knabe, welcher mit einem Stück Bernstein spielet, das, wenn es gerieben wird, Stroh an sich zieht, die Donnerkeile des Jupiters in Händen habe? Indessen wissen doch schon seit einiger Zeit die Naturforscher gewiß, daß es eben diejenige Kraft, und eben diejenigen Mittel sind, dadurch die Natur hervorbringe, daß der Bernstein Stroh und Splitter an sich zieht, und den Knaben ergötzet, und daß die mit Blitzen schwangere, und den Sterblichen den Untergang drohende Wolke, den unbewegten Held in Schrecken setzet?

Wir bemerken diese weiseste und bewunderns-würdige Sparsamkeit der Natur überall, wo ein unermüdeter Fleiß bis zu den Ursachen der natürlichen Begebenheiten, hat gelangen können. Warum sollte es nun nicht erlaubet seyn, mit eben dem Rechte zu muthmaßen, daß sie auch bey denenjenigen statt finde, welche mit Dunkelheit bedeckt, und unsern Augen entzogen sind?

Es hat verschiedene gegeben, denen diese Gewohnheit der Natur sehr wohl bekannt gewesen, welche dafür gehalten haben, daß jene Wunder der Natur, welche den Alten entweder gar nicht, oder doch sehr wenig bekannt waren, die magnetische und electrische Kraft vielleicht aus eben denselbigen, oder doch aus ähnlichen Ursachen herrührten a); und diese scheinen mehr Beyfall zu verdienen, als einer

P 3 Ent-

a) Vor mehr, als zehen Jahren, wenn ich mich recht besinne, hat schon die Akademie der Wissenschaften zu Bourdeaux, zu Erhaltung des Preißes die Frage öffentlich aufgegeben: Ob zwischen der electrischen und magnetischen Kraft sich eine Aehnlichkeit finde, und worin dieselbe bestehe? Ich erinnere mich nicht, welcher Abhandlung damals der Preiß zuerkannt worden ist; ich habe auch nicht Gelegenheit gehabt, dieselbe zu sehen zu bekommen. Es war aber kaum möglich, daß damals diese Aehnlichkeit hätte können in völliges Licht gesetzet werden. Vor der Entdeckung der franklinischen Theorie der Electricität, zeigte sich keine andere Aehnlichkeit zwischen diesen Kräften, als nur diese geringe, daß sowol der Magnet, als auch electrisirte Körper verschiedene Attractionen und Repulsionen wirkten, die Gesetze aber, durch welche diese Wirkungen regieret werden, konnten damals nicht anders, als sehr verschieden scheinen. Die Entdeckungen und Beobachtungen des berühmten Du Fay, in Ansehung der Electricität gläserner und harzigter Körper, hätten zwar können Anleitung geben, diese Aehnlichkeit, die man suchte, herauszubringen und zu bestimmen; allein, Theils war damals die Lehre von der entgegengesetzten Electricität in keinem Ansehen, da die meisten die Phänomena des Du Fay nicht aus den entgegen gesetzten

Entschuldigung benöthiget zu seyn. Ob man gleich von denen, welche auf die Aehnlichkeit dieser Kräfte zur Zeit noch gefallen sind, sagen muß, daß sie dieselbe mehr errathen, als völlig eingesehen haben: so ist doch derjenige nicht zu tadeln, welcher zeiget, von welcher Seite man den Weg suchen muß, der zur Erkenntniß der Natur führet, ob er gleich nicht im Stande ist, uns denselben vollkommen zu bezeichnen.

Es sind schon verschiedene Jahre verflossen, seitdem ich eben dieser Sache bey mir zuweilen nachgedacht, und einen Weg zu den Geheimnissen der Natur gesuchet habe; allein ich habe denselben jederzeit so beschwerlich gefunden, daß ich ganz ermüdet, von einer fernern Nachforschung abzustehen, mich genöthiget gesehen habe. Desto günstiger aber hat sich vor nicht gar langer Zeit die Natur gegen mich bewiesen, da sie mich selbst angetrieben hat, meinen Weg fortzusetzen. Es fiel mir ein gewisser Stein in die Hände, der zwar mit einer electrischen Kraft versehen ist, der mir aber, außer verschiedenen andern wundernswürdigen Eigenschaften, die sich an ihm finden, vornehmlich deswegen merkwürdig schien, da ich ihn in seinen Wirkungen dem Magnete sehr ähnlich befand. Bey dieser Gelegenheit erwachten

gesetzten Kräften, sondern aus dem verschiedenen Grade der Electricität, welche gläserne und harzigte Körper wie man glaubte, mittheilen, herzuleiten pflegten; Theils hinderte der Irrthum des Erfinders, welcher glaubte, daß eine andere Art der Electricität gläsernen Körpern, eine andere aber harzigten eigen wäre, daß diese Aehnlichkeit nicht konnte entdeckt werden.

ten bey mir alle die Gedanken, die ich zuvor in dieser Sache gehabt hatte. Ich hielt die Phänomena einer jeden dieser Kräfte von neuem gegen einander; durch das Licht, welches mir entgegen leuchtete, geführet, hielt ich dafür, daß ich schon so weit gekommen wäre, daß mir die Wirkungen der Natur bey Hervorbringung magnetischer Erscheinungen, nicht ganz und gar unbekannt wären.

Es sind Werke des Allmächtigen, von denen ich hier rede; und ich darf also nicht befürchten, wenn ich vor Ihnen von der Aehnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft handele, daß dieses ein Gegenstand sey, der nicht würdig wäre, daß Sie demselben auf einige Augenblicke Ihre Aufmerksamkeit schenkten. Allein ich muß Sie um Vergebung bitten, wenn meine Beredtsamkeit der Feyerlichkeit dieses Tages wenig gemäß ist, an welchen Myriaden von Unterthanen, das Lob der Allerdurchlauchtigsten Elisabeth erheben, der sie den Frieden, die Ruhe, und alle Arten von Glückseligkeit, die sie genießen, schuldig zu seyn einmüthig bekennen. Ich ersuche Sie, dieses vornehmlich der Schwäche des Redners zuzuschreiben, nicht weniger der Beschaffenheit des Gegenstandes selbst, den ich abhandele, welcher vielmehr eine getreue und ungekünstelte Erklärung fordert, als die Zierrathen der Redekunst anzunehmen fähig ist.

Entweder muß man glauben, daß die Natur mit ihren Geheimnissen auf gewisse Art neidisch ist; oder daß sie dem Verstande und dem Fleiße der Menschen etwas zu thun geben will. Denn sie

pflegt die Kunstgriffe, durch welche sie Phänomena hervorbringt, so sorgfältig zu verbergen, daß man niemals bey dem ersten Anblicke dahinter kommen kann; und nur durch unzählige Versuche, dadurch man sie gleichsam ausforschet, läßt sie sich überreden, ihre Geheimnisse zu offenbaren.

Auf eben diese Art verfährt sie, und bleibt bey ihrer Gewohnheit, auch in Ansehung der Aehnlichkeit zwischen den electrischen und magnetischen Erscheinungen. Denn diejenigen, die sich am ersten zeigen, und am gemeinsten sind, kommen so wenig mit einander überein, daß man kaum einige Aehnlichkeit der Ursachen der magnetischen Kraft und der Electricität muthmaßen darf; und diese haben, nur nach unzähligen Untersuchungen, welche die Naturkündiger angestellet haben, ans Licht können gebracht werden.

Je schwerer dieses ist; desto angenehmer wird es seyn; so wie es gemeiniglich bey menschlichen Dingen zu gehen pflegt, da wir itzo die vollkommene Aehnlichkeit, welche zwischen den Erscheinungen dieser beyden Kräfte sich findet, einsehen können.

Vielleicht ist ihnen die Verwegenheit anstößig, mit welcher ich diese Aehnlichkeit für ganz vollkommen ausgebe; ich unterstehe mich auch nicht zu behaupten, daß sie durch gar keine Gränzen eingeschlossen ist; denn ich gebe zu, daß die Electricität an Mannichfaltigkeit der Erscheinungen viel reicher ist, als die magnetische Kraft, und meine Meynung geht nur dahin, daß es kein Phänomenon, so von der magnetischen Kraft abhängt, giebt, gegen welches man nicht ein gleiches und ähnliches unter dem

Electrischen aufweisen könnte. Ich will aber diesen Satz nicht so verstanden haben, als wenn im Gegentheile man einem jeden electrischen auch ein magnetisches Phänomenon entgegenstellen könnte. Wenn Sie das, was ich gesaget habe, in diesem Verstande annehmen wollen: so getraue ich mir im Stande zu seyn, Sie auf meine Seite zu bringen, und Sie von der Aehnlichkeit der magnetischen Kraft und der Electricität vollkommen zu überzeugen.

Wir haben es dem sorgfältigen französischen Naturforscher, dem berühmten Du Fay, zu verdanken, daß wir wissen, daß es eine doppelte Art der Electricität giebt b). Diese Erkenntniß war anfänglich, so wie es zu gehen pflegt, fehlerhaft und unvollkommen; denn da dieser große Mann, welcher die Natur zu erforschen gleichsam gebohren zu seyn schien, eine Art der Electricität bloß an den Körpern von Glas, und eine andere allein an dem Harze und harzigten Körpern, entdeckte: so wurde er dadurch versichert zu glauben, daß die eine ganz allein dem Glase, und die andere bloß dem Harze eigen wäre. Itzo aber wissen wir, daß weder die eine, noch die andere Kraft, weder dieser, noch jener Art der Körper wesentlich oder eigen ist, und daß das Glas der harzigten Electricität, wie der Erfinder zu reden pflegte, und das Harz der gläsernen Electricität fähig ist; ja daß es keinen Körper giebt,

 dem

b) S. Memoires de l'Academie Royale des Sciences à Paris 1733 quatrieme Memoire sur l'Electricité par Mr. du Fay de l'attraction et repulsion des Corps electriques. p. 617. sqq. Ed. d'Amst.

dem nicht beyde Arten der Electricität zukommen könnten. Da dieser Irrthum entdeckt war: so mußte man neue Namen aussinnen, damit der Irrthum des Erfinders, nebst seinen irrigen Benennungen, nicht auf die Nachkommenschaft gebracht würde. Die Gründe waren also wichtig genug, welche die Naturkundigen bewogen haben, von den Benennungen, deren sich der berühmte Erfinder bediente, abzugehen, und die Electricität in die positive und negative einzutheilen; mit welcher erstern Benennung sie diejenige Electricität anzeigen, welche das polirte Glas c), wenn es mit einem Tuche oder mit der Hand gerieben wird, annimmt; mit der andern aber diejenige, welche das Schwefel und Harz, auf eben diese Art gereizt, annehmen. Es würde Ihnen verdrießlich seyn, und zur Hauptsache nichts beytragen, wenn ich Ihnen alle die Gründe anführen wollte, warum man diese Benennung vorzüglich erwählet hat d).

Diesen

c) Ich setze hier die Einschränkung hinzu, daß das Glas poliret seyn muß. Denn es ist aus den Versuchen des Canton bekannt (s. Philosophical Transactions Vol. XLVIII. P. II. p. 780.) daß das Glas, wenn es so lange gerieben wird, bis es den Glanz und die Durchsichtigkeit verliert, eben dieselbe Electricität, als der Schwefel, hervor bringt.

d) Man muß alle electrische Phänomena einer gewissen subtilen flüßigen Materie zuschreiben, die, wenn man sie sich selbst überläßt, sich in kurzer Zeit durch alle Körper von freyen Stücken in gleichem Maaße ausbreitet. So lange als diese Körper, was für welche es auch sind, eine natürliche Men-

ge

Diesen Unterschied der zwiefachen Electricität haben die Naturforscher zuerst daraus erkannt, da sie

ge dieser electrischen flüßigen Materie, daß ich so sagen darf, beysammen behalten, so bleibt von allen Seiten ein völliges Gleichgewicht, und findet sich keine gegenseitige Wirkung der Körper des einen in den andern, die von der Electricität entstünde. Wenn also die Electricität soll erreget werden, so ist es nöthig, daß dieses Gleichgewicht aufgehoben, und die natürliche Menge der electrischen flüßigen Materie verändert werde. Dieses kann aber auf zweyerley Art geschehen, entweder wenn man dieselbe in einem gewissen Körper über ihr natürliches Maaß vermehret, oder dieselbe geringer, als dasselbe, macht. Es muß also nothwendig zwo Arten der Electricität geben, welche nicht unbequem durch die Benennung der positiven und negativen Electricität von einander können unterschieden werden, wie ein jeder einsehen wird, dem die von den Mathematikverständigen angenommene Art zu reden nicht unbekannt ist. Die Benennung der positiven Electricität zeiget sehr füglich diejenige an, welche durch die Vermehrung, die negative Electricität diejenige, welche durch Verminderung oder Schwächung der electrischen flüßigen Materie hervor gebracht wird. Man kann zwar überhaupt sehr deutlich ersehen, warum diese einander entgegen gesetzten electrischen Kräfte durch diese Wörter von einander unterschieden werden. Warum aber eben diejenige, welche durch das Reiben eines polierten Glases mit einem wollenen Tuche entsteht, die positive, die andere aber, welche am Schwefel hervor gebracht wird, die negative genannt wird, davon kann ich fast keinen andern Grund, als den Gebrauch im Reden, anführen. Denn bis itzo ist mir noch kein einziges Phäno-

sie sahen, daß Körper, welche mit dieser oder jener electrischen Kraft versehen sind, verschiedene Wirkungen

Phänomenon bekannt, aus welchem man unterscheiden, ja nicht einmal errathen kann, welche von diesen beyden electrischen Kräften in der Vermehrung, und welche in der Verminderung oder Schwächung besteht. Denn ich habe noch kein Phänomenon gefunden, das etwas anders zu beweisen fähig wäre, als daß diese beyden Kräfte der Electricität einander entgegen gesetzet sind. Und dasjenige, was Franklin in seinen New Experiments and Observations on Electricity P. II. Lett. IX. p. 103 sq. vorbringt, scheint mir nicht hinreichend zu seyn, diesen Streit zu entscheiden. Einer von meinen Freunden hatte in einem Briefe an mich die Vermuthung, daß, wenn man bestimmen könnte, was für eine Art der Electricität, die leuchtenden Barometer, zu der Zeit, wenn in denselben das Quecksilber steigt, oder fällt, hervor bringen, man vielleicht eine Folgerung für die Frage, davon hier die Rede ist, ziehen könnte. Ich habe hierzu Versuche angestellet, und nachdem ich den obersten Theil eines leuchtenden Barometers welcher von Quecksilber leer war, mit Metallenen Blättgen bedecket hatte, ließ ich das Quecksilber, wechselsweise hinauf steigen, und wieder herunter fallen, und bemerkte alsdenn:

1) Daß wenn das Quecksilber herunter fällt, die Metallenen Blättchen electrisch werden, und zwar diejenige Art der Electricität erhalten, dergleichen das polirte Glas hervor zu bringen pflegt,

2) Daß, wenn das Quecksilber wieder in die Höhe steigt, die Electricität schwächer wird, und endlich, nachdem das Quecksilber die oberste Spitze der Röhre erreichet hat, sich gänzlich verliert.

3) Un=

kungen hervorbrachten. Denn obgleich alle Körper, sowol die, welche positive, als auch die, welche negative electrisch sind, darinn vollkommen mit einander überein treffen, daß sie alle Körper, die nicht electrisch sind, an sich ziehen: so sind sie doch in der Wirkung, die sie auf andere Körper haben, einander sehr entgegen gesetzt. Denn von denenjenigen Körpern selbst, die electrisch sind, stößt der, welcher positive electrisch ist, eben dieselben zurück, welche der

3) Unterdessen, daß das Queckſilber wechselsweise in die Höhe stieg, und wieder herunter fiel, so hielt ich den Finger auf die metallenen Blättchen. Hierauf ließ ich das Quecksilber herunter fallen, nachdem ich aber den Finger hinweg genommen hatte, ließ ich es von neuem bis ganz oben in die Röhre wieder hinauf steigen; alsdenn

4) Zeigten die metallenen Blättchen diejenige Electricität, die vom Schwefel pflegt erregt zu werden. Wenn ich aber ferner

5) das Quecksilber langsam wieder herunter fallen ließ, so wurde die Electricität, während des Herunterfallens, immer schwächer, und verschwand endlich ganz und gar.

In allem diesem sehe ich nichts, woraus ein, diese Frage aufzulösen, geschicktes Argument, könnte gezogen werden. Im übrigen aber kommen diese Erscheinungen mit der fränklinischen Theorie von der Electricität so genau überein, daß sie eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, ich werde dahero anderwärts weitläuftig davon handeln. Ich verwundere mich aber sehr, daß der berühmte Muschenbroeck die anziehende und zurück stoßende Kraft der Barometer nicht allein in Zweifel zieht, sondern auch gänzlich läugnet, in seinen Essay de Physique §. 1399. p. 687.

der negative electrische an sich zieht; und diejenigen, welche der letztere von sich stößt, zieht der erstere an sich. Sie beobachten auch beständig das Gesetz, daß diejenigen, welche auf gleiche Art, und beynahe in gleichem Grade electrisch sind, einander feind sind, und einander vermeiden; hingegen die auf verschiedene Art electrischen sich mit einander vertragen, und einander gleichsam mit offenen Armen entgegen gehen.

Was kann man sich aber wohl für eine größere Aehnlichkeit und Uebereinstimmung vorstellen, meine Herren, als diejenige ist, welche sich zwischen den Gesetzen, welche die Natur der magnetischen Kraft vorgeschrieben hat, und den electrischen, die ich eben itzo angeführet habe, befindet. Es ist so bekannt, daß es eine doppelte Art der electrischen sowol, als der magnetischen Kraft giebt, daß wenn ich weitläuftig hiervon handeln wollte, ich mehr befürchten müßte, Ihnen verdrießlich zu fallen, als ich hoffen dürfte, dadurch Ihre Aufmerksamkeit zu ermuntern. Sie werden sich leicht erinnern, daß sowol der Nordpol, als der Südpol des Magneten, das Eisen, das nicht magnetisch ist, auf gleiche Art an sich ziehen; daß aber der Nordpol, wenn man an einem andern Magneten oder magnetischen Eisen, z. E. mit der Magnetnadel den Versuch machet, diejenige Seite an sich zieht, welche der Südpol von sich stößt; und daß dieser im Gegentheil diejenige an sich zieht, welche jener zurück stößt. Es beobachtet nämlich der Magnet, sowol beym Anziehen, als auch beym Zurückstoßen, vollkommen diejenigen Gesetze, welchen die electrisirten Körper unterworfen sind. Denn

das

das Eisen, welches nicht magnetisch gemacht worden, wird von einem Körper, dem man die eine oder andere Art der magnetischen Kraft mitgetheilet hat, allemal angezogen; aber wenn ein Magnet auf den andern, oder auf Eisen, dem man diese Kraft gegeben, und welches ein wahrer Magnet ist, wirket: so bemerket man allezeit, daß diejenigen, die einerley magnetische Kraft haben, einer den andern von sich treibt; und hingegen diejenigen, die von verschiedener Art und Benennung sind, sich unter einander an sich ziehen. Es ist also die Wirkung des Magneten von derjenigen, welche electrisirte Körper äußern, in nichts unterschieden, und es gelten völlig von beyden Seiten einerley Gesetze, und nichts unterbricht diese Einförmigkeit, als dieses einzige, daß die magnetische Kraft bloß allein auf Eisen oder eisenartige Körper wirket, die Wirkung der electrischen Körper aber in keine so enge Gränzen eingeschränket ist, indem sich dieselbe, nicht allein bey Körpern von einer gewissen Art, sondern bey allen, die noch zur Zeit bekannt geworden sind, sich äußert.

So groß aber auch diese Aehnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft, wovon ich itzo gehandelt habe, ist; so werden sie dennoch vielleicht zweifeln, meine Herren, ob dieselbe bey irgend einer andern Erscheinung gleichfalls bestehen könne. Man hat bisher noch keinen Magneten gefunden, der entweder aus der Erde gegraben, oder durch die Kunst hervorgebracht geworden, der nur von einerley magnetischen Kraft, durch seine ganze Substanz, wenn ich so sagen darf, wäre durchströmt gewesen. Es ist vielmehr sehr bekannt, daß eben derselbe Magnet

beyderley Kraft durchgängig zugleich besitzt. Denn indem wir die magnetische Kraft, und zwar diejenige, welche man die nordliche zu nennen gewohnt ist, an einen derselben fähigen Körper antreffen: so wird zwar auf der andern Seite dieser Körper gleichfalls magnetisch seyn; allein die magnetische Kraft, die daselbst ist, wird allezeit südlich, und derjenigen entgegen gesetzt seyn, die auf der andern Seite herrschet e). Es beweisen im Gegentheile sehr gemeine und bekannte Versuche, daß dieses sich nicht durchgängig an den electrisirten Körpern findet, so wie es beständig mit der magnetischen Kraft sich zu verhalten pflegt. Die electrisirten Körper sind vielmehr öfterer, ja fast insgemein, entweder ganz positive, oder ganz negative electrisch. Glauben Sie aber ja nicht, als wenn ich auch nicht hier eine Aehnlichkeit zu zeigen im Stande wäre.

Es zeiget sich mir hierzu erst jenes Wunder der Natur, dessen ich im Anfange Erwähnung gethan habe, jener bewundernswürdige ceylonische Stein, der mich zuerst zu diesen Untersuchungen ermuntert hat. Obgleich das meiste von demjenigen, was ich an demselben zu entdecken das Glück gehabt, Ihre Bewunderung zu erregen, nicht ganz unfähig wäre: so will ich doch hier nur dasjenige abhandeln, was zu dem Endzwecke meiner Rede dienet. Denn ich unterstehe

e) Ich verstehe hier keine abweichende Magneten (anomalos), an denen man mehr, als zween Pole, bemerket. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß dergleichen Magnete nichts anders, als eine Zusammenfügung verschiedener anderer Magnete sind.

terstehe mich nicht, sie durch fremde und zur Hauptsache nicht gehörige Dinge aufzuhalten.

Es wird dieser itzt erwähnte Stein, der, so viel mir noch bekannt ist, seines gleichen nicht hat, allein auf der ostindischen Insel Ceylon gefunden, und führet den Namen Trip und Tourmalin, von denen aber, die mit Edelsteinen handeln, denen er nicht ganz unbekannt ist, wiewol sie ihn nur wenig kennen, wird er Aschenzieher genennet. Er ist hart, durchsichtig, und verträgt ohne Schaden ein starkes Feuer, deswegen er unter die kostbaren Steine, welche man Edelgesteine zu nennen pflegt, gerechnet wird. Sein ganzes Wesen, so viel als man mit bloßen Augen sowol, als durchs Vergrößerungsglas, sehen kann, besteht aus lauter gleichartigen Theilen, und seine Farbe streitet mit derjenigen, die an dem Hyacinthe glänzet, um den Vorzug, sie ist aber viel dunkler.

Durch Hülfe vieler Versuche, deren Erfolg mich lange in Ungewißheit gelassen hat, habe ich endlich an diesem Steine eine doppelte Electricität, wenn ich so sagen darf, entdecket, und deutlich unterschieden, davon die erste auf die gewöhnliche Art durch das Reiben, die andere aber durch einen gewissen Grad der Wärme, den man dem Steine giebt, verursachet wird.

Diejenige Electricität, welche der Stein durch das gewöhnliche Reiben bekömmt, ist von der gemeinen, welche die Glaskörper, ja das gemeine Glas selbst haben, ganz und gar nicht unterschieden. Da er also auf dieser Seite keine andere, als nur gewöhnliche und bekannte Phänomena hervor bringt, so bedarf er deswegen keiner Beschreibung.

 Allein,

Allein, viel bewundernswürdiger ist diejenige Electricität, welche diesem Edelgesteine, vermittelst der Wärme, mitgetheilet wird. Denn nachdem er die Wärme, welche diejenige, so das Blut eines gesunden Menschen hat, ein wenig übertrifft, an sich genommen hat: so wird er electrisch, und zwar in Betrachtung seiner Größe sehr lebhaft. Er bleibt alsdenn lange electrisch, und man findet nicht, daß diese Kraft mit der Wärme so genau verbunden wäre, daß sie zugleich mit derselben wieder verschwände. Denn nachdem einmal die electrische Kraft erwecket ist: so dauert dieselbe, wenn gleich der Stein völlig wieder kalt geworden ist, dennoch immer fort, so daß sie nach einer Zeit von sechs oder sieben Stunden noch immer stark zu bemerken ist.

Es äußert sich alsdenn diejenige große Aehnlichkeit mit dem Magnete, um derentwillen ich dieses Steins Meldung thue. Es ist nämlich beständig die eine Seite des warm gemachten Tourmalins positive, die andere aber negative electrisch, und so wie der Magnet die doppelte Kraft hat, so besitzt er auch beyde Arten der electrischen Kraft, und ist nicht allein darinn dem Magneten ähnlich, daß er gleichsam zween Pole hat, sondern folget auch im Anziehen und Zurückstoßen solchen Gesetzen, die denenjenigen vollkommen ähnlich sind, an welche die magnetische Kraft bey ihrer Wirkung gebunden ist f).

Dieses

f) Es ist meine Absicht nicht, hier eine vollständige Beschreibung aller Eigenschaften des Tourmalins mitzutheilen. Ich habe dieselbe der Akademie der Wissenschaften zu Berlin übergeben, in deren Abhand-

Dieses ist nicht das einzige Exempel, da man an einem Körper beyderley Electricität antrifft,

 sondern

handlungen man dieselbe also zu suchen hat. Indessen will ich doch ein gewisses sich zu widersprechen scheinendes Phänomenon anführen. Wenn der Tourmalin so warm wird, daß er auf beyden Seiten und durch und durch gleich heiß ist, so wird eine gewisse Seite desselben allezeit positive, die gegenüber stehende aber negative electrisch. Und diese Seiten verwechseln niemals ihre verschiedene Electricität mit einander, ausgenommen in dem einzigen Falle, wenn der Stein also erhitzet geworden ist, daß die eine Seite davon wärmer ist, als die andere. Denn alsdenn wird diejenige Seite, die sonst positive electrisch zu werden pflegte, negativisch, und die sonst negativisch war, bekömmt die positive Electricität. Nachdem aber, nach einiger Zeit, sich die Wärme in gleichem Maaße durch den ganzen Stein verbreitet hat, so kömmt er von sich selbst wieder in seinen vorher beschriebenen Zustand, und die Seite, die positive electrisch war, wird negative, und die es negative war, wird positive electrisch. Anfänglich bemerkte ich diese Eigenschaft nur allein am Tourmalin: allein, neulich glückte es mir, etwas ähnliches auch am gemeinen Schwefel zu entdecken, der eben so, wie der Tourmalin, zuweilen aus dem Zustande der positiven Electricität in die negative von sich selbst, und ohne daß eine merkliche äußerliche Ursache dazu kömmt, übergeht. Damit ich diesen Satz glaubwürdig mache, so sey es mir erlaubet, dasjenige Experiment kürzlich zu beschreiben, durch dessen Hülfe ich von dieser Eigenschaft des Schwefels bin unterrichtet worden. Ich ließ eine kleine Schüssel von Zinn verfertigen, die einen Abschnitt einer Kugel vorstellete AB, Fig. I. an dieselbe war ein

sondern die so sehr bekannte Leydensche Flasche stellet uns ein anderes dar. Denn wir wissen, nach der Erfin-

ein hohler Cylinder C D angelöthet. In diesen steckte ich eine gläserne Röhre F E, welche auf dem Fuße H G ruhet, in die Schüssel aber goß ich zerlassenen Schwefel, an denselben befestigte ich, nachdem der Schwefel vollkommen kalt geworden war, mit Siegellack eine gläserne Röhre L M, die mit einem hölzernen Griffe L N versehen war, und bemerkte alsdenn folgende Phänomena.

1) So lange der Schwefel in der Schüssel war, zeigete sich keine Electricität. Wenn ich aber das Stück Schwefel aufhob, und von der Schüssel wegnahm,

2) wurde die Schüssel negative, der Schwefel aber positive electrisch. Wenn ich aber den Schwefel wieder in die Schüssel brachte, so schien die Electricität völlig wieder weg zu seyn.

3) Da ich nach vier und zwanzig Stunden den Schwefel von der Schüssel wegnahm, war der Schwefel negative, die Schüssel aber positive electrisch, und in diesem Zustande blieb alles dieses länger, als acht Tage, bis durch einen Zufall die gläserne Röhre, welche der Schüssel zum Fuße diente, zerbrochen wurde.

Ich habe diesen Versuch, mit gleichem Erfolge, mehr als einmal, angestellet, und habe mich dabey einer meßingenen Schüssel, an statt der zinnernen, bedienet. Ich übergehe hier verschiedene Phänomena, die ich außerdem bemerket habe, ob sie gleich sehr merkwürdig sind. Dieses erinnere ich noch, ich habe zuweilen gleich anfänglich wahrgenommen, daß der Schwefel negative electrisch war, da muß man nicht erwarten, daß er von freyen Stücken aus der einen Art der Electricität in die gegenseitige übergehe. Ich erinnere dieses deswe-

Erfindung des Franklin, daß eine dergleichen auf die gewöhnliche Art electrisch gemachte Flasche, welche
O 3 als=

deswegen, damit derjenige, der dieses Experiment nachmacht, und nicht gleich das, was ich befunden habe, bemerket, mich nicht eines Fehlers beschuldige. Es wird auch nicht undienlich seyn, anzumerken, daß der gemeine Schwefel auch hierinnen dem Tourmalin ähnlich ist, daß er durch die bloße Wärme die Electricität annimmt. Es sind aber besondere Kunstgriffe, welche erfordert werden, dieses zu erlangen; daher es nicht zu verwundern ist, daß die meisten, welche bisher genaue Versuche angestellet haben, gänzlich läugnen, daß der Schwefel durch die bloße Wärme electrisch werde. Ich bin in eben diesem Irrthume gewesen, bis ich endlich vor kurzer Zeit, die zu Hervorbringung dieser Begebenheit nöthigen Handgriffe, durch die Theorie des Franklins, entdecket habe; denn diese gab mir die Hoffnung, daß es möglich wäre, daß der Schwefel, durch die bloße Wärme, die Electricität annähme, wenn nämlich die Oberfläche desselben, die Oberfläche eines andern Körpers ganz genau berührte. Ich habe die Schüssel und die vorhin beschriebene Geräthschaft dazu gebraucht, in die Schüssel aber habe ich einige Gruben eingedruckt, damit die Gestalt derselben desto unregelmäßiger, und von der kugelförmigen Gestalt derselben mehr unterschieden würde. Ich habe nämlich dieses deswegen gethan, damit das Stück Schwefel, nur an einer einzigen Stelle genau in die Schüssel paßte, und daher allemal in seine rechte Stelle ganz genau könnte wieder geleget werden. Hierauf goß ich den zerlassenen Schwefel in die Schüssel, und da er ganz kalt geworden war, befestigte ich den oben beschriebenen Griff daran. Alsdenn nahm ich den Schwefel aus der

alsdenn auf eine gläserne Stütze gesetzt, oder an einer seidenen Schnure aufgehangen wird, an ihrer inwendigen Seite eben so, wie an der auswendigen, und zwar an den erstern eine von der letztern verschiedene Electricität zeiget g).

Allein, man brauchet nicht einmal so viel Geräthschaft dazu, sondern man kann es allezeit sehr leicht erhalten, daß ein Körper beyderley Art der Electricität zugleich bekomme. Man nehme eine dünne und kleine Platte, von was für Materie sie auch sey, wenn dieselbe nur für sich electrisch ist, und reibe dieselbe auf der einen Seite mit einem wollenen Tuche, auf der andern aber setze man während des Reibens den Finger auf, wenn man sie alsdenn untersuchet, wird man eine jede Seite der Platte electrisch befinden, davon es die eine positive, die andere aber negative seyn wird h).

Es

der Schüssel, und vernichtete sehr sorgfältig sowol an dem Stücke Schwefel, als in der Schüssel, alle Electricität. Den hierauf warm gemachten Schwefel legte ich wieder in die Schüssel, und ungefähr nach zehen Stunden befand ich den Schwefel negative, die Schüssel aber positive electrisch.

g) S. New experiments and Observations on Electricity, Part. I. Letter I. Exper. I. II. III. p. 4. 5.

h) Ich bemerkte dieses Phänomenon zuerst am Tourmalin. Da ich aber der Ursache hiervon nachdachte, sah ich bald ein, daß dieses nicht allein dem Tourmalin eigen seyn könnte, sondern daß es auf gleiche Art an einem jeden von sich selbst electrischen Körper angehen müßte. Der Erfolg hat mich auch in meiner Hoffnung nicht betrogen, wenn ich nur dabey in Acht nahm, eine ganz dünne

Es ist endlich noch ein Weg übrig, eben dieses, wiewol noch auf eine andere Art, bewerkstelligen zu können. Man hänge einen metallenen Körper, der die Gestalt eines Prisma hat, an seidene Schnüre, oder lege ihn auf gläserne Stützen; an das eine Ende desselben bringe man einen Cylinder von Glas, oder von Schwefel, der durchs Reiben electrisirt geworden ist, und halte ihn in der Entfernung von einem oder zween Zollen unbeweglich; und alsdenn wird man auch wahrnehmen, daß zwar der ganze Körper electrisch ist, daß er aber auf der einen Seite die positive, auf der andern aber die negative Electricität erhalten hat i).

Sie sehen also, meine Herren, daß es mehr, als einen Fall giebt, da an einem electrisirten Körper eben dasjenige statt findet, was sich an einem magnetisch gemachten ereignet, nämlich, daß sich an dem erstern die doppelte electrische Kraft zugleich äußert, so wie sich an dem letztern die zwiefache magnetische Kraft zu finden pfleget k). Bis hieher

 besteht

ne Platte dazu zu gebrauchen, und die eben so groß war, daß ich sie mit dem Finger ganz bedecken konnte. Ich verwundere mich, daß dieses dem du Fay niemals begegnet ist, da er Versuche über die Electricität des Glases und Harzes angestellet hat, vielleicht hat er sich niemals genugsam dünner und kleiner Platten bey seinen Versuchen bedienet.

i) Dieses Phänomenon ist gleichfalls durch die Erfindung des Franklins bekannt geworden. S. Philosophical Transactions, Vol. XLIX, Part. I. p. 300. f.

k) Ich betrachte hier nur diejenigen Fälle, da an eben demselben Körper, beyderley Electricität angetrof-

besteht also noch die Aehnlichkeit, die wir zu erklären vorgenommen haben; und diejenige ist nicht geringer, die

getroffen wird. Wenn es aber erlaubet ist, zween Körper, die einander sehr nahe berühren, für einen einzigen anzusehen, so wird man unzählige dergleichen Exempel aufweisen können. Denn nach der **franklinischen** Theorie ist es gewiß, daß niemals die eine Art der Electricität in einem Körper entstehen könne, wenn nicht zugleich, entweder in diesem Körper selbst, oder in einem andern, die gegenseitige Art der Electricität hervor gebracht wird. Denn wenn man irgendwo die natürliche Menge der electrischen flüßigen Materie vermehren soll, so muß sie an einem andern Orte verringert werden; und wenn man sie an einem Orte verringern soll, so muß man sie an dem andern vermehren. Ich bemerke, daß die Erfahrung mit diesem Gesetze völlig überein stimmet, auf was für eine Art man auch annimmt, daß die Electricität entsteht. Denn

1) wenn zween Körper, was für welche es auch sind, an einander gerieben werden, wird der eine negative, der andere aber positive electrisch. Und es findet keine Ausnahme von dieser Regel statt, als nur diese einzige, wenn beyde Körper an und für sich selbst nicht electrisch sind. Z. E. wenn man hierzu zwo metallene Platten brauchen wollte; denn in diesem einzigen Falle wird entweder die Electricität ganz und gar nicht erreget, oder sie geht im Augenblicke wieder vorbey. Sonst gilt keine Ausnahme, ja vielmehr, welches unwahrscheinlich vorkommen möchte, wenn gleich die Körper, die an einander gerieben werden, von sich selbst electrisch, von einerley Art, Größe, Gestalt, und in allen übrigen Umständen, so viel, als nur möglich, überein treffend sind, so wird, dem ungeachtet,

die bey den übrigen Erscheinungen, welche der Magnet hervorzubringen pflegt, statt hat.

Es ist mehr als zu bekannt, daß der Magnet gleichsam eine Art der Fruchtbarkeit besitzt, und daß er seine Kraft auch andern eisernen Körpern mitzutheilen fähig ist, wobey sich aber dieses Bewunderenswürdige ereignet, daß ihm diese Freygebigkeit keinen Schaden thut. Denn nachdem der Magnet unzählige Stücken Eisen mit der magnetischen Kraft be-

achtet, eine ziemlich lebhafte Electricität allemal hervor gebracht. Derjenige, dem diese Experimente bey der Probe nicht gelingen wollen, halte sie deswegen nicht für falsch. Denn es wird eine gewisse Geschicklichkeit erfordert, und es müssen gewisse Handgriffe beobachtet werden, einen glücklichen Erfolg zu erhalten. Da aber dieses zu unserm Zwecke nicht dienet, so soll an einem andern Orte hiervon gehandelt werden.

2) Wenn durch das Gießen des Schwefels oder eines gewissen Harzes die Electricität hervor gebracht wird, so bekömmt die Schüssel, oder derjenige Körper, worein man es gießt, allezeit die dem Schwefel entgegen gesetzte Electricität.

3) Wenn durch die bloße Wärme die Electricität erreget wird, es geschehe nun dieses am Tourmalin, oder am Schwefel, so entsteht zugleich beyderley Electricität; wobey aber dieses vornehmlich zu merken ist, daß am Tourmalin, der eine Theil dieses Steines, eine Art der Electricität bekömmt, die der im andern Theile entgegen gesetzet ist; daß aber dieses bey dem Schwefel nicht statt hat, sondern daß diejenige Electricität, welche der, die der Schwefel erhält, zuwider ist, in dem Körper, worauf der warme Schwefel liegt, zu suchen ist.

gabet hat, so merket man doch niemals, daß er etwas von seinen Kräften verloren habe.

Um die Sache deutlicher zu erklären, wollen wir annehmen, daß man an einem von den Polen des Magneten eine eiserne Stange anhält, die aber denselben nicht völlig berühret. So ist bekannt, daß alsdenn diese Stange alsobald einige, in kurzer Zeit aber eine sehr merkliche magnetische Kraft erhält. Es scheint aber hierinn der Magnet mit fremden Guthe verschwenderisch zu seyn, indem er dasjenige giebt, was er selbst nicht besitzt. Denn das Ende der Stange, welches dem einen Pole des Magneten am näheſten ist, bekömmt allezeit diejenige magnetische Kraft, die derjenigen zuwider ist, welche der Pol hat, an dem sie sich nahe befindet; das andere Ende, das von dem Pole am weitesten entfernet ist, bekömmt diejenige Kraft, die der ähnlich ist, welche der Pol selbst besitzt.

Nun wollen wir sehen, was für Wirkungen die Electricität unter ähnlichen Umständen hervorzubringen pflegt. Man stelle sich eine metallene Stange vor, welche auf gläsernen Stützen ruhet, und bringe an dieselbe einen electrisirten Körper, doch so, daß er sie nicht völlig berühre, sondern in einer kleinen Entfernung davon bleibe. Es ist alsdenn aus unläugbaren Versuchen bekannt, daß, so wie der Magnet dem Eisen die magnetische Kraft mittheilet; also auch auf gleiche Art dieser electrisirte Körper in der Stange, bey welcher er sich befindet, die Electricität erwecket; und daß er bey dieser Wirkung eben das Gesetz beobachtet, von welchem wir oben angemerket haben, daß sich der Magnet darnach richtet.

Denn

Denn dasjenige Ende der metallenen Stange, das dem electrisirten Körper am näheſten iſt, nimmt diejenige Electricität an, die dem Körper, den man zu dieſem Verſuche brauchet, entgegen iſt; die andere Seite aber diejenige, die der Körper ſelbſt beſitzt. Wenn man alſo eine gläſerne Röhre an die Stange hält, die durch das Reiben poſitive electriſch wird: ſo wird das der Röhre am näheſten ſtehende Ende der Stange negative, das andere aber poſitive electriſch. Man wird aber das Gegentheil wahrnehmen, wenn man, an ſtatt der gläſernen Röhre, einen aus Schwefel gegoſſenen Cylinder nimmt, denn dieſer bekömmt durch das Reiben die negativiſche Electricität. Es findet ſich über dieſes eine ſo große Uebereinſtimmung dieſer Erſcheinungen, daß ſich hier eben dasjenige ereignet, was die Naturforſcher an dem Magnete ſo ſehr bewundert haben. Denn es beweiſen ſowol die Verſuche 1), als auch aus der Theorie

1) Dieſes Experiment kann bequem auf folgende Art angeſtellet werden. Man hänge ein Bret AB, Fig. II. deſſen Oberfläche einige Quadratfüße hält, und mit metallenen Platten überzogen iſt, an einer ſeidenen Schnure AF, auf, und connectire es mit der kleinen muſchenbroekiſchen Flaſche HL. Man befeſtige ferner an dieſes Bret einen leinenen Faden GH, der zum Zeiger diene. Hierauf hänge man zu nächſt an dieſem Brete ein anderes, dem erſten vollkommen ähnliches CD, auf eben die Art, an einer ſeidenen Schnure CE alſo auf, daß man es, vermittelſt der ſeidenen Schnure CIDL, zu dem andern Brete nahe bringen, und wieder davon entfernen kann. Wenn nun das Bret CD etwas weit davon weggenommen iſt, ſo electriſire man auf

Theorie gefolgerte Schlüsse m), daß der Körper, welcher die Electricität hervorbringt, durch Mittheilung

auf die gewöhnliche Art das Bret AB, und der Faden GK wird von demselben zurück gestoßen werden. Man bemerke alsdann die Größe des Winkels KBG, nach welchem der Faden GK in die Höhe geht, und bringe das Bret CD nahe an das andere AB, in der Entfernung einiger Zolle. Man wird alsdenn sehen, daß der Faden GK ein wenig herunter geht, und das Bret CD wird man electrisch befinden. Hierauf ziehe man das Bret CD wieder von dem AB weit hinweg, und so wird der Faden GK sich wieder bis zu seiner vorigen Höhe erheben, an dem Brete CD aber wird man keine Electricität weiter verspühren.

m) Denn die Mittheilung der electrischen Kraft, welche auf die beschriebene Art geschieht, ist eine Wirkung der Repulsion, die unter den Theilchen der electrischen flüßigen Materie herrschet, und ist nicht mit dem Uebergange der electrischen Materie, aus einem Körper in den andern verbunden. Denn wenn der Körper A, Fig. III. positive electrisch ist, so wird die in demselben überflüßige electrische Materie, welche die gewöhnliche Repulsion gegen diejenige, die in dem nächsten Körper CD enthalten ist, verrichtet, sie nöthigen, sich aus dem Theile DB, in einen weiter gelegenen BC, zu ziehen. Wenn aber der Körper A negative electrisch ist, so wird die Attraction, welche die Theilchen des Körper's A verrichten, wegen der Verminderung der natürlichen Menge der electrischen flüßigen Materie, in demselben die Oberhand behalten, und indem er dieselbe an sich zieht, machen, daß sie den Theil BC leer läßt, und sich in DB zieht. In beyden Fällen wird die Menge der electrischen Materie in A weder vermindert, noch

lung derselben an andere, nichts von seinen Kräften verliert.

So geschickt aber die bisher angeführten Phänomena der Electricität und magnetischen Kraft übereintreffen; so habe ich doch, die Wahrheit zu gestehen, wenn man die Art, diese Experimente anzustellen, nur ein wenig verändert, einen so großen Unterschied in diesen Erscheinungen wahrgenommen, welcher fähig wäre, einen, der ohne Vorsichtigkeit seine Schlüsse machet, zu verführen, und ihn auf die Meynung zu bringen, daß es zwischen den Ursachen, durch welche die Natur die magnetische Kraft und die Electricität hervorbringt, gar keine Uebereinstimmung noch Aehnlichkeit gäbe. Man halte nämlich eine eiserne Stange an den Pol des Magneten, und eine metallene, welche auf gläsernen Stützen ruhet, an den electrisirten Körper so nahe an, daß sie dieselben unmittelbar berühren. So wird man alsdenn bemerken, daß bey dem Magnete das bisherige Gesetz noch immer statt findet; denn dasjenige Ende des Eisens, welches den Pol berühret, wird noch immer die dem Pol entgegengesetzte Kraft bekommen; aber ganz anders verhält es sich bey einem eben diesem ähnlichen electrischen Experimente. Denn die Stange, die electrisiret werden soll, wird ihrer ganzen Länge nach, nur einerley Art der Electricität theil-

noch vermehret, sondern bleibt eben dieselbe, daher die Hervorbringung der Electricität dem Körper DC ganz und gar nicht nachtheilig seyn wird, und der Körper A wird die electrische Kraft, die er besitzt, ganz unversehrt behalten.

theilhaftig werden, und zwar nur derjenigen, welche der Körper selbst besitzt, an welchen man sie hält.

Damit ich Ihnen den Zweifel, der hieraus bey Ihnen entstehen könnte, benehmen kann: so sehe ich mich genöthiget, meine Herren, Ihnen einen Theil derjenigen Theorie der Electricität vorzutragen, welche, durch die Erfindung des Franklins, in der Welt bekannt geworden ist, und den Ruhm hat, daß sie allen Erscheinungen allezeit völlige Genüge leistet.

Es war bey den Naturforschern der Irrthum eingerissen, als wenn die Körper, welche man ursprünglich, oder an und für sich selbst electrische zu nennen pfleget, die einzigen wären, welche die electrische Materie in sich enthielten, und daß diejenigen, welche man an und für sich selbst nicht electrische nennet, nur alsdenn derselben theilhaftig würden, wenn sie dieselbe von einem ursprünglich electrischen Körper erhalten hätten. Diesen Irrthum hat Franklin verbessert, und gezeiget, daß die electrische Materie durch die ganze Erdkugel, und in allen und jeden Körpern ausgebreitet ist, und daß das Wasser, oder die Metalle, in ihrem natürlichen Zustande, keine kleinere Menge davon in sich enthalten, als in denen Theilen des Glases oder Schwefels und anderer von sich selbst electrischer Körper eingeschlossen ist. Die Verschiedenheit also, welche durch Hülfe der Versuche, zwischen der primitiven und derivativen Electricität befunden wird, muß aus einem andern Grunde hergeleitet werden. Franklin hat glücklich entdecket, daß der Ursprung nur davon herzuleiten sey, weil die electrische flüßige Materie, in den Theilen der von

sich selbst electrischen Körper, schwerer, in denen nicht von sich selbst electrischen aber, sehr leicht in Bewegung gebracht wird n).

Hieraus ist leicht zu schlüßen, daß in dieser Betrachtung eine gleichsam stufenweis gehende Verschiedenheit möglich sey, die Erfahrung aber beweist, daß sie wirklich da ist. Denn so wie die Schwierigkeit, welche die electrische flüßige Materie in unterschiedenen Körpern erfährt, indem sie aus einem Theile in den andern gehen will, kleiner oder größer ist: so verdienen dieselben auch weniger oder mehr von sich selbst electrische Körper genennet zu werden. Es wird also ein von sich selbst vollkommen unelectrischer Körper derjenige seyn, in dessen Theilen die electrische flüßige Materie frey und ohne die allergeringste Hinderung beweget wird; ein vollkommen von sich selbst electrischer aber derjenige, in welchem sich eine unendliche Schwierigkeit dieser Bewegung gleichsam widersetzet, und in dessen Theilen also die electrische Materie beynahe ganz unbeweglich hängen bleibt.

Sie sehen aber ohne Mühe ein, daß, wenn es einen solchen vollkommen von sich selbst electrischen Körper gäbe, oder der es zum wenigsten im allerhöchsten Grade wäre, es in diesem Körper weder möglich ist, daß die electrische flüßige Materie aus einem Theile in den andern, noch daß sie aus diesem Körper in einen andern benachbarten, oder aus dem leztern in den erstern übergehen kann. Wenn es also

n) S. New Experiments and Obſervations on Electricity, P. II. Lett. VI. p. 95 ſq.

also einen solchen im höchsten Grade von sich selbst electrischen Körper gäbe; so ist kein Zweifel, daß, wenn die electrische Materie sich darinn im Ueberflusse befände, dieselbe weder in den nächst dabey befindlichen Körper übergehen, noch aus diesem in den erstern, wenn sie darinn fehlte, sich wieder zurück ziehen würde: woraus erhellet, daß, wenn das Glas in einem vorzüglich starken Grade von sich selbst electrisch wäre, es dem zunächst berührenden metallenen Körper seine positive Electricität nicht mittheilen würde, noch der Schwefel seine negative Electricität, wenn er im höchsten Grade von sich selbst electrisch wäre o).

Man

o) Diese Schlüsse werden hinlänglich durch Experimente bewiesen. Man mache ein Pendulum von einem seidenen Faden, woran eine kleine Kugel von Kork hängt. Wenn man dieses Pendulum an einen metallenen Körper bringt, wenn er gleich nur ganz schwach electrisiret ist, so wird es von dem Metall angezogen, in demselben Augenblicke aber, da es dasselbe berühret, wieder zurück getrieben. Wenn man es aber am Schwefel, wenn er auch sehr stark electrisiret ist, anhält, wird man öfters bemerken, daß das Pendulum zwar von dem Schwefel stark angezogen wird, nachdem aber solches geschehen ist, ziemlich lange daran hängen bleibt, ehe es davon wieder zurück gestoßen wird. Da es also sehr gewiß ist, daß Körper, die einerley Art der Electricität bey nahe in gleichem Grade besitzen, einander zurück treiben, so kann dieses zum Beweise dienen, daß das Metall dem Pendulo viel leichter und geschwinder seine electrische Kraft mittheilet, als der Schwefel.

Man darf also keinesweges glauben, daß die electrischen Phänomena, in dem itzt betrachteten Falle, den magnetischen ganz zuwider wären. Denn die Ursache, warum die völlige Aehnlichkeit sich hier nicht wie sonst äußert, ist nicht in der Natur der electrischen Kraft, sondern bloß in diesem zufälligen Umstande zu suchen, daß man unter denen uns bekannten Körpern keine antrifft, die vollkommen von sich selbst electrisch genannt zu werden verdieneten, sondern daß sie es alle nur unvollkommen sind. Denn wenn man jemals mit Körpern, die in einem vorzüglichen Grade von sich selbst electrisch sind, Versuche anstellen könnte: so ist fast kein Zweifel, daß, da dergleichen Körper ihre Electricität einem sie berührenden Körper nicht mittheilen können, der Erfolg davon eben derselbe seyn würde, den man an dem Magneten bemerket. Denn wir wissen, daß, wenn nur der wirkliche Uebergang der electrischen Materie aus einem electrisirten Körper in die metallene Stange, oder aus dieser in jenen, verhindert wird, der Erfolg dieses Versuches eben derselbe bleibt, als er zu seyn pflegt, wenn man sie weiter von einander entfernt hält p).

Die

p) Denn wenn man eine dünne Glasscheibe, auf was für Art man will, zwischen die Körper, die man zum Versuche braucht, leget, so ist dieselbe kräftig genug, zu verhindern, daß die electrische Materie nicht aus einem Körper in den andern kommen kann, wie solches die Experimente bezeugen.

Die Aehnlichkeit zwischen der magnetischen und electrischen Kraft, welche hier einen Anstoß zu erleiden schien, bleibt also noch immer fest und unbewegt stehen. Lassen Sie uns aber dieselbe noch weiter untersuchen.

Ich habe bis hieher also geredet, als ob die eiserne Stange, wenn ihr der Magnet seine Kraft mittheilet, allezeit nur zween Pole bekäme, so daß das eine Ende jederzeit die nördliche Kraft, das andere aber südliche erhielte. Es verhält sich dieses auch allerdings also, wenn die Stange die gehörige Länge hat; ist sie aber zu lang: so bekömmt sie nicht nur zweene, sondern noch mehrere Pole. Denn wenn z. E. an einer solchen Stange, die zu lang ist, das eine Ende die magnetische Kraft des Nordpols hat, und man von da an, bis zum andern Ende fortgeht, wird man den Südpol antreffen, auf welchen der nördliche, auf diesen aber der südliche, hernach wieder der nördliche, u. s. f. auf einander folgen. Denn die Pole wechseln also mit einander ab, daß sie längst der ganzen Stange wechselsweise auf einander folgen.

Ich habe den Versuch machen wollen, ob eben dergleichen auch bey der Electricität statt hat, und habe den Erfolg meiner Erwartung allerdings gemäß befunden. Denn da ich den Versuch selbst anstellte, habe ich es durch eine gewisse Methode dahin gebracht, daß ein Cylinder von Glas oder von Schwefel an seiner ganzen Länge mehr als zween, wenn ich so sagen darf, electrische Pole bekam. Denn die Theile, welche entweder positive oder negative electrisch

electrisch waren, folgeten wechselsweise auf einander, so wie bey der magnetischen Stange q).

So bewundernswürdig nun auch die Eigenschaften des Magnetes sind, die wir bis hieher betrachtet haben, so besitzt er dennoch noch eine, die nicht weniger als die vorigen zu bewundern ist, die aber um so viel mehr unsere Aufmerksamkeit vorzüglich verdienet, da ein großer Theil der Glückseligkeit, Bequemlichkeit, und des Vergnügens des menschlichen Geschlechtes davon abhängt. Es ist dieses die so sehr bekannte Eigenschaft, die richtende Kraft des Magnetes (vis directiva), welche dem unerschrockenen Schiffer durch unermeßliche Meere den Weg zeiget, und welche machet, daß das eine Ende des Magnetes, oder des mit demselben bestrichenen Eisens, welches um einen gewissen Punct herum auf al-

 len

q) Ich legte eine gläserne Röhre AB, Fig. IV. die etliche Fuß lang war, mit dem einen Ende so auf den Tisch, daß ein Stück von ungefähr anderthalb Fuß über den Tisch hervor ragte. Hierauf nahm ich eine andere gläserne Röhre, welche durchs Reiben war electrisch gemacht worden, und hielt dieselbe zu verschiedenenmalen also an das Ende A an, daß sie an dasselbe anstieß, so wie es geschieht, wenn man einen an seidenen Faden hängenden Körper mit einer gläsernen Röhre electrisch machen will. Nachdem ich dieses etlichemal wiederholet hatte, so befand ich das Ende AC, einige Zolle lang positive electrisch, wenn ich aber weiter nach dem Ende B gieng, fand ich das Stück CD negative electrisch, ferner den Theil DE positive, das Stück EF aber wieder negative electrisch. Ich habe eben dasselbe an einer Röhre von Schwefel, die einige Fuß lang war, wahrgenommen.

len Seiten beweglich ist, sich beynahe gegen den Nordpol, das andere aber gegen den Südpol der Erdkugel sich wendet. Ehe ich aber zwischen denjenigen magnetischen und electrischen Begebenheiten, die sich in Ansehung dieser besondern Erscheinung zutragen, eine Vergleichung anstellen kann, so ist es nöthig, zuvor dasjenige anzuzeigen, was in Ansehung dieser Kraft (vis directivae) bisher von den Naturkundigern ist entdecket worden.

Stellen Sie sich also vor, daß ein Magnet, oder ein Eisen, dem man die magnetische Kraft mitgetheilet hat, dergleichen die gewöhnliche Magnetnadel ist, und von allen Seiten eine ganz freye Bewegung hat, einem größern und unbeweglichen Magneten sich nähere. Da nun die Pole der Magneten, die einerley Kraft und Benennung haben, sich einander zurück stoßen, die von verschiedener Benennung und Kraft aber, einander an sich ziehen: so werden Sie leicht, ohne daß ich es erinnere, begreifen, daß ein Magnet, oder eine Magnetnadel, davon ich eben itzo gesaget habe, die in dem Strome eines andern Magneten eingetauchet ist, sich nicht an einer jedweden Stelle, worauf sie kömmt, gleichgültig verhalten, sondern eine gewisse Stelle suchen muß. Ueberhaupt werden Sie hier leicht einsehen, daß die Nadel sich allezeit nach derjenigen Stelle wenden wird, so daß nicht die Pole von einerley Benennung, sondern die, welche eine verschiedene magnetische Kraft besitzen, gegen einander gerichtet sind. Nachdem nun aber die Magnetnadel, in Ansehung der Pole des Magnetes, unbeweglich liegt: so muß sie bald mit der Axe des Magnetes parallel, bald mehr oder weniger gegen

gen dieselbe gesenkt seyn, da sie allemal diejenige Stellung haben muß, in welcher ein Gleichgewichte der anziehenden und zurückstoßenden Kräfte, welche auf die Nadel wirken, sich befindet. Sie werden sich also leicht vorstellen können, in welcher Ordnung die verschiedenen Stellungen der Magnetnadel, die um einen unbeweglichen Magnet herum bewegt wird, auf einander folgen müssen.

Es ist aber vornehmlich aus den Beobachtungen der Schifffahrenden bekannt, daß eine Magnetnadel, wenn sie in verschiedene Gegenden der Erdkugel gebracht wird, nach Verschiedenheit der Oerter, bald diese, bald wieder jene Stellung annimmt, und daß diese Veränderungen der Stellung denenjenigen vollkommen ähnlich sind, die die Magnetnadel annimmt, wenn sie um einen Magnet herum bewegt wird. Hieraus folgern einige Lehrer der Naturkunde, und wie ich dafür halte, ziemlich wahrscheinlich, daß die Erdkugel selbst mit einer magnetischen Kraft versehen sey, so daß man sie mit Recht für einen großen, wiewol schwachen, Magnet halten könne.

Sie sehen also, daß das Phänomenon der richtenden Kraft (vis directivae) des Magneten nur ein untergeordnetes ist, und von der anziehenden und zurück stoßenden Kraft gänzlich abhängt. Wenn wir nun also eine Vergleichung der electrischen und magnetischen Kraft, in Ansehung der vis directivae, anstellen sollen, so müssen wir uns einen electrischen Körper, an dem von beyden Seiten gleiche Umstände anzutreffen sind, und in einen andern electrischen Strom getaucht einbilden, und hernach untersuchen,

 was

was für Veränderungen, in Ansehung seiner Lage, mit ihm vorgehen.

Wenn man dieses voraus setzet, und wenn ein Körper, der an dem einen Ende positive, und an dem andern negative electrisch ist, um einen gewissen Punct herum, frey und ohne Hinderung, beweglich ist, und an einen andern unbeweglichen Körper, der gleichfalls, so zu sagen, electrische Pole hat, gebracht wird, so ist von sich selbst klar, daß die Veränderung in der Stellung oder Richtung desselben, mit denen, die wir an der Magnetnadel bemerken, vollkommen ähnlich seyn werden, denn die Gesetze, an welche die electrische Attraction und Repulsion gebunden ist, sind denen, die bey dem Magnete statt finden, vollkommen ähnlich; ähnliche Ursachen aber können nichts anders, als auch ähnliche Phänomena hervorbringen r).

Es

r) Wenn man dieses durch einen Versuch beweisen wollte, müßte man es folgender Gestalt verrichten. Man fülle eine große gläserne Flasche, von nicht gar zu starkem Glase ADE, Fig. V. halb mit Wasser an, von außen aber überziehe man sie so hoch, als das Wasser geht, mit dünnen Metallplatten. In die Mündung A stecke man einen eisernen Draht FG, von der Stärke einer Gänsespule, auswendig aber befestige man einen dergleichen krum gebogenen Drath IH. Man electrisire dieselbe auf die gewöhnliche Art, und setze sie auf einen gläsernen Fuß, so wird alsdenn der Draht FG positive, der Draht IH aber negative electrisch seyn. Man nehme ferner eine viereckigte Scheibe von Spiegelglas HI, Fig. VI. die vier Quadratzoll auf ihrer Fläche hält, man kitte daran auf jeder

Es finden sich, außer dieser vi directiva, noch andere Phänomena, welche daher rühren, daß das Eisen, und andere magnetische Körper, die man auf unserer Erdkugel antrifft, beständig in einen magnetischen Strom getaucht sind. Hieraus entsteht nämlich, daß das Eisen zuweilen die magnetische Kraft von sich selbst anzunehmen scheint. Denn wir bemerken, daß in unsern mitternächtigen Gegenden, eine jede eiserne Stange, wenn man sie also stellet, daß das eine Ende davon niedriger und dem Horizonte näher ist, als das andere, ohne daß sich eine merkliche Ursache dieser Wirkung zeiget,

jeder der beyden Seiten eine dünne viereckigte metallene Platte CD und EF, deren Seite ungefähr einen halben Zoll kleiner sey, als die Glasscheibe. An beyden Seiten der Platten befestige man einen dünnen metallenen Draht AB und EG, und alsdenn hänge man diese ganze Maschine an seidenen Schnüren also auf, daß sie auf einer horizontalen Fläche kann frey herum gedrehet werden. Hierauf electrisire man auf die gewöhnliche Art den Draht FG, und unterdessen, daß dieses geschieht, berühre man den Draht AC mit den Fingern, wenn nun diese Maschine auf die Art, wie die leydensche Flasche electrisiret worden, wird der Draht FG, positive, der Draht AB aber negative electrisch seyn. Wenn man nun die Flasche dieser Maschine nähert, so wird man sehen, daß sie verschiedene Stellungen, nach dem Maaße der unterschiedenen Stellen der Flasche annehmen wird, und diese Veränderungen der Stellen werden denen sehr ähnlich seyn, welche man an der Magnetnadel, die um einen unbeweglichen Magnet herum beweget wird, zu bemerken pflegt.

dem ungeachtet ziemlich stark magnetisch wird. Nämlich das niederste Ende der Stange stößt den Nordpol der Magnetnadel, das mehr erhobene aber den Südpol zurück; hiervon ereignet sich aber das Gegentheil in denen Gegenden der Erdkugel, die gegen den Südpol liegen, wie uns aus den Wahrnehmungen der Schifffahrer bekannt ist s). Wir wissen nämlich überhaupt, daß die Spitze, oder das Ende einer eisernen Stange, die gegen einen von den magnetischen Polen der Erde gerichtet ist, diejenige magnetische Kraft bekömmt, die der entgegen gesetzet ist, die der Pol sebst besitzt.

Was ist dieses aber anders, als eben das Phänomenon, das ich schon oben angeführet habe, als ich von der Mittheilung der magnetischen Kraft handelte, und zeigte, daß die bloße Annäherung des Eisens gegen den Magnet, diese Kraft hervor zu bringen im Stande sey? Hier vertritt die Stelle des Magnetes, den ich vorhin voraus setzte, die Erdkugel, in so fern sie selbst magnetisch ist. Wir zweifeln aber, zu Folge des oben Erklärten, gar nicht weiter an der Aehnlichkeit von dieser Seite zwischen den electrischen und magnetischen Begebenheiten.

Es ist aber die magnetische Kraft, die auf die itzt beschriebene Art erwecket wird, von keiner Dauer, son-

s) S. Muschenbroeckii Diss. de Magnete, welche sich unter dieses berühmten Mannes Dissert. Physic. experimental. et geometricis befindet, Cap. VII. p. 262. und dieses Phänomenon streitet ganz wider die sinnreiche Theorie vom Magnete, die der berühmte du Fay vorgetragen hat.

sondern wenn die Lage der Stange verändert wird, verliert sie sich im Augenblicke, ja wenn die Stange umgekehret wird, daß das unterste Ende in die Höhe kömmt, so verändert sie sich in demselben Augenblicke in die gegenseitige Kraft. Aber sie pflegt dauerhaft zu werden, wenn die Stange entweder lange gerade gehalten wird, oder wenn man sie glühend macht, und in der berührten Stellung wieder abkühlen läßt, oder wenn sie endlich in der gehörigen Lage erhalten wird, und man sie, auf was für Art man will, also erschüttert, daß die kleinsten Theile derselben in eine heftige innerliche Bewegung gerathen. Ich untersuche hier nicht, was eine längere Zeit, das Glühendmachen, und die darauf folgende Abkühlung, oder das Erschüttern, hierzu beytragen; sondern ich habe vornehmlich hier dieser letztern Begebenheit Erwähnung gethan, damit ich Sie vor einem Irrthume, in welchen man leicht dadurch gerathen kann, in Sicherheit stellen könnte.

Man hat verschiedenemal beobachtet, daß, wenn ein Wetterstrahl auf ein Schiff gefallen ist, und die Magnetnadel oder den Schiffs-Compaß getroffen hat, er denselben sehr merklich verrücket, ja gar zuweilen die Pole der Magnetnadel ganz und gar umgekehrt hat t). Hiervon hat Franklin Gelegenheit genommen, und aus der leydenschen Flasche einen

t) S. Philosophical Transactions N. 127. p. 647. N. 157. p. 520. daß eben dergleichen bey anderem Eisenwerke, so vom Blitze getroffen worden, statt finde, bezeugen die Philosophical Transactions, N. 437. p. 74. 75. N. 459. p. 614.

Bliß durch eiserne Drahte gehen lassen, und erfahren, daß sie merklich magnetisch dadurch geworden sind v). Es wäre leicht, hieraus eine gewisse Verbindung der magnetischen und electrischen Kraft zu folgern, und nicht allein eine Aehnlichkeit, sondern eine verborgene Einförmigkeit dieser beyden Kräfte zu vermuthen: allein, was mich anlanget, so getraue ich mir nicht, auf diese Art zu schließen. Denn da niemand, der jemals die electrische Erschütterung ausgestanden hat, und durch die schmerzhafte Erfahrung überführet worden ist, nicht läugnen wird, daß der Bliß, der aus der muschenbroekischen Flasche heraus fährt, die Theile des Körpers, durch den er geht, innerlich in eine heftige Erschütterung bringt, und da eine jede Erschütterung des Eisens, das man in seiner gehörigen Lage erhält, die magnetische Kraft erreget, so kann einem der Zweifel kaum einfallen, daß es nicht die bloße Erschütterung seyn sollte, welche die magnetische Kraft hier erreget, daß man also glauben muß, daß die Electricität in diesem Falle nicht ihrer besondern Kraft nach, sondern bloß mechanisch, dadurch, daß sie das Eisen erschüttert, wirket.

Sie sehen nun, meine Herren, daß die Aehnlichkeit zwischen den electrischen und magnetischen Erscheinungen so groß ist, daß sie kaum größer möglich ist. Warum sollen wir also nicht vermuthen, daß die Ursache von beyden einander ähnlich ist?

Denn

v) S. New Experiments and Obſervations on Electricity Part. II. Lett. V. p. 89 ſq.

Denn was ist wahrscheinlicher, und was ist mit der Gewohnheit, die die Natur beständig zu beobachten pflegt, mehr übereinstimmend, als daß sie ähnliche Begebenheiten durch ähnliche Ursachen hervorbringe?

Ich bin auf verschiedene Einfälle gerathen, da ich versuchte, die magnetischen Phänomena aus solchen Ursachen herzuleiten, die mit denen ähnlich wären, wovon man weiß, daß die Wirkungen der Electricität abhängen. Diese Bemühungen sind auch nicht ganz ohne Frucht gewesen. Denn ich bin endlich auf eine sehr wahrscheinliche Hypothesin gekommen, die ich zwar völlig fertig und ausgearbeitet hier bey mir habe; ich will aber dieselbe vor itzo noch zurück halten, damit ich Ihnen, da ich Sie schon so lange aufgehalten habe, nicht verdrießlich falle. Indessen hoffe ich, daß Sie mir erlauben werden, Ihnen nur die vornehmsten Hauptpuncte dieser Theorie vorzulegen.

Franklin hat alle Begebenheiten der Electricität in die folgenden wenigen Säße eingeschlossen, aus welchen sie nicht allein erkläret, sondern auch glücklich können vorher gesehen werden.

1) Daß es eine flüßige Materie ist, die alle electrische Erscheinungen hervorbringt, welche sehr subtil, sehr elastisch ist, deren Theile einander heftig zurückstoßen, und daß dieses flüßige Wesen von allen uns zur Zeit bekannten Körpern angezogen werde.

2) Daß in diesen Körpern, in Ansehung der Electricität, sich ein Unterschied finde; daß nämlich ver-

verschiedene von der Beschaffenheit sind, daß die electrische Materie in ihren Theilen nicht anders, als mit großer Schwierigkeit in Bewegung kömmt; daß andere Körper diese Bewegung leicht annehmen; daß zu dieser letztern Art diejenigen Körper gehören, welche von sich selbst nicht electrische, oder derivative electrische, zu der erstern aber diejenigen, welche von sich selbst, oder ursprünglich electrische genennet zu werden pflegen.

Ich halte dafür, daß es mit diesen völlig ähnliche Ursachen sind, welche magnetische Phänomena hervor bringen, und nachdem ich eine genaue Untersuchung angestellet habe, habe ich erfahren, daß man sie erklären könne, wenn man annimmt:

1) Daß es eine magnetische flüßige Materie giebt, welche sehr subtil ist, deren Theile unter einander sich zurück stoßen, von eisernen Körpern aber, oder von solchen, die zu dieser Art gehören, angezogen werden; daß aber die übrigen Körper, weder durch das Anziehen, noch durch das Zurückstoßen, weder auf diese flüßige Materie, noch diese letztere auf die erstere wirken w).

2) Daß

w) Es wird ohne Zweifel den meisten von meinen Lesern anstößig seyn, daß ich mich unterstehe, die magnetischen Phänomena, aus der anziehenden und zurück stoßenden Kraft, herzuleiten. Denn diese Kräfte werden von den mehresten zu den verborgenen Eigenschaften (occultis qualitatibus) wie man sie zu nennen pflegt, gerechnet. Ich halte aber

2) Daß die magnetische flüßige Materie, in den Theilen der eisernen Körper sehr schwer beweget wird, ja wie es scheint, noch schwerer, als die electrische Materie, in denen von sich selbst electrischen Körpern sich beweget. Daß es aber keine Körper giebt,

aber diese Beschuldigung für sehr unbillig. Denn es giebt wirklich in der Natur dergleichen anziehende und zurück treibende Kräfte, und dieselben sind gleichsam die ursprünglichen, worauf sich die übrigen gründen; die Ursachen derselben sind uns zwar unbekannt: allein, wir sehen sehr deutlich, daß unzählige andere Begebenheiten davon abhängen. Und ich begreife nicht, worinnen derjenige fehlet, der die Phänomena aus den ursprünglichen Kräften, und worauf sich alle übrige gründen, herleitet, ob wir gleich bis itzo den Ursprung derselben nicht wissen. Es ist zwar andem, daß einige unvorsichtige Schüler des großen Newtons die Sätze ihres berühmten Lehrmeisters sehr verdrehet haben, da sie die anziehenden und zurück treibenden Kräfte für eingepflanzte Kräfte (vires insitas) halten, und keine äußerliche Ursachen derselben erkennen wollen. Ich nehme aber diese Lehre nicht an, und gestehe gerne, daß die Attraction und Repulsion, die wir in der Natur wahrnehmen, von einer äußerlichen Ursache herrühren: allein, ich will lieber gestehen, daß ich nicht weiß, was für eine es ist, als erdichtete Hypothesen anzunehmen. Die Meßkünstler pflegen hierinnen viel billiger zu seyn, als die meisten Naturforscher, die in einem nicht unähnlichen Falle, wenn jemand eine Aufgabe, die von der Quadratur des Zirkels abhängt, aus derselben hergeleitet und bewiesen hat, daß sie davon abhängt, deswegen nicht schreyen, als wenn er nichts ausgerichtet hätte, weil er die Quadratur des Zirkels selbst nicht erfunden hätte.

giebt, die fähig wären, die magnetische Kraft anzunehmen, und welche denen nicht von sich selbst electrischen Körpern ähnlich wären, da es keine giebt, welche eine leichte Bewegung der magnetischen Materie in ihren Theilen annehmen. Daß es aber scheint, daß gleichsam eine gewisse Gradation hier statt hat, daß nämlich das weiche Eisen diese Bewegung nicht so stark hindert, als der Stahl, und dieser wiederum um so viel weniger, je weniger er gehärtet ist, so daß diese Bewegung am schwerresten im Stahle hervorzubringen ist, der in einem so hohen Grade gehärtet ist, daß er so zerbrechlich, als das Glas wird.

Ich habe Ihnen nunmehro, meine Herren, die Beschreibung der Aehnlichkeit, die sich zwischen der electrischen und magnetischen Kraft äußert, und die ich Ihnen beym Anfange versprochen hatte, mitgetheilet; und habe also dasjenige vollbracht, was ich mir vorgesetzet hatte. Wir wollen aber nicht eher schließen, bis wir unsere Gedanken zuvor auf die edelsten Vortheile gerichtet haben, welche die ganze Naturlehre, und auch die Gegenstände, die wir hier abgehandelt haben, uns vor Augen legen. Denn wie Seneca saget, müssen wir der Natur nur Dank abstatten, wenn wir von ihr lernen, wer der Urheber und Erhalter dieses Weltgebäudes ist, was Gott ist? und wenn wir hierzu nicht gelangen könnten, wäre es kaum der Mühe werth gewesen, gebohren zu werden.

Wir

Wir wollen, sage ich, erwägen, was für einen mächtigen, aber auch, was für einen weisen Urheber der Welt wir zu verehren haben, der unendlich weise Mittel zu erwählen, und durch wenige und geringe unzählige und große Wirkungen hervorzubringen pfleget. Wenn wir dieses alles erwägen, so bewundern wir die Macht des Schöpfers der Welt, die in keine Gränzen eingeschlossen ist, und seine Weisheit, die er bey Erschaffung derselben gezeiget hat. Wenn wir über dieses noch bedenken, daß bloß die Gütigkeit und Gnade des höchsten Wesens die Ursache sey, warum er dieses erstaunenswürdige Werk unternommen hat, damit er nämlich die von ihm erschaffenen vernünftigen Wesen mit Glückseligkeit überschüttete: so wird das Gemüth von Freuden und Dankbegierde ganz erfüllet, und gezwungen in die Lobeserhebungen des gnädigsten Schöpfers auszubrechen.

So sorget das höchste Wesen für die Glückseligkeit der ganzen Welt, und des menschlichen Geschlechtes. Wenn er aber ein Volk vorzüglich für andern liebet, und es ihm gefällt, demselben den höchsten Grad der Glückseligkeit zu schenken, die uns Bewohnern der Erde zu genießen erlaubet ist: so giebt er die Herrschaft darüber einem Regenten, der ihm ähnlich ist, dergleichen wir an der **Unüberwindlichsten Kaiserinn Elisabeth** in unterthänigster Ehrfurcht verehren. Er hat unsere **Allerdurchlauchtigste Kaiserinn** seiner Macht theilhaftig gemacht, da er **Ihrer** Herrschaft das weitläuftigste

tigste und mächtigste Reich auf Erden unterworfen hat. Er hat Ihren Verstand mit einer über die Menschlichkeit weit erhabenen Weisheit geschmücket, damit Sie das für Rußland wäre, was der gütigste Schöpfer und Erhalter der Welt für dieses ganze Weltgebäude ist, und damit er Sie, so viel es einem Menschen zu werden erlaubet ist, sich ähnlich machte, hat er Ihr Herz mit einer recht göttlichen Gnade und Huld erfüllet, durch welche die Macht und Weisheit, die wir an unserer Allerdurchlauchtigsten Kaiserinn verehren, auf unsere Glückseligkeit gerichtet werden.

Wir wollen uns also freuen, meine Herren, daß der gütigste Gott Unsere Allergnädigste Kaiserinn bey höchstem Wohlseyn erhalten hat, und wollen ihn demüthig bitten, daß er Ihr, als der Urheberinn unseres Glückes, bis in die spätesten Jahre die verdienten Belohnungen schenken wolle.



* *

II.

D. Joh. Ge. Krünitz Nachricht von dem in Südamerica neu entdeckten Metalle, Platina del Pinto, oder weißes Gold genannt, und denen bisher davon ans Licht getretenen Schriften.

Hier haben wir eine neue Substanz, welche die gewöhnlichen Begriffe verkehret. Sie verkündiget uns, daß die Schätze in der Erde noch nicht erschöpfet sind, und sich, ungeachtet wir sie mit der größten Begierde aufsuchen, viele Jahrhunderte hindurch unsern Augen entziehen können. Die Spanier haben dieses neue Metall in den Bergwerken des Königreichs Peru entdeckt, und ihm den Namen Platina beygeleget, welcher vom Worte Plata, welches im Spanischen so viel, als Silber, bedeutet, gemacht ist. Platina del Pinto hat man es darum genannt, weil es in Pinto, und den Gruben zu Santa-Fé, unweit Carthagena, angetroffen wird. Es wird auch Ivan blanco, oder weißes Gold, imgleichen das achte Metall, genannt.

Es hat dieses Metall in der That eine Aehnlichkeit mit dem Silber, es nimmt gut die Politur an, und wird weder schwarz, noch rostig, jedoch besteht diese Aehnlichkeit nur bloß im Aeußerlichen; nach allen andern Eigenschaften betrachtet, kömmt es dem Golde weit näher: es ist fast eben so schwer, es läßt sich in nichts andern, als Königswasser, auflösen; eine jede andere Säure kann ihm nichts anhaben: so gar das Spiesglas vermag es nicht zu zerstöhren. Es ist aber vom Golde wesentlich, in Ansehung seiner Farbe unterschieden; es läßt sich auch nicht auf solche Art ziehen, es ist härter, und läßt sich nicht wie das Gold schmelzen. Es vereiniget sich mit dem Golde sehr leicht, und, wann es nicht in hinlänglicher Menge vorhanden ist, daß das Gold auf eine merkliche Weise härter und spröder werde, kann man diese Vermischung sehr schwer bemerken, zumal man die Platina vom Golde durch keinen einzigen Handgriff, wodurch man sonst das Gold reiniget, oder die fremdartigen Materien von demselben los macht, nämlich, weder durch die Cementation, noch auf der Capelle, noch durch die Quartation, noch durch das Spiesglas absondern kann. Dieses hat den König von Spanien veranlasset, die Gruben in Santa-Fé, allwo dieses Metall in großer Menge befindlich ist, verschließen zu lassen.

Der erste, der dieser Platina Erwähnung gethan, ist Don Antonio de Ulloa, einer von den königlichen spanischen Mathematikern, welche abgeschickt worden, der Abmessung eines Grades des Mittagszirkels bey dem Aequator beyzuwohnen, in seiner im Jahre 1748 zu Madrid gedruckten peruani-

schen Reise, oder Relacion de Viage a la America meridional, Th. I. S. 606. Es war aber dieses Metall bereits seit 1741 dem englischen Metallurgus, Carl Wood, bekannt gewesen, welcher einige Stückchen von Jamaica mitgebracht hatte, die der Sage nach aus Carthagena gekommen waren. Es sind aber die Versuche, welche er mit diesem Metalle angestellet, erst einige Jahre hernach, der königlichen Gesellschaft durch den Herrn Watson mitgetheilet worden. Sie stehen in denen englischen Transactionen vom Jahre 1750, No. 496. Art. 12. S. 584 = 596 *). Hierauf erschienen im zweyten Stücke des ersten Bandes der physikalischen Belustigungen, welcher 1751 in 8. zu Berlin gedruckt worden, S. 107 f. und im vierten Stücke, S. 285 f. zwey aus dem Englischen übersetzte Schreiben des Herrn Wilhelm Watson, an Herrn Professor Bose in Wittenberg, von dieser Entdeckung. Ferner sind in denen Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1752 verschiedene sehr sonderbare Versuche, welche Herr Heinrich Theodor Scheffer mit dem neuen Metalle angestellet hat, befindlich **); jedoch konnte

*) Sie werden im vierten Theile des ersten Vol. derer beliebten Leipziger Commentariorum de rebus in scientia naturali et medicina gestis, 1752. gr. 8. S. 708, recensiret.

**) Sie stehen in dem 1755 heraus gekommenen 14ten Bande der schätzbaren kästnerischen Uebersetzung dieser Abhandlungen, S. 275 = 281. und der Zusatz, S. 282 = 284. Eine Recension davon enthält der 4te Theil des 4ten Vol. derer leipziger commenta-

dieser geschickte Chymist, weil er nicht eine hinlängliche Menge Materie hatte, seine Versuche damit nicht so weit treiben, als er wollte.

Endlich hat Herr Wilhelm Lewis, Mitglied der königlichen Gesellschaft in London, im 2ten Th. des 48sten Vol. derer englischen Transactionen, auf das Jahr 1754, S. 638-689, eine analytische Untersuchung dieser metallischen Substanz, welche den 30sten Nov. 1754 den Preiß erhalten hatte, bekannt gemacht *). Er hat sie in vier vortreffliche Abhandlungen eingetheilet. Die erste untersuchet die Haupteigenschaften der Platina, und wie sie sich, theils vor sich, theils mit andern den Fluß befördernden Zusätzen verhält. Der zweyte Abschnitt erzählet die Wirkungen, welche die theils einfache, theils zusammen gesetzte saure Spiritus in der Platina äußern. Der dritte enthält die Versetzung der Platina mit verschiedenen Metallen, wie sie zusammen geschmolzen werden, und wie sie bey denenselben eine Veränderung in Absicht der Farbe, Textur und Härte hervor bringt. Der vierte beschreibt endlich die mit der Platina und denen Halb- auch verschiedenen zusammen gesetzten Metallen angestellte Versuche.

In gegenwärtigem 1758sten Jahre kam zu Paris ein 194 Seiten starkes Duodezwerk unter folgendem Titel heraus: La Platine, l'or blanc, ou le huitieme Métal. Recueil d'experiences faites dans les Acade-

mentariorum physico-medicorum, 1755, gr. 8. S. 666-668.

*) Sie wird im 4ten Theile des 5ten Vol. derer Leipz. Commentar. phys. med. 1756, S. 583-588. recensiret.

Academies Royales de Londres, de Suede etc. sur une nouvelle substance metallique, tirée des mines du Perou, qui a le poids et la fixité de l'or. Ouvrage interessant pour les amateurs de l'histoire naturelle, de la physique et de la chymie: nécessaire aux orfévres et affineurs, pour n'etre point trompés sur des alliages, qui résistent aux épreuves de l'or: utile dans les Arts, qui peuvent employer cette substance à fabriquer des miroirs, qui ne se ternissent point à l'air, et à ôter au cuivre la facilité à contracter le Verd de gris *). Der Herr Verfasser dieses Werks hat in demselbigen alle vorgenannte verschiedene Abhandlungen ins Französische übersetzt, und zusammen gebracht, und denselbigen noch einen Auszug eines Briefes, die Platina, und die des Herrn Lewis damit angestellte Versuche betreffend, welchen ein Chymist aus Venedig, unter dem 15ten Sept. 1758 geschrieben, hinzu gefüget. In einer vorläufigen Betrachtung rechtfertiget er ausführlich dasjenige, was er in dem Titel seines Buches behauptet hat, den Gebrauch betreffend, den die Naturforscher, die Chymisten, desgleichen die Künstler und Negocianten von diesen gesammleten Erfahrungen machen können. Selbst auf Veranlassung dieser leztern hat Herr Lewis seine vortreffliche Arbeit vorgenommen, welcher die königliche Gesellschaft den Preiß zuerkannt hat. Es waren bereits in England verschiedene Personen beym Einkaufe ungearbeiteter

 Stücke

*) Es wird im Journal des Scavans, Juillet 1758. S. 348 = 358 recensiret, woraus auch gegenwärtige Nachricht, dem größesten Theile nach, übersetzet worden.

Stücke Goldes und des Geschmeides hintergangen worden, wo man dem Golde einen Zusatz von Platina gegeben hatte; und es machte dieses desto mehr Verwirrung im Handel, da die vier große und gewöhnliche Arten, das Gold zu probiren, in dieser Absicht gar nicht zureichten. Zum Glück entdeckte Herr Lewis zwo sehr sinnreiche Mittel, diese Scheidung zu bewerkstelligen, nämlich durch den trocknen und durch den nassen Weg. Einen Auszug dieser Untersuchungen des Herrn Lewis treffen wir in einem Schreiben des Herrn Delalande an, welches im Journal des Scavans vom Monat Jenner 1758, S. 98-127, befindlich ist. Da aber in einer Reihe wohl an einander hangender Versuche, weder vor Künstler noch Naturforscher etwas abzukürzen ist, so wird die kurz zuvor gemeldete vollständige Uebersetzung gedachter Abhandlungen so viel schätzbarer seyn, da sie über dem noch viel richtiger und ausführlicher, als der Auszug ist. So steht zum Exempel schlechtweg, daß die Platina schwerer als das Gold sey, da Hr. Lewis hingegen das Verhältniß seiner Schwere zur Schwere des Goldes, beynahe wie 18½ zu 19 bestimmt hat*). Zwar setzet er hinzu, daß die der Platina eigene Schwere vielleicht noch beträchtlicher werden würde, wofern man es so weit bringen, und alle fremde Materie, welche man vermittelst eines Vergrößerungsglases dabey wahrnimmt, von ihr absondern könnte. Man behauptet auch in diesem Auszuge, daß

*) Da sich das Gold, wenn man die Schwere des Wassers auf 1 setzet, zum Queckfilber, wie 19 zu 14 verhält, so verhält sich nach Watsons Nachricht, dieses neue Metall zum Wasser, wie 17 zu 1.

daß die dem allerheftigsten Schmelzfeuer vor sich widerstehende Platina, mit allen Metallen und Halbmetallen, das Arsenik ausgenommen, als welches kein hinreichend starkes Feuer vertragen kann, geschmolzen werden könne: allein, so entscheidend gewiß behauptet Hr. Lewis dieses nicht; er sagt bloß, daß er den Versuch mit Arsenik nicht angestellet habe, weil er einen Körper, der als der feuerbeständigste und hartnäckigste bekannt ist, mit einem, welcher dermaßen flüchtig ist, daß er bey der geringsten Hitze ausdünstet, zusammen zu schmelzen, keine Hoffnung hätte. Man hat indessen, aller dieser auf die Aehnlichkeit gegründeten Schlüsse ungeachtet, entdecket, daß der Arsenik die zur Beschleunigung der Schmelzung der Platina allergeschickteste Substanz sey, wie denn Hr. Scheffer in den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften, vom Jahre 1752, von diesem Versuche Nachricht ertheilet. Er hat so gar bemerket, daß man bey dieser Operation zu vier und zwanzig Theilen Platina nicht mehr als einen Theil Arsenik nöthig habe, und daß, so bald man ein so weniges vom Arsenik, zu der bereits im Schmelztiegel glühend gemachten Platina schüttete, die ganze Masse in demselbigen Augenblicke schmelze. Ferner heißt es in eben dem Auszuge, daß die Platina die Härte (Dureté) aller Metalle, welche sich hämmern lassen, absonderlich des Zinnes, vermindere, und gar zerstöhre; es muß aber ductilité an statt dureté heissen, und es ist vielleicht ein Druckfehler. Es mag seyn, wie es will, so vermehret die Platina die Sprödigkeit (dureté), derer Metalle, mit denen sie zusammen gesetzet wird, und vermindert die Geschmei-

digkeit (ductilité) aller Metalle, welche sich hämmern lassen, jedoch beym Zinne nicht so sehr, als bey allen andern Metallen. Es findet also gerade das Gegentheil von demjenigen, was im Auszuge erzählet wird, statt. Diese Eigenschaften sind bey der Platina desto sonderbarer, da sie das geschmolzene Eisen geschmeidig, oder wenigstens zum Schmieden geschickt macht, so es vorher von selbst nicht war. Ja, was noch bewundernswürdiger ist, so bemerket man, daß die Vermischungen der Platina mit den verschiedenen Metallen, einen geringen Grad der eigenthümlichen Schwere besitzen, als sie nach der Berechnung der specifischen Schwere beyder Metalle, ein jedes besonders genommen, haben sollten. Der Herausgeber hat eine Tabelle aufgesetzt, auf welcher man alle diese Verschiedenheiten, in Absicht der Verbindung der Platina mit Zinn, Bley, Silber, Kupfer und Eisen auf einmal übersehen kann. Wenn man unterdessen die Platina mit Golde zusammen setzet, so scheint beydes nicht specifisch schwerer zu seyn, als das bloße Gold wog. Wir haben bereits angeführet, daß die verschiedene entzündliche und salzige Zuschläge, oder den Fluß befördernde Zusätze (flux) der Platina nichts anhaben könnten *); der Spisglaskönig verändert sie eben so wenig, und da nichts als die Verbindung des feuerbeständigen Laugensalzes mit dem Schwefel, welchen man Schwefelleber nennt, in das Gold zu dringen im Stande ist, so läßt sich ihr Kalk, oder vielmehr ihr Niederschlag (Praecipitatum), weder vor

sich

*) Herr Watson schreibt, daß die Platina in einem Windofen, welcher in 15 Minuten Eisen schmelzte, erst in zwo Stunden geflossen.

sich allein, noch vermittelst Glases, vitrificiren, und sie läßt sich in dieser Absicht eben so wenig zerstören, als das Gold selbst.

Die Auflösung der Platina unterscheidet sich von der Auflösung des Goldes dadurch, daß sie die Federn, Knochen, und andere Theile der Thiere, nicht mit einer Purpurfarbe überzieht. Eben so wenig bringt das Zinn eine Purpurfarbe heraus. Wenn man entzündliche Spiritus mit einer Auflösung von Golde vermischt, so machen sie, daß sich dieses Metall unter der Gestalt eines hellgelben Häutchens in die Höhe hebt; bey der Auflösung der Platina thun sie dieses nicht, sie geben ihr die metallische Gestalt nicht wieder: der Niederschlag der Platina durch ein flüchtiges Alkali knallet nicht so heftig, als beym Golde (Aurum fulminans).

Da sich die Platina durch die alkalischen Salze nicht so vollkommen, als das Gold, zu Boden schlagen läßt, und der kleinste Theil dieses Metalles eine ungemein große Menge Flüßigkeiten gelb zu färben vermögend ist, so nimmt man daraus ein sehr einfaches Mittel, die geringste Vermischung der Platina mit dem Golde zu entdecken. Wenn man einige Tropfen von der Auflösung der Platina in hundertmal so viel Auflösung des Goldes gießt, über dem auch noch abgezogenes Wasser darunter mischet, und reines laugenhaftes Salz auf etlichemal darein wirft, bis sich nichts mehr zu Boden setzt, so wird der Liquor dermaßen dunkelgelb, daß Herr Lewis glaubet, man könne die Platina alsofort entdecken, wann auch nur ein einziger Theil davon unter tausend Theilen Gold seyn sollte. Noch ein anderes Mittel, die Vermischung der Pla-

tina mit dem Golde zu erkennen, ist dieses, wenn man das gemischte, zu dünnen Blechen geschlagene und glühend gemachte Metall in siedendes Quecksilber wirft; es setzet sich so dann durch die Reibung mit Wasser, und durch Waschen ein Pulver, das Amalgama hinterläßt nach dieser 24 Stunden lang fortgesetzten Operation eine schwammichte Masse, welche, wann sie geschmolzen, und in länglichte Stücke gegossen wird, als dasselbige Gold, das man genommen hat, ohne einiger darunter gemischten Platina, erscheint. Man ersieht hieraus, daß das Gold mit dem Quecksilber eine nähere Verwandtschaft habe, als die Platina, und es wäre zu wünschen, daß diese Art, das Gold zu reinigen, zu einer genugsamen Vollkommenheit gebracht würde, damit man die respective Menge eines jeglichen dieser beyden Metalle genau bestimmen könnte.

Herr D. Brownrigg, ein Mitglied der königl. Gesellschaft in London, hat gefunden, daß, wenn man der Platina einen über die gewöhnliche Weise stärkern Zusatz von Bley giebt, man sie auflösen könne, und daß sie in dieser Operation fast ein Fünftheil von ihrem Gewichte verliere.

Der Chymist zu Venedig, dessen Bemerkungen zu Ende des genannten französischen Werkes befindlich sind, erkläret alle Eigenschaften der Platina daher, daß er sie als ein Gold, welches noch nicht vollkommen ausgearbeitet ist, als ein Metall, welches alle wesentliche Eigenschaften des Goldes besitzt, und dem weiter nichts, als die zufälligen Eigenschaften, die Farbe, die Geschmeidigkeit und Schmelzbarkeit mangeln, betrachtet. Ein wenig färbender und zusammen leimender

mender Schwefel, der Zusatz, oder die Absonderung eines fremdartigen und innigst vereinigten Körpers, würde der Platina alle Eigenschaften eines reinen Goldes mittheilen. Es ist gewiß, daß die Alchymisten, welche seit so langer Zeit einen fixen Körper, der so schwer wäre, als das Gold, gesucht, und welche so gar das Queckfilber zu figiren getrachtet haben, in der Entdeckung der Platina, oder des weißen Goldes, einen wichtigen Vortheil antreffen müssen. Hier sind ihre ins kürzeste gebrachte erhabene Bemühungen; sie haben nichts weiter nöthig, wie der Verfasser nach dem Philalethes, einem ihrer vornehmsten Schriftsteller, bemerket, als die Seele, oder den färbenden Schwefel herein zu bringen. Accipe, saget Philalethes in seinem Introitu ad reg. pal. id, quod nondum est perfectum, nec tamen omnino imperfectum, sed quod tendit ad perfectionem, et fac ex eo rem nobilissimam perfectissimamque.

Die Platina könnte den Künstlern sehr brauchbar werden. Die Spanier haben es nicht so weit gebracht, daß sie sie hätten bearbeiten können; jedoch haben sie das Mittel, sie zu schmelzen, ausfindig gemacht, und sie machen in America Stichblätter an Degen, Tobacksdosen, Schnallen und andere Sachen daraus. Da sie an der Luft ihren Glanz nicht verliert, und auch nicht beschlägt, oder rostig wird, so könnte man vortreffliche Hohlspiegel zu Sehröhren daraus bereiten. Wenn man sie unter Kupfer mischt, hindert sie dessen Rostung, und theilet ihm, ohne seine Geschmeidigkeit, so zu reden, zu vermindern, eine Festigkeit und Consistenz mit, die dasselbige zu verschiedenen Absichten, zu denen das Kupfer an und vor

sich

sich nicht genützet werden könnte, brauchbar machen. Allem Ansehen nach würde man in diesem Metalle, wofern es an mehrern Orten befindlich, und sorgfältiger untersucht wäre, unterschiedliche andere nützliche Eigenschaften entdecken, und man ist dem Herrn Verfasser vielen Dank schuldig, daß er alle die verschiedenen Werke, die bisher von einer so untersuchungswürdigen Materie geschrieben worden, in ein einziges Buch gebracht hat.

Der berühmte und liebenswürdige königl. preußische Bergrath, Herr D. Lehmann, stellet die Platina im siebenten Abschnitte seines **kurzen Entwurfs einer Mineralogie**, welche er im Jahre 1758 in 8. heraus gegeben, S. 95, unter die Steine, und zwar unter solche, die im Feuer härter werden, und hält sie wahrscheinlicher Weise vor einen Abgang von einem goldhaltigen Gestein, welcher, nachdem das Gold durch die Amalgamation davon geschieden, weggeschüttet worden, welches man aus dem noch daran hängenden Quecksilber einiger maßen schließen können. Er hat, nebst dem Herrn Chymicus **Marggraf**, diesen Körper, nach seiner Gewohnheit, das ist, mit der unverdrossensten Sorgfalt, und genauesten Richtigkeit untersucht, und man sieht dieser beyden großen Chymisten Arbeiten, welche in den Abhandlungen der berlinischen Akademie der Wissenschaften erscheinen werden, mit Verlangen entgegen.

Frankfurt an der Oder, den 25. Nov. 1758.



III. An=

* *

III.

Anmerkungen über die geheiligten Zeiten der alten Gallier und Deutschen,

von dem Herrn Pelloutier.

Aus der Nouvelle Bibliotheque Germanique Tom. XXIII. Part. I. Art. VIII. p. 89 - 108. ins Deutsche übersetzt.

Ich nehme mir vor, hier kürzlich von derjenigen Zeit zu handeln, an welcher die alten Einwohner Galliens und Germaniens ihre gottesdienstliche Zusammenkünfte hielten. Man wird hierbey dasjenige, was gewiß und unzweifelhaft ist, von dem sehr wohl unterscheiden müssen, was ich auf bloße Muthmaßungen gegründet, vorbringe, denen es aber doch nicht ganz an Wahrscheinlichkeit fehlen wird. So viel ist ganz gewiß, daß alle gottesdienstliche Versammlungen der Celten zur Nachtzeit geschahen. Julius Cäsar a), wenn er von den

a) *Galli* se omnes ab *Dite* patre prognatos praedicant, idque ab Druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis, non numero dierum, sed noctium finiunt, et dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur. *Caesar.* VI. 18.

den Galliern redet, saget: „daß sie sich rühmeten, alle von dem Vater Dis entsprossen zu seyn, und daß sie es von ihren Druiden also gelernet zu haben, vorgaben. Deswegen maaßen sie die Zeit nicht nach der Zahl der Tage, sondern nach der Anzahl der Nächte ab, und zähleten ihre Geburtstage, die Monate und Jahre, also ab, daß der Tag allezeit der Nacht nachstund.„ Ohne hierbey zu untersuchen, wer dieser Vater Dis war, welchem die celtischen Völker den Ursprung des menschlichen Geschlechtes zuschrieben, wird es genug seyn, zu bemerken, daß die Gallier die Nacht demjenigen Gott heiligten, den sie für den Schöpfer der Menschen hielten, und eben deswegen rechneten sie die Zeit nach der Anzahl der Nächte, und nicht der Tage. Tacitus erzählet eben dergleichen von den alten Deutschen b). „Wenn die Deutschen eine Rechnung machen, zählen sie, nicht wie wir, die Zahl der Tage, sondern der Nächte. Sie setzen und berufen ihre Zusammenkünfte allezeit auf die Nacht. Es scheint, daß nach ihrer Meynung die Nacht vor dem Tage vorher geht.„ Da die Nacht dem Dienste der Götter gewidmet war, gab man ihr den Vorzug vor dem Tage; und weil von den bürgerlichen Versammlungen, die unter freyen Völkern sehr häufig waren, allemal ein Opfer vorher gieng, wurden sie allezeit auf die Nachtzeit angesetzet. So verordnet das salische Gesetz c), daß der Herr eines Sclaven, der eines Ver=

b) Nec dierum numerum, ut nos, sed noctium computant. Sic constituunt, sic condicunt, nox diem ducere videtur. *Tacit.* Germ. Cap. II.

c) Tit. XLII. apud *Lindenbr.* p. 332.

Verbrechens halber angeklaget ist, denselben in einer Frist von sieben Nächten stellen soll. Die Franken beobachteten diese Gewohnheit noch im neunten Jahrhunderte. Man sieht dieses in den Capitularen Carls des Großen und Ludwigs des Frommen, in welchen verordnet ist d), daß die geistlichen Termine also sollen gesetzet werden, sieben, vierzehn, oder ein und zwanzig Nächte nach der Vorladung zu erscheinen. Diese Art zu rechnen hatte, wie ich eben itzo gesaget habe, ihren Ursprung daher, weil die bürgerlichen Versammlungen der celtischen Völker mit einem Opfer, oder mit einer andern Handlung der Andacht anfiengen, welche, nach der Gewohnheit dieser Völker, des Nachts mußten verrichtet werden. Es erhellet wirklich aus dem, was Tacitus saget e), daß die alten deutschen Völker allezeit die Nacht erwähleten, ihre öffentlichen Feste zu begehen, und ihre heiligen Gastmähler zu halten, Lobgesänge zu singen, ihre Gebether und Opfer zu verrichten; kurz, alle diejenigen Pflichten zu beobachten, welche zum äußerlichen und öffentlichen Dienste der Gottheit gehöreten. Loccenius hat in seinen schwedi=

d) *Capit. Karoli Magni* et *Ludovici Pii* Lib. III. Tit. 45. p. 880. Leg. Longobard. Lib. II. Tit. 43. p. 641.

e) Festa nox, et solemnibus epulis ludicra. *Tacit.* Annal. 50. Nox per diversa inquies (sc. apud Romanos) cum barbari festis epulis, laeto cantu, aut bucci sonore subjecta vallium, aut resultantis saltus complerent. *Tacit.* Annal. I, 65. Civilis primores gentis et promtissimos vulgi, specie epularum sacrarum in nemus vocatos, vbi nocte et laetitia incaluisse videt. *Tacit.* Hist. IV, 14.

schwedischen Alterthümern f) bewiesen, daß dieser Gebrauch sich auf alle nordische Völker erstrecket hat, und man darf fast nicht zweifeln, daß er nicht auch durch ganz Europa sich ausgebreitet hat. So merket z. E. Strabo g) an, „daß die Celtiberer und diejenigen Völker, die auf der mitternächtlichen Seite mit ihnen benachbart waren, die Nacht des vollen Mondes erwählete, einen Gott ohne Namen zu verehren, und daß sie diese Nacht, nebst ihren Familien, mit Tanzen und Ergötzlichkeiten, vor den Thoren zubrachten. Die Thracier feyerten auch das Fest ihres Cotys oder Sabazius h) in der Nacht. Um dieser Ursache willen verbannten die Athenienser die Verehrung dieses Gottes aus ihrer Stadt i). Nächtliche Zusammenkünfe schienen ihnen in verschiedenen Betrachtungen verdächtig zu seyn; wenn sie aber dieser Meynung gemäß hätten verfahren wollen, so hätten sie auch die eleusinischen Geheimnisse k) abschaffen sollen, welche aus Thracien zu ihnen waren gebracht worden, und auch des Nachts, bey angezündeten Fackeln, gefeyert wurden. Auch um eben derselben Ursache willen haben einige den Sabazius der Thracier mit dem Bacchus der Griechen verwechselt, welcher Phanaces Phausterius l), der Gott der Fackeln, oder Nictelius, der nächtliche Gott, genannt wurde, weil

f) *Ioh. Loccenii* Antiq. Sueo-Gothicae. cap. 4. p. 24.
g) *Strabo* III, 164.
h) *Strabo* X, 470. 471.
i) *Cicero* de Leg. II. cap. 37.
k) Suidas in Θρησκεύειν.
l) *Auson.* Epigr. 29. *Tzetzes* ad *Lycophron.* p. 212.

weil seine Geheimnisse bey der Nacht gefeyert wurden. Es war zu **Rom** ein alter Gebrauch, nach welchem das Frauenzimmer aus der Stadt, gegen den Anfang des Frühlings, an dem Tage, welcher Regifugium m) genennet wurde, in den aricinischen Wald giengen, ihre Andacht daselbst zu verrichten. Diese Gewohnheit erforderte, daß sie zur Nachtzeit sich dahin begaben, und daß jede Hausmutter der Diana eine angezündete Fackel bringen mußte. Macrobius n) merket auch an, daß wenn die Aboriginer ihrem Dis opferten, sie brennende Lichter auf die Altäre setzten. Und obgleich die Celten ihre gottesdienstlichen Versammlungen gemeiniglich bey Mondenschein hielten: so brachte dennoch jeder von ihnen sein Licht oder seine brennende Fackel mit, welche sie vor dem Baume, oder vor der Quelle, oder vor dem Steine niedersetzten, der der Gegenstand ihrer Verehrung war. Es muß dieser Misbrauch in Gallien und in Deutschland, auch noch nach Einführung des Christenthums im Gange geblieben seyn, da noch eine große Anzahl von Kirchenordnungen und Capitularen vorhanden ist, die denselben verdammen. So verordnet ein Capitulare Carls des Großen o) folgendes: „In Ansehung der Bäume, Steine und Quellen, wo einige unvernünftige Leute hingehen und Lichter davor anzünden, und andere abergläubische Handlungen vornehmen, verordnen

m) *Stat.* Sylv. III. 1. *Ovid.* Fastor. III. 269. *Propert.* II. Eleg. 32.

n) Saturn. I. cap. 7.

o) *Cap. Carol. M.* Lib. I. Tit. 64. p. 239.

verordnen wir, daß dieser strafbare und in den Augen Gottes so abscheuliche Misbrauch abgeschaffet, und an allen den Orten, wo er sich noch findet, gänzlich ausgerottet werde.„ Hier ist noch ein anderes von gleichem Inhalte p): „Wenn sich in einer Pfarre noch Ungläubige finden, die Fackeln anzünden, und den Bäumen, den Quellen, und Steinen eine besondere gottesdienstliche Ehrfurcht erweisen: so soll der Pfarrer, welcher diesem Misbrauche abzuhelfen unterlassen wird, wissen, daß er einer wahrhaften Entweihung schuldig ist.„ In einer andern Kirchenverordnung, in der Sammlung des Burchards q), wird gesaget: „Ihr habet euch zu einer Quelle begeben auf einen Kreuzweg, unter einen Baum, oder vor einen Stein, und daselbst habet ihr, aus Ehrerbiethung für diesen Ort, ein Licht, oder eine Fackel angezündet.„ Die christliche Kirche hatte Ursache, diesen Aberglauben zu verdammen, weil er noch ein Theil der heidnischen Abgötterey war, eine gottesdienstliche Ehrerbiethung, welche der Götzendiener den Bäumen, Quellen, und Steinen erwies, welche er als ein Zeichen, oder als eine Wohnung seiner Gottheiten betrachtete. Im übrigen aber war es sehr natürlich, daß Leute, welche zur Nachtzeit auf das Feld, oder in Wälder sich begaben, ihr Gebeth daselbst zu verrichten, nicht ohne Licht dahin giengen. Es ist hierbey etwas ganz besonderes, daß die christliche Kirche, welche ihre Ver=

p) *Cap. Carol. M.* Lib. VII. Tit. 236. p. 1093.
q) *Burchardi* Coll. Canon. Lib. X. cap. 32. Lib. XIX. p. 270.

Versammlungen am hellen Tage hielte, den Neubekehrten dennoch erlaubte, ja gar befahl r), die Kerzen, die sie zuvor ihren Götzen brachten, dem Herrn darzubringen.

Ich werde mich von meinem Endzwecke nicht weit entfernen, wenn ich anmerke, daß die Gewohnheit, welche die celtischen Völker beobachteten, sich des Nachts zum Dienste ihrer Gottheiten zu versammlen, den Ursprung zu einer Fabel gegeben hat, welche eben so alt, als in dem Gemüthe des gemeinen Volkes eingewurzelt ist: nämlich zu der Fabel vom Sabbathe, oder von der nächtlichen Zusammenkunft der Hexen. Da die christliche Religion in Gallien und in Deutschland durch die landesherrliche Macht völlig war eingeführet worden: so schlichen sich die Personen, welche der alten Religion noch zugethan blieben, des Nachts heimlich weg, um sich in die Versammlungen zu begeben, welche auf dem Felde und in den Wäldern gehalten wurden. Der Dienst selbst, welchen man der Gottheit in diesen Zusammenkünften erwies, bestund in Opfern, in Tänzen, in Wahrsagereyen, und magischen Ceremonien. Die Druiden, welche bey diesem Gottesdienste die Aufsicht hatten, rühmeten sich noch außerdem, daß sie Wahrsager wären, welche das Vergangene, Gegenwärtige, und Zukünftige, und alles dasjenige wüßten, was in der Natur am meisten verborgen wäre, und daß sie Zauberer wären, welche das Geheimniß besäßen, die Seelen zu beschwö-

 ten,

r) *Labbe* Concil. Tom. IX. p. 474. *Baluz*. Capit. Tom. I. p. 956. ap. *Keysler*. p. 15.

ren, die Menschen in Thiere zu verwandeln, und durch ihre Zauberkünste, die ganze Natur in Unordnung zu bringen. Alles dieses gab einigen Christen von weniger Einsicht Anlaß, die Heiden, welche noch im Lande übrig waren, zu beschuldigen, daß sie Hexenmeister wären, auf Besen durch die Luft ritten, nächtliche Zusammenkünfte mit den bösen Geistern hielten, und mit gewissen Ceremonien um den Teufel herum tanzten, der ihnen unter der Gestalt eines Bockes erschiene, und die Ehrerbiethung sich von ihnen leisten ließe. Was man am meisten hierbey bewundern muß, ist, daß alle, so gar selbst die christliche Geistlichkeit, diesen Fabeln Glauben beymaßen. Man sieht dieses in verschiedenen alten Kirchenverordnungen, welche Herr Keyßler gesammlet hat s), und welche den Gläubigen sehr erstlich verbieten, dem Sabbathe beyzuwohnen, und an denen Wahrsagungen, Zaubereyen und magischen Ceremonien Theil zu nehmen, welche die Hexenmeister dabey verrichten, in der Absicht, von dem bösen Geiste Einsichten, oder Reichthümer zu erlangen, welche die Vorsehung ihnen versaget hatte.

Um wieder zu meinem Zwecke zu kommen, so ist es sehr schwer, die Ursachen zu errathen, welche die Celten bewegen konnten, den Gottesdienst in der Nacht zu verrichten. Nächtliche Zusammenkünfte haben etwas ungewöhnliches und gefährliches an sich, und schicken sich nur für diejenigen Kirchen, welche nicht die freye Ausübung ihrer Religion haben.

Diese

s) *Burchard* Lib. I. cap. 94. §. 49. f. 18. Ed. Paris 1549. *Du Fresne* in Diana Tom. II. p. 92. *Keysler* p. 89, 90.

Diese Gewohnheit aber, des Nachts zusammen zu kommen, mußte vornehmlich diesen Völkern sehr beschwerlich vorkommen, welche ihre Andacht im Freyen, und an Oertern, die von ihrer Wohnung entlegen waren, verrichteten, und sich daher genöthiget sahen, in der Nacht einen weiten Weg zu gehen, und dieselbe unter freyem Himmel zuzubringen. Ich gestehe, daß ich kaum begreifen kann, wie eine so außerordentliche Gewohnheit bey den Celten sich hat einschleichen, und eine so lange Reihe von Jahrhunderten, hindurch erhalten können, um so viel mehr, da ich nichts in ihrer Religion finde, worauf dieser Gebrauch sich hätte gründen können. Julius Cäsar saget zwar, in der von mir angeführten Stelle, daß die Gallier glaubeten, daß sie von dem Gotte Dis abstammeten, und daß sie um dieser Ursache willen, die Zeit nach der Zahl der Tage und nicht der Nächte abmäßen. Allein, es ist augenscheinlich, daß Julius Cäsar den Dis der Griechen und Lateiner mit der Gallier ihrem, bey dieser Gelegenheit, verwechselt hat. Die Römer opferten des Nachts dem Pluto und allen übrigen Gottheiten, welche die Herrschaft über das Reich der Finsterniß hatten. Hingegen war der Dis oder Teut der Gallier das höchste Wesen, der allgemeine Geist, der Schöpfer der Welt und der Menschen. Man gab ihm Valhalla zum Aufenthalte, das ist, die Wohnung der Herrlichkeit und der Glückseligkeit. Warum widmete man ihm also vorzüglich die Nacht, an statt des Tages? Ich gestehe, daß ich dieses nicht weiß, oder daß ich wenigstens nichts gewisses hiervon sagen kann. Und wenn man in

in Betrachtung zieht, daß dieser so außerordentliche Gebrauch ehedem fast allen Völkern in Europa gemein war, so wird man durch diese Uebereinstimmung natürlicher Weise auf die Meynung gebracht, daß sie alle dieselbe von einem Orte her hatten, und daß sie ursprünglich einerley Völkerschaft ausmachten. Wenn es mir nun erlaubet ist, meine Muthmaßungen vorzubringen, so vermuthe ich, erstlich, daß dieser Gebrauch von der ehemaligen Lebensart der celtischen Völker seinen Ursprung hat. Sie waren mehrentheils Hirten, und konnten ihre Heerden nicht eher verlassen, noch zusammen kommen, als zur Nachtzeit. Was aber zweytens am meisten beytrug, diesen Gebrauch einzuführen, und zur Gewohnheit zu machen, ist, nach meiner Meynung, dieses, daß die nächtlichen Zusammenkünfte zu denen Wahrsagungen und magischen Ceremonien, welche das Wesentliche in der celtischen Religion ausmachten, am meisten bequem waren. Diese Völker würden zu loben gewesen seyn, wenn sie die Einsamkeit und Stille deswegen gesuchet hätten, um die Gottheit, ohne alles Gepränge, und in einer vollkommenen Fassung der Gedanken, anzubethen. Allein, da sie ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte weit von den Städten und Dörfern, an einsamen und wüsten Oertern hielten, damit die Gottheit, die, nach ihren Begriffen, nur ihre eigenen Werke erfüllete, einen offenen und freyen Weg hätte, und damit ihre Wirkung durch keine fremde Ursache unterbrochen würde, so hatten sie auch den Aberglauben, die Nacht zum Dienste ihrer Götter zu bestimmen; weil sie sich einbildeten, daß die Zeit, da die

Natur

Natur in einer Art von Stille sich befindet, die geschickteste wäre, die Stimme der Gottheit zu hören, und die Zeichen und Warnungen wahrzunehmen, welche sie dem menschlichen Geschlechte gäbe. Die Zauberer nahmen ihre Ceremonien auch nur des Nachts vor, wo eine verletzte Einbildungskraft Gespenster und Erscheinungen zu sehen glaubet, welche den Augenblick wieder verschwinden, so bald der Tag sich zu zeigen anfängt.

Es scheint nicht, daß die Celten die Monate und Jahre in Wochen abgetheilet, noch daß sie einen Tag in jeder Woche dem Dienste ihrer Götter gewidmet hätten. Aber etwas anders ist gewiß, nämlich, daß sie gemeiniglich den Mondenschein zu ihren öffentlichen und feyerlichen Versammlungen erwähleten t). Also versammleten sich die Celtiberer, und die an der mitternächtlichen Seite an sie angränzenden Völker bey der Nacht zur Zeit des vollen Mondes, um einen Gott ohne Namen zu verehren, und brachten, nebst ihren Familien, außerhalb den Thoren, die ganze Nacht mit Tanzen und Ergötzlichkeiten zu. Eben dergleichen Gebrauch war auch bey denen Germaniern eingeführet. „Sie versammlen sich, saget Tacitus u), wenn sich nicht eine unerwartete Begebenheit jähling ereignet, an fest gesetzten Tagen, zur Zeit des neuen oder vollen Mondes. Sie glauben, daß dieses die bequemste Zeit ist, ihre Geschäffte abzuhandeln.„ Indem sie den Göttern die Tage, wenn neuer Mond oder voller Mond war, heiligten, hielten sie dafür, daß

t) Siehe oben.
u) *Tacit.* Germ. Cap. II.

diese Tage am geschicktesten wären, an denenselben wichtige Geschäffte abzuhandeln, weil die Gottheit der Verehrung und dem Gebethe ihrer Anbether besonders günstig wäre, und ihren Berathschlagungen alsdenn auf eine besondere Art beywohnete. Die Gallier hielten gleichfalls ihre Zusammenkünfte bey Mondenschein. Dieses ist der Grund, warum sie ihre Monate und ihre Jahre nicht von der Zeit an rechneten, welche wir den Neumond nennen, sondern von dem Tage an, da derselbe ein hinlängliches Licht gab, ihnen zu leuchten, wenn sie in ihre geheiligten Oerter giengen, oder davon wieder zurück kamen. „Die Druiden, saget Plinius v), sammlen die Eichen-Mistel am sechsten Tage des Monden, und auf diesen Tag setzen sie den Anfang der Monate, Jahre und Jahrhunderte, welche bey ihnen dreyßig Jahre halten. Sie gründen diesen Gebrauch darauf, weil zu dieser Zeit der Mond schon stark genug ist, ob er gleich noch nicht zur Hälfte seiner Größe gekommen ist.„ Diese Art zu rechnen rühret nicht aus der alten Astronomie her, welche den Neumond nicht von dem Augenblicke seiner Conjunction mit der Sonne an, oder von da an rechnet, wo er aus den Strahlen derselben hervor kömmt, sondern von dem Tage an, da er zuerst zu erscheinen anfieng. Der Mond aber kömmt vor dem sechsten Tage zum Vorscheine. Ich gebe noch weniger der Muthmaßung dererjenigen Beyfall, welche geglaubet haben, daß die Gallier ein Geheimniß an der Zahl Sechs gefunden hätten x), „indem

v) *Plin.* H. N. XVI. cap. 44.

x) Rel. des Gaulois, Liv. I. p. 141.

„indem sie dieselbe als die geheiligte vorzüglich vor den übrigen betrachtet hätten, und in ihrem Aberglauben so weit gegangen wären, daß sie derselben zu Ehren, die gewöhnliche Ordnung der Monate, Jahre und Jahrhunderte übern Haufen geworfen hätten.„ Die Worte des Plinius könnten vielmehr zu verstehen geben, daß die Gallier einer andern Art von Aberglauben beygefallen sind, welche den Sterndeutern und Zauberern ziemlich gewöhnlich ist, nämlich, daß sie sich einbildeten, daß die Eichen-Mistel und die übrigen Pflanzen mehr Kraft hätten, wenn sie unter gewissen Gestirnen, oder unter gewissen Mondsveränderungen, gesammlet würden. Allein, diese Worte haben einen viel ungekünsteltern und natürlichern Sinn. Da die Gallier ihre Versammlungen bey Mondenschein hielten, so fiengen sie dieselben jedesmal an dem Tage, da er stark genug war, an, das ist, wenn er so helle schien, daß er ihnen leuchten konnte. Wie es scheint, so dauerten diese Versammlungen hernach fort, bis zum vollen Monde, und vielleicht bis zum letzten Vierthel, doch also, daß diejenigen, welche beym Neumonde und beym Vollmonde gehalten wurden, die zahlreichsten und feyerlichsten waren. Der sechste Tag des Monden war also der Anfang der Monate und Jahre, weil dieses der Tag war, an welchem die öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen anfiengen. Es kömmt mir sehr wahrscheinlich vor, daß diese Art, den Anfang des Monats vom sechsten Tage des Monden an zu zählen, den Germaniern und Galliern gemein war, und daß

eben deswegen diese Völker gewisse Tage des Neumondes ihren Göttern heiligten; sie hielten diese Tage nicht allein für die bequemste Zeit zu wichtigen Berathschlagungen, sondern auch zu allen Arten von Unternehmungen. Die Druiden y), zum Exempel, verlangeten, daß man an gewissen Tagen im Monden, die Eichen-Mistel sammlen, und daß man eben dieses beobachten sollte, die Schlangeneyer zu suchen, denen sie eine große Kraft zuschrieben. Man sieht auch, daß die Prophetinnen z), welche Ariovistus bey seiner Armee hatte, ihm erkläreten, daß die Deutschen unfehlbar würden geschlagen werden, wenn sie nicht den Neumond erwarten wollten, um den Römern eine Schlacht zu liefern.

Außer den gewöhnlichen Versammlungen, welche die Celten an gewissen Tagen des Monden hielten, hatten sie noch gewisse feyerliche Feste, welche jährlich jedesmal zu eben derselben Jahreszeit wieder kamen. Also redet Tacitus, zum Exempel, von einem Feste, das mit Aufzügen und feyerlichen Lustbarkeiten begleitet war, und welches die alten Deutschen der Erde zu Ehren feyerten a). Es war dieses die Feyerlichkeit der Verheirathung derselben mit dem Odinus, welche die Hervorbringung der Welt anzeiget. Das Fest, welches die Thracier

y) *Plin.* H. N. XXIX. 13.
z) *Caes.* I. 50. *Plut.* Caes. I. 717. *Dio Caff.* Lib. XXXVIII. p. 90.
a) *Tacit.* de mor. Germ. cap. 40.

cier Cotyttia b) und Bendidia nach den Namen der Götter nannten, denen es gewidmet war. Es war den Bacchanalien der Griechen ähnlich, und war von demjenigen nicht unterschieden, welches ein anderes thracisches Volk unter dem Namen c) Sabacia begieng. Das jährliche Fest, welches die Einwohner im Gevaudan d), drey Tage lang auf dem Berge Helenus feyerten. Auch noch dasjenige, welches die Angelsachsen e) im Monate April, der Göttinn Eostar oder Eostre zu Ehren begiengen.

Das Feyerlichste von allen diesen Festen war dasjenige, welches beym Anfange des Frühlinges jedesmal gefeyret wurde, und an welchem ganze Nationen durch ihre Abgeordneten zusammen kamen, um über die Angelegenheiten des Staats Berathschlagungen zu halten. Es wurde durchgängig von allen scythischen und celtischen Völkern beobachtet. Die Auswärtigen haben es mit Recht den Campum Martium f) genennet, entweder weil es dem Gott Teut, oder Odin, der, nach der Lehre dieser Völker, der Kriegsgott war, gewidmet war; oder weil der gewöhnlichste Vorwurf der Versammlung darinn bestund, daß da ausgemacht wurde, von welcher Seite man den Krieg dieses Jahr über anfangen wollte.

Andere

b) *Strabo* X. 470.
c) *Hesych.* in Sabaz.
d) *Gregor. Tur.* de Gloria conf. cap. 2.
e) *Beda* de Tp. Ret. cap. 13.
f) Vit. S. *Remig.* ap. *Duchesne* Tom. I. p. 525. *Keysler.* p. 87.

Andere haben es Campum Majum g) genennet, weil es in diesem Monate gehalten wurde. Drey Stücke machten diese Feyerlichkeit vorzüglich merkwürdig. Erstlich, war es das Fest der ganzen Nationen, und nicht einzelne Kreiße, welche leztere wahrscheinlicher Weise einige Zeit zuvor zusammen kamen, um ihren Abgeordneten, die sie auf die allgemeine Versammlung schickten, die nöthigen Verhaltungsbefehle zu ertheilen. Zweytens, opferte man bey denselben Menschen Opfer für die Glückseligkeit des Staats, und um einen glücklichen Ausgang des Krieges, welchen man anfangen wollte, zu erhalten. „Unter andern Göttern, saget Tacitus h), verehren die Deutschen vornehmlich den Mercurius; sie glauben so gar, daß es erlaubet ist, demselben zu Ehren, Menschen zu schlachten.„ Die Zeit, da es erlaubet, ja so gar anbefohlen war, diese grausamen Opfer zu bringen, war diejenige, da die allgemeine Zusammenkunft gehalten wurde. Man sieht dieses aus einer andern Stelle des Tacitus i): „Die Semnones versammlen sich durch ihre Abgesandten an einem bestimmten Tage, mitten in einem geheiligten Walde, und daselbst fangen sie ihren barbarischen Gottesdienst dadurch an, daß sie einen Menschen opfern, welcher öffentlich geschlachtet wird

g) Vita *S. Remig.* ib. *Sigeb.* ad ann. 662. *Eginh.* cap. I. p. 9. *Paul. Diacon.* Rer. Langob. Lib. III. cap. 18. p. 392. *Hotoman.* Franco-Gall. p. 138.

h) *Tacit.* de M. G. c. 9.

i) Ibid. cap. 35.

wird k). Vielleicht ist dasjenige zu diesem Gebrauche zu rechnen, was Julius Cäsar von den Galliern saget l): publice ejus generis habent instituta sacrificia, nämlich daß diese Opfer durch die Gesetze erlaubet waren, und bey der Versammlung des Volkes öffentlich gebracht wurden, und dieses ist beyläufig zu erinnern, die Ursache, warum ihre obrigkeitlichen Personen nur auf ein Jahr bestellet waren. Sie wurden bey dem Anfange des Jahres m) jedesmal verändert. Herodotus n) berichtet auch, „daß die Scythen bey einem jährlichen Feste, welches sie ihrem Mars zu Ehren feyerten, unter andern Schlachtopfern den hunderten von den Gefangenen, die sie im Kriege gemacht hatten, aufopferten. Ich zweifele hierbey nicht, daß dieses nicht sollte das Fest ihrer öffentlichen Zusammenkunft gewesen seyn. Endlich war auch der Campus Martius vorzüglich vor allen übrigen Festen der Celten, eine Zeit der Ergötzlichkeiten und des Schmausens. Und da die Würden- und Befehlshaber-Stellen auf der allgemeinen Zusammenkunft vergeben, und da alle Geschäffte auf denselben nach der Mehrheit der Stimmen ausgemacht wurden: so spareten die vornehmen Herren weder Liebkosungen noch Unkosten, die Stimmen zu gewinnen, und die Anzahl ihrer Clienten zu vermehren; und weil es ein vorzügliches Mittel war, einen

k) Caeso publice homine celebrant barbari ritus horrenda primordia. *ibid.*
l) *Caesar* VI. 16.
m) *Caesar* VII. 32.
n) *Herod.* IV. 62.

einen Celten zu gewinnen, daß man ihm gut zu essen und zu trinken gab: so hielte der Adel und die Häupter der Parteyen, so lange, als diese Feyerlichkeit dauerte, offene Tafel. Man wird sich gewiß nicht irren, wenn man auch dasjenige zu diesem Gebrauche rechnet, was Herodotus o) saget, daß „jedes Haupt der Provinzen jährlich ein Gastmahl anstellete, bey welchem sich alle die Tapfern einfanden, welche einen oder mehrere Feinde im Kriege getödtet hatten.„ Die sich tapfer erwiesen hatten, wurden vorzüglich mit Schmeicheleyen und Liebkosungen überhäufet, weil unter diesem kriegerischen Volke der Stimme eines solchen Helden die ganze Versammlung beyzufallen pflegte. Die Römer feyerten bey dem Anfange eines jeden Frühlinges ein altes Fest, welches vielleicht eben dasselbe seyn könnte, von welchem ich itzo geredet habe. Es war dem Vater Dis, welcher der Teut p) oder Mars der Celten war, gewidmet. Man opferte an demselben dem Dis einen Menschen, und nachdem diese barbarischen Opfer waren abgeschaffet worden, behielt man noch ein Bild davon bey; indem man menschliche Figuren von Stroh in die Tyber warf. Dieses Fest fiel beynahe auf eben den Tag des Neumonden, an welchem die Celten ihre Versammlungen hielten.

Diony=

o) Semel quotannis unusquisque Provinciae Praefectus in sua Provincia craterem vini temperat, de quo *Scythae* omnes hostium homicidae bibunt etc. *ibid.* IV. 66. et non gustant qui nihil praeclari operis ediderint, sed sine honore seorsim sedent, quae res maxima apud eos est ignominia.

p) *Herodot.* Lib. III. cap. 6. §. 11.

Dionysius von Halicarnassus q) hat dieses angemerket: „Man wirft, saget er, diese Figuren in die Tyber, kurze Zeit nach dem im Frühlinge Tag und Nacht einander gleich geworden sind, an dem Tage, welchen die Römer die Idus des Maymonates nennen, an welchem, wie sie sagen, der Mond zu der Hälfte seiner Größe gekommen ist, und den Monat in zween gleiche Theile theilet.„

Es ist nicht nöthig zu erinnern, daß außer den Festen, welche in dem ganzen Lande der Celten gefeyert wurden, es noch andere dergleichen gab, welche man nur in gewissen Gegenden beobachtete. In dieser Betrachtung gieng es bey den Celten, wie bey allen andern Völkern, wo jede Provinz, jede Stadt, in den Begebenheiten, die ihr eigen sind, einen Anlaß zu einer Feyerlichkeit zu finden pfleget. Also feyerten die Einwohner der Insel Thule r), welches Island ist, alle Jahre im Jenner ein großes Fest, an welchem sie Lustbarkeiten, wegen der Wiederkunft der Sonne, anstelleten, die einige Tage hernach auf ihrem Horizonte wieder sichtbar werden sollte. Ich finde über dieses noch, daß es Feste gab, welche nur nach Verlauf einiger Jahre, wieder kamen. Dasjenige, zum Exempel, an welchem die Geten Abgeordnete an den Zamolxis abschickten, welche sie in die Höhe warfen, und auf Hellebarten wieder auffingen, wurde, nach einem Verlaufe von fünf Jahren, gefeyert s). Die nordischen Völker hatten auch

q) *Dion. Hal.* Lib. I. p. 30.
r) *Procop.* Goth. II. cap. 15. p. 423.
s) *Herod.* IV. 94.

auch ihr großes Juul, das ist, ihr großes Fest t), welches aller neun Jahre begangen wurde, an welchem man den Göttern neun und neunzig Menschen, nebst einer gleichen Anzahl Pferde, Hunde, und Hähne zu opfern pflegte. Dieses mag genug seyn von den geheiligten Zeiten und Festen der celtischen Völker. Ich will nur noch eine einzige Anmerkung hinzufügen. Nämlich: die Völker in Gallien und Deutschland, da sie zu dem Christenthume übergiengen, brachten sie zu den Festen der Christen die Wahrsagungen, die Tänze, nebst allen den übrigen abergläubischen Gebräuchen mit, die sie im Heidenthume beobachtet hatten. Man sieht dieses in einer Verordnung des Königes Childeberts, welche der P. Labbe im fünften Bande seiner Sammlung der Concilien S. 1851. anführet, wo es heißt: Ad nos querimonia processit, multa sacrilegia in populo fieri, vnde Deus laedatur et populus per peccatum declinet ad mortem, noctes pervigiles cum ebrietate, scurrilitate, vel canticis, etiam in ipsis sacris diebus Pascha, Natale Domini et reliquis festivitatibus, vel adveniente Die Dominico dansatrices per villas ambulare.

t) *Ditmarus* Leibnitzii Tom. I. p. 327.



IV. Vom

* *

IV.

Vom Alter der gothischen Bauart.

Aus dem Gentleman's Magazine, November 1758. S. 517. übersetzt.

Mein Herr,

Es ist der Betrachtung derer, welche sich mit den Alterthümern dieser Insel beschäfftigen, nicht unwürdig, den Ursprung derjenigen Gebäude zu untersuchen, welche insgemein gothische genannt werden. Es ist überall bekannt, daß an diesen Gebäuden ein in Erstaunen setzendes feyerliches Wesen zu bemerken ist, welche einen viel dauerhaftern Eindruck in das Gemüth machet, als alle die so genau beobachtete Richtigkeit an den griechischen Mustern; gleichwol ist dieser Eindruck im geringsten nicht eine Wirkung der Uebereinstimmung und der Verhältniß; man muß indessen zugleich gestehen, daß er nicht von einer bloßen unregelmäßigen Ungestalt herrühret. Es ist schwer, eine Ursache dieser Wirkung anzugeben, es sey denn, daß die Gothen sich mehr der Stärke, als Schönheit, beflissen haben; daß sie darauf gesehen, ihren Gebäuden

mehr ein kühnes und majestätisches Ansehen, als ein reiches und zärtliches zu geben; und daß sie die Empfindungen der Nachwelt lieber durch eine unbearbeitete Pracht, als durch eine angenehme Symmetrie haben erregen wollen.

Die Unachtsamkeit einiger Schriftsteller hat den ersten Ursprung dieser Gebäude, noch über das neunte Jahrhundert hinaufgesetzt, indem dieselben angenommen haben, daß die gothische Bauart, mit dem ersten Einfalle der Dänen oder Gothen, von gleichem Alter wäre. Ein aufmerksamer Nachforscher würde geschlossen haben: während der Wuth und Unruhe des Krieges sey jede Wissenschaft nothwendig unbekannt geblieben; und Feinde könnten ihre Künste und Gebräuche nur erst alsdenn in ein erobertes Land einführen, wenn sie sich daselbst niedergelassen haben, und mit den Eingebohrnen des Landes nur ein Volk ausmachen. Dieses war, wie sehr wohl bekannt ist, der Zustand unserer Insel, um das Jahr neunhundert, zu welcher Zeit allererst England sein Haupt unter die Herrschaft zweyer mächtigen Völker, der Angel-Sachsen und Dänen, beugte. Wenn man daher die allerersten Gebäude noch vor diesem Zeitpuncte an rechnen will, heißt dieses einer bloßen Meynung zu viel einräumen, und offenbar bekannte Begebenheiten wenig in Betrachtung ziehen.

Es ist also ein historischer Satz, der keines weitern Beweises bedarf, daß in dieser Insel vor dem neunten Jahrhunderte nirgends gothische Gebäude gewesen sind. Wenn man in dieser Sache bis zur Zeit, da sie zuerst in der Welt bekannt worden ist, hinaufgehen will: so richten wir unsere Augen ganz natür-

natürlich auf die erste Aufnahme der Gothen in Thracien, zu welcher Zeit sie von einem gesitteten Volke aufgenommen wurden, und nachdem sie lange ein herumirrendes Volk gewesen waren, zuerst an den Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, und an der Ordnung anfingen, einen Geschmack zu bekommen. In dergleichen Umständen befanden sich, wie wir wissen, die Gothen, unter dem Consulate des Valens und Valentinianus, im letzten Jahre der 288sten Olympiade, im 1128sten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, und 376 Jahre nach der Geburt unseres Heilandes. Von dieser Zeit an ist es klar, daß die ersten Gebäude von dieser Art in der Welt sind zum Vorscheine gekommen, nämlich gegen das Ende des dritten, oder am Anfange des vierten Jahrhunderts.

Die Gothen, ihrer barbarischen Sitten, und der Ausartung ihres Verstandes ungeachtet, welche bey ihnen allezeit hervorleuchtete, unterhielten bey sich denjenigen geheimen Stolz, den wir bey uns so oft aus dem Bewußtseyn der Verdienste entstehen sehen. Es war eine Folge dieses ihres Stolzes, daß sie eine solche Verheerung über alle diejenigen Gebäude, die sie antrafen, ergehen ließen, in der Meynung, daß sie selbst im Stande wären, etwas besseres von dieser Art zu erfinden und ins Werk zu richten, und daß die Nachwelt, wenn sie dergleichen Entwürfe von ihrer Erfindung sähe, von ihrer Völkerschaft sich noch größere Begriffe machen würde, als von jenen vortrefflichen Künstlern, welche in den schönen Künsten den höchsten Grad der Schönheit und Zierlichkeit erreichet hatten.

Hieraus entspringt natürlicher Weise die Frage: Ob die gothischen Gebäude die eigene Erfindung dieses Volkes, oder ob sie nur bloß verkleidete Nachahmungen oder Copeyen der griechischen Muster sind? Um allen unrichtigen Begriffen hier vorzukommen: so verstehe ich allemal, wenn ich von den gothischen Gebäuden rede, die alten gothischen. Denn es giebt zwo Arten der gothischen Bauart, eine ältere, und eine neuere, davon die letztere nur eine Verbesserung der vorigen, und im dreyzehenten Jahrhunderte bekannt worden ist.

Damit ich mir den Weg zur völligen Auflösung dieser Frage bahnen kann, wird es nöthig seyn, die ältesten Gebäude, die wir von dieser Art in dem Königreiche haben, in Betrachtung zu ziehen; denn diese Frage soll bloß auf die Erfahrung eingeschränkt seyn, die wir in unserm Vaterlande machen können. Das Genie, die Zeichnung, der besondere Geschmack, (wenn die Gothen wirklich die Erfinder der ihnen insgemein zugeschriebenen Gebäude sind,) müssen sich hier in diesen erstern Versuchen mehr, als sonst irgendwo, zeigen; denn wir können wahrscheinlicher Weise annehmen, daß die aus den neuern Zeiten der griechischen Zierlichkeit sich schon auf einige Art in etwas nähern, welche ungefähr in dem vierzehenten Jahrhunderte unter uns in vollem Glanze wieder empor zu kommen anfing; und wenn wir unsere Muthmaßung nach dieser letztern einrichteten, würden wir viele Irrthümer annehmen. Es ist itzo bey den Untersuchern der Alterthümer ausgemacht, daß das alleràlteste gothische Gebäude, das wir in diesem Königreiche haben, die Kirche zu Grinstead, in

in der Grafschaft Sussex ist. Und was dieses außer allen Streit setzet, ist, daß sich eine viel größere Grobheit und Armuth in der Ausarbeitung dieses Gebäudes findet, als wir an irgend einem von dieser Art antreffen. Eine kleine aufmerksame Betrachtung dieses alten Gebäudes wird verschiedene Entdeckungen machen, die der Einsicht unserer Untersucher der Alterthümer entwischet sind.

Ueberhaupt bemerket man bey der Untersuchung dieses veralteten Gebäudes, daß es den Gebäuden von dieser Art, die darauf gefolget, so ähnlich ist, als die Entfernung der Zeit gestattet. Der Entwurf und die Zeichnung sind eben dieselben; allein die Ausführung ist viel rauher. Da dieses hier der erste Versuch war: so wurde es auch, aus Mangel erfahrner Künstler, sehr ungeschickt ausgearbeitet.

Wir wollen nun die verschiedenen Theile dieses Gebäudes, aus welchen es besteht, betrachten, und sehen, ob wir nicht durch die Vergleichung diesen Punct entscheiden können. Es ist ganz offenbar, daß die Gothen die Bauart mit Säulen verstanden haben. Ein sorgfältig merksames Auge wird bey einem Blick auf die Kirche zu Grinstead, vielleicht wegen der oben angeführten Ursachen, keine regelmäßige Säule erblicken; aber es wird doch eine ungeschickte Nachahmung davon entdecken. Es ist nicht weniger klar, daß die Gothen eine Erkenntniß hatten, gewölbte Bogen von einer Säule zur andern zu führen. Es ist dieses an diesem Gebäude mehr als zu deutlich zu bemerken. Sie sind zwar keine regelmäßigen halben Cirkel, sondern es sind vielmehr winklichte Bogen; woraus wir klärlich sehen, daß

dieser Einfall von den regelmäßigen Bogen entlehnet ist. Man sieht zugleich, daß ihnen der Gebrauch das Gebäude in drey Theile (yles) abzutheilen bekannt gewesen ist; und wenn das Verhältniß und die Richtigkeit in ihren Abtheilungen fehlet: so beweist dieses nur, daß den Baumeistern die Sorgfalt für die Richtigkeit der Ausführung, nicht daß ihnen die Wissenschaft fehlte. Wir finden hier weder Architrab, noch Frieß; allein wir müssen betrachten, daß es nicht nöthig war, dieselben hier anzubringen: denn die maßiven Säulen dieser rauhen Zeiten trugen niemals regelmäßig gerade Mauern, sondern sie endigten sich da, wo die Schenkel der Winkel zusammen stießen, welche die Bogen, die dazwischen waren, ausmachten. Ungefähr um das zehente Jahrhundert werden wir eine Morgenröthe der Wissenschaft zuerst gewahr. Die Künstler in diesem Zeitpuncte scheinen einen Fleiß an ihren Werken angewendet zu haben, der der Geschicklichkeit näher kömmt, und sich alle Mühe gegeben zu haben, die Absicht zu erreichen, die man sich vorgesetzt hatte. Um diese Zeit bemerken wir eine Säule mit einem Schafte, die zwar eben nicht regelmäßig, dennoch aber wohl ausgedruckt ist. Das toscanische Capital fing nunmehr an, sehr merklich zum Vorschein zu kommen, wo nicht die ganze Säule nur undeutlich ausgeführet war. Denn für was kann man sonst die kleinen Säulen halten, welche gleich etlichen kleinen Kindern, die ihre Mutter zärtlich umarmen, um den Hauptschaft herum stehen? Der Bogen, darauf eine Mauer ruhet (Buttrefs), könnte man bey dem ersten Anblicke für etwas besonderes halten, allein dieses ist nur bloß

bey

bey der Ausarbeitung. Es ist dieses eine schlechte Nachahmung der auswendigen Seitensäulen, auf welchen zuweilen die Dächer an den alten Tempeln ruheten. Der Giebel (Pinnacle) scheint das einzige Werk des Genies bey diesen gothischen Ueberbleibseln zu seyn, welcher, wie man gestehen muß, eine artige Wirkung, und die sich nicht verliert, hervor bringt; allein doch dienet es bloß zum Zierrathe, und gehöret also nicht mit zu den Theilen des Gebäudes, welche die Absicht desselben verlanget.

Dieses ist der ursprüngliche Zustand von demjenigen, was man die gothische Bauart nennet, wobey wir weder Genie, noch Entwurf, noch Neuigkeit, in Ansehung der Erfindung des Hauptgebäudes, entdecken. Weshalben wir bey der vorgegebenen Frage uns durch eine Art vom Zwange genöthiget sehen, zu gestehen, daß diese rauhen Gebäude nur verkleidete Nachahmungen der griechischen Muster sind. Eine solche Verkleidung veranlassete der Stolz, der ihre Baumeister überredete, diese Gebäude würden in den nachfolgenden Zeiten, bey Verdeckung des Betruges, für Originale gehalten werden. Hierzu kömmt noch ein Umstand, der die Sache außer allen Zweifel setzet; nämlich, daß diese Gebäude ganz gewiß von griechischen Künstlern sind aufgeführet worden, da die Gothen keine eigene hatten. Sie wurden unter der Aufsicht gothischer Meister geführet, deren Amt darinn bestund, ihren griechischen Arbeitern aufzutragen, sie sollten etwas erfinden, das mit dem, was schon da war, keine Aehnlichkeit hätte. Allein die ehrlichen Griechen konnten einem so harten Gebothe nicht gehor-

sam seyn. Das Gefühl von dem Geschmacke ihrer Nation kam wieder, aller angewandten Bemühungen ungeachtet, dasselbe zu unterdrücken. Es war eine Folge der Lockungen ihres natürlichen Triebes, daß sie das Ungeschickte an diesen Werken durch griechische Erfindungen zu mildern suchten, und die Nachwelt sollte, durch diese Ueberbleibsel des Alterthums, die harten Begegnungen erfahren, die sie von ihren wilden Beherrschern durch den Zwang erduldeten, der Freyheit ihres Genies, deswegen sie schon so lange so berühmt gewesen waren, Einhalt zu thun. Dieses war der Kunstgriff, dessen man sich bey Erfindung dieser Gebäude bediente. Ihn zu entdecken, gehörte mehr Einsicht, als in einem gothischen Genie wohnet.

Ein scharfsichtiges Auge, (denn gemeine Augen sehen nichts,) wird sich mit dieser Entdeckung überflüßig beschäfftigen können. Einem solchen Auge wird die gothische Bauart, wie eine grobe Nachzeichnung vorkommen, die ein Mahler von einem vortrefflichen Vorbilde machet. Der Umriß bleibt eben derselbe; allein da die Stellung und der Ausdruck an manchen Orten verändert ist, werden unachtsame Beobachter dem Nachahmer das Verdienst eines Originals beylegen.

Westmünster,
den 6. Novemb. 1758.

Edgar Bochart.

V. Anzeige

* *

V.

Anzeige
daß der im Jahre 1682 erschienene
und von Halley
nach der Newtonianischen Theorie
auf gegenwärtige Zeit
vorherverkündigte Comet
wirklich sichtbar sey;
und was derselbe in der Folge der Zeit
für Erscheinungen haben werde,
von
einem Liebhaber der Sternwissenschaft.

Der Comet, welchen die Astronomen bisher so sehnlich erwartet haben, derjenige nämlich, welcher 1682 sichtbar gewesen, und nach der Newtonianischen Theorie von Halley am ersten unter allen Cometen mit Zuverläßigkeit auf die gegenwärtige Zeit vorher verkündiget worden, ist wirklich erschienen; wiewol man ihn itzo nicht anders, als nur durch Ferngläser, (wobey ich mich eines dreyschuhigen astronomischen Tubi bedienet) wahrnehmen kann. Man wird ihn aber in der Folge der Zeit desto ansehnlicher erblicken, ja er wird unter die so genannten großen Cometen mit Recht zu zählen seyn, nur

daß wir seines größten Ansehens hier zu Lande beraubet werden, weil der Comet zur Zeit dieses Umstandes, nur in den südlichen Ländern, obgleich auf kurze Zeit, sichtbar seyn wird. Doch wird er kurz vor seiner Verschwindung über unsern Horizont, annoch in einer ansehnlichen Größe, und weit größer als Jupiter, mit einem beträchtlichen Schweife, doch unter etwas mißlichen Umständen, sich darstellen. Er wird auch nach der Zeit wieder in eben der letztern Gestalt, doch herrlicher als vorher, wiewol hernach in abnehmender Größe und Glanze, uns sichtbar seyn.

Einem Landmanne in Sachsen, Namens Palitzsch, zu Prohlis bey Dreßden, war es vorbehalten, diesen Cometen zuerst zu entdecken, jedoch ohne zu wissen, was er für einen herrlichen Fund gethan. Seine Beobachtungen von 25. und 27. December 1758 sind von einem ämsigen Liebhaber der Astronomie, dem Acciscommissario, Herrn D. Hoffmann, in denen Dreßdner gelehrten Anzeigen Num. 2. Anno 1759. angeführet worden, welcher solchen auch am 28sten December 1758. selbst observiret hat. Als ich diese Beobachtungen zu Gesichte bekam, und solche mit denen Umständen, die der obgedachte zu erwartende Comet zu dieser Zeit nach der Theorie haben könnte, zusammen hielte: so fand ich eine solche Uebereinstimmung, daß ich sofort auf die Gedanken verfiel: Dieser Comet sey derjenige, welchen wir erwarteten. Ich machte also sogleich einen Entwurf nach der Theorie, an welchen Oertern des Himmels derselbe, wenn es der gehoffte Comet wäre, in der Folge der Zeit erscheinen müßte, und erwartete nunmehro

mehro einen heitern Himmel, um zu sehen, ob meine Vorherverkündigung mit der That überein kommen würde. Es erzeigte sich aber der Himmel nicht eher, als am 18ten Januar 1759, günstig; und ich fand durch einen dreyschuhigen astronomischen Tubum den Comet an demjenigen Orte, an welchem er nach der Theorie seyn sollte. Den folgenden 19ten Januar sah ich ihn wieder von seiner vorigen Stelle rückläufig fortgerücket, und so, wie es die Theorie erheischete. Hierdurch war ich nun überzeuget, daß dieser Comet der erwartete und so sehnlich erwünschte wirklich sey. Es war also weiter nichts übrig, als die Phänomena dieses Cometen auf die Folge der Zeit vorher ausfündig zu machen, um vorbereitet zu seyn, damit derselbe gehörig hernach am Himmel gefunden und observiret werden könne. Das, was ich ausfündig gemacht, will ich nun erzählen, wobey aber in Ansehung derer Astronomen zu erinnern, daß man die höchste Schärfe in der Prädiction nicht erwarten dürfe, theils, weil der observirte Ort des Cometen, der zu dieser Prädiction als eine Basis dienet, (da er allzu klein und dunkel erschien) nur beynahe durch die Vergleichung mit denen Fixsternen hat bestimmet werden können; theils weil ich mich einer geometrischen Construction bedienet, um die Oerter des Cometen am Himmel in der Behendigkeit vorher sagen, und andere zeitig genug zum Behufe seiner Beobachtung benachrichtigen zu können. Es würde auch dergleichen Schärfe in der Prädiction eine überflüßige Sache seyn, da diese nur darzu dienen soll, um die Umstände, worein der Comet gerathen wird, überhaupt anzuzeigen,

und den Observatorem vorzubereiten. Die Observation wird das übrige zur Bekräftigung der Theorie ersetzen.

Zuförderst will ich also die durch die Construction gefundenen loca geocentrica cometae, allemal auf den bürgerlichen Anfang eines Tages oder auf die Mitternacht des angehenden bürgerlichen Tages bezogen, in ein Verzeichniß bringen, damit ein jeder so fort den Weg des Cometen unter denen Fixsternen auf einer Himmelscharte entwerfen, und die Erscheinungen seiner Bewegung sich desto lebhafter fürstellen könne; wobey zugleich einige besondere Umstände bemerken will.

Anno 1759.

ad init. diei civil. sub merid. Lipſ.	Longitudo cometae geocentrica			Latitudo geocentrica		
d. 28. Ianuar.	21°	11′	♓	4°	30′	boreal.
7. Februar.	17	49	♓	5	23	- -
17. - -	14	45	♓	6	0	- -
27. - -	11	3	♓	6	40	- -
1. Mart. Cometa in conjunctione cum Sole.						
9. - -	7	10	♓	6	57	- -
14. - -	5	10	♓	6	53	Cometa in Perihelio.
19. - -	3	5	♓	6	39	- -
29. - -	29	23	♒	5	47	- -
8. April.	25	24	♒	3	23	- -
13. - -	22	30	♒	1	5	boreal.
Cometa ad nodum deſcendentem.						
18. - -	16	41	♒	4	53	auſtral.
21. - -	8	52	♒	12	50	- -

23. April.

23. April.	26	3	♑	26	0	- -
26. - -	Cometa in Perigaeo.					
27. - -	Cometa in Oppositione cum Sole.					
28. - -	27	20	♎	65	0	- -
1. Mai.	23	40	♍	34	55	- -
3. - -	20	36	♍	28	47	- -
8. - -	13	21	♍	21	2	- -
13. - -	10	50	♍	17	45	austral.

Nunmehro sollen die Umstände folgen, in welche unser Comet nach der Theorie von Zeit zu Zeit gerathen wird; und die Erzählung soll sich vom 18ten Januar 1759 anheben. An diesem Tage stund der Comet in seiner wirklichen Bahn um $\frac{125}{100}$ des Radii der Erdbahn von der Sonne, und um $\frac{148}{100}$ eben desselben Radii von der Erde ab; dahero es kein Wunder, daß der Comet damals so klein, schwach am Lichte und ohne allen Schweif erschien, so daß er nur durch Ferngläser gefunden und gesehen werden konnte. Von dieser Zeit an nähert sich zwar der Comet in seiner Bahn der Sonnen beständig bis zum 14ten März, da er sein Perihelium oder den kürzesten Abstand von der Sonnen erreichet; dahero sollte er nach diesem Umstande mittler Zeit an seinem Lichte beständig zunehmen, und auch einen Schweif nach und nach erlangen. Allein, da er bis zum 17ten Februar sich von der Erde annoch entfernet, allwo er die größte Weite davon von $\frac{168}{100}$ des Radii der Erdbahn überkömmt, (immittelst, daß seine Weite von der Sonne $\frac{78}{100}$ am 17ten Februar beträgt,) und also aus diesem Umstande an seinem Lichte und seiner scheinbaren Größe abnehmen muß: so werden sich

diese

diese beyden Umstände so ziemlich compensiren, folglich wird der Comet eben noch so unansehnlich, wie am 18ten Januar, mittler Zeit verbleiben. Nun sind vom 17ten Februar bis 1sten März, da der Comet in Conjunction mit der Sonne kömmt, nur zwölf Tage, binnen welcher Zeit also der Comet, wegen der Nähe am Horizonte und der Dämmerung des Abends, nicht mehr wird können gesehen werden. Dahero, so lange der Comet des Abends itzo sichtbar ist, wird derselbe gar unansehnlich und nur für die Astronomen seyn, die ihn an den angegebenen Oertern durch die Ferngläser suchen mögen. Diese Sichtbarkeit des Abends wollen wir nach der Beschaffenheit der Umstände höchstens bis auf den 15ten Februar einschränken, indem derselbe am 28sten Januar um 8¾ Uhr Abends und am 15ten Februar um 7¼ Uhr untergeht; worauf er sich unter die Sonnenstrahlen verbirgt. Weil der Mondschein mit Eintritte des Februarii auch anfängt des Abends stark zu werden: so möchte wegen dieses fremden Lichts der Comet, bald nach dem Anfange des Februarii, sich unsern Augen auch durch die Ferngläser entziehen.

Nach dem 1sten März, oder vielmehr wenige Tage hernach, fängt zwar der Comet an, des Morgens vor der Sonne aufzugehen; er wird sich aber vor dem 8ten April aus den Sonnenstrahlen nicht entwickeln, daß er vor der Sonnen Aufgang des Morgens in der schwachen Dämmerung sichtbar würde. Von diesem 8ten April an, will ich nun die Erscheinungen des Cometen ferner anführen, um so vielmehr, da er nun in seine ansehnlichsten Umstände gerathen wird. Doch möchte vorher folgendes zu erinnern

nern seyn. Am 14ten März ist der Comet in seiner Bahn der Sonne am allernächsten, oder in seinem Perihelio. In dieser Absicht muß der Comet alsdenn das stärkste Licht von der Sonne erhalten, und die seinen Schweif formirenden Dünste müssen am weitesten von dem Körper des Cometen abgetrieben werden, oder sein Schweif muß physice am längsten seyn. Dessen ungeachtet würde unser Comet alsdenn nicht gar ansehnlich erscheinen, wenn er auch nicht unter den Sonnenstrahlen verborgen wäre, sondern gesehen werden könnte, immaßen die Erde von dem Comet allzuweit absteht, wodurch sein Ansehen überaus vermindert werden müßte. Vom 14ten März an entfernet sich der Comet in seiner Bahn von der Sonne je mehr und mehr nach der Folge der Zeit, und in dieser Absicht muß das Licht, so er von der Sonne empfängt, immer schwächer werden, und die wirkliche Länge des Schweifes abnehmen. Solchergestalt wäre wenig Hoffnung vorhanden, unsern Cometen ansehnlich zu erblicken, wenn er sich auch aus den Sonnenstrahlen loswickelt, woferne nicht glücklicher Weise die Erde in ihrer Bahn dem in seiner Bahn fortlaufenden Cometen entgegen gienge, und solchergestalt eine schnelle Annäherung zu dem Cometen bewerkstelligte. Hierdurch wird die vorige Verminderung des Ansehens überflüßig ersetzet, und er wird durch gedachte geschwinde Annäherung uns sowol ein starkes, obgleich mattes, Licht zeigen, besonders aber unter einer sehr beträchtlichen scheinbaren Größe mit einem sichtbarlich langen Schweife sich darstellen.

Am 8ten April hat der Comet der Erden sich bereits so weit genähert, daß er etwas größer, als ein Stern

Stern zweyter Größe erscheint, und sein Schweif wird auch gar kenntlich seyn. Weil aber bey einbrechender Morgendämmerung der Comet erst aufgeht (denn er geht um 3½ Uhr des Morgens in der ost-süd-ostlichen Gegend des Horizontes auf): so wird es doch schwer halten, ihn an diesem Tage wegen seines matten Lichtes und seiner Nähe am Horizonte, auf kurze Zeit mit bloßen Augen zu finden und zu sehen, wofern nicht ein sehr heiterer Himmel zu statten käme. Sein bekannter Ort und die Ferngläser können inzwischen dieses ersetzen.

Am 13ten April wird der Comet einem Sterne der ersten Größe gleichen und des Morgens um 3¼ Uhr in voriger Gegend des Horizonts aufgehen. Der starke Mondschein (denn es ist Tages vorher Vollmond) wird einen großen Theil seines Ansehens benehmen; und eben daher wird auch die scheinbare Länge seines Schweifes, der sonst muthmaßlich 7 bis 8 Grad betragen möchte, sich sehr verringern. Hierbey ist überhaupt zu erinnern, daß von der Länge des Schweifes nicht anders, als nur ein muthmaßlich Urtheil gefället werden kann, weil sich physikalische Umstände darbey einmischen, die nicht in unserer Gewalt sind. So ist auch die Angabe der scheinbaren Größe des Cometen nur muthmaßlich, doch mit mehrerer Wahrscheinlichkeit verknüpfet, weil hierzu die bereits in vorigen Zeiten angestellten Observationes einige Anleitung geben.

Am 18ten April wird der Comet dem Jupiter an scheinbarer Größe beykommen, aber erst um 3½ Uhr des Morgens aufgehen, indem er eine merkliche südliche Breite erlanget. Der Schweif möchte 10 bis 11

Grad

Grad in der Länge ausmachen, und wird sich von dem Kopfe abwärts rechter Hand fast parallel mit dem Horizonte erstrecken. Doch die Dämmerung, die Nähe am Horizonte, und der annoch starke Mondschein wird sein Ansehen merklich vermindern.

Wegen der nunmehr sehr stark zunehmenden südlichen Breite des Cometen, nähert sich derselbe mit starken Schritten zu seiner Verschwindung über unserm Horizonte; leider für uns! zu einer Zeit, da er sein größtes Ansehen erreichen soll; welches herrliche Spectacul denen, so weiter gegen Mittag und näher nach der Linie zu, imgleichen jenseit des Aequators, wohnen, vorbehalten ist. Denn

Am 21sten April geht der Comet noch nicht völlig ½ Stunde vor der Sonnenaufgang auf, dahero es in der sehr starken Dämmerung und Nähe des Horizonts schwer halten wird, wegen seines matten Lichts ihn, auch nur auf wenige Minuten der Zeit, deutlich genug zu sehen, obgleich sein Kopf dem Diameter nach ungefähr halb so groß, als der Mond, erscheinen, und sein Schweif mit dem Horizonte fast parallel nach Westen zu auf 12 bis 15 Grad sich erstrecken möchte, wenn erst bemeldete Hindernisse nicht entgegen stünden.

Und so weit geht das herrliche Ansehen, so wir von diesem Cometen in hiesigen Landen vor seiner Ankunft in sein Perigaeum zu gewarten haben. Merkwürdig ist es, daß eben dieser Comet vor sechs seiner Revolutionen, nämlich im Jahre Christi 1305, fast unter ähnlichen Umständen erschienen ist, indem die Historie meldet, daß im gedachten Jahre um das Osterfest ein Comet von außerordentlicher Größe (die Historie saget: horrendae magnitudinis) gesehen worden;

wobey sie, nach der Philosophie der damaligen Zeiten, annoch hinzufüget, daß er ein Vorbothe einer entsetzlichen und durch die ganze Welt wüthenden Pest gewesen sey, auch zum Exempel anführet, daß in der Grafschaft Mansfeld die Menschen bis auf den dritten Theil dadurch aufgerieben worden.

Am 22sten April hat der Comet über unserm Horizonte Abschied genommen, und die weiter gegen Süden und näher an der Linie, auch jenseit derselbigen, wohnen, werden ihn nun bald in seiner größten Herrlichkeit erblicken, indem er der Erde sich mit gewaltigen Schritten nähert, und am 26sten April den geringsten Abstand von selbigen oder sein Perigaeum erreichet. Dieser geringste Abstand beträgt nicht mehr, als $\frac{10\frac{1}{2}}{100}$ des Radii der Erdbahn; daher sein Kopf den bloßen Augen sich beynahe so groß, als der Mond, darstellen, und einen Schweif von 30 bis 40 Grad lang zeigen wird. Dieser Abstand des Cometen von der Erde scheint zwar gering zu seyn. Er ist aber noch groß genug, als daß die Erde etwas von ihm sollte zu befürchten haben, indem selbiger nach einem ungefähren Ueberschlage annoch 2300 Semidiametros terrae oder rotunde zwey Millionen deutsche Meilen betragen wird. Von den Dünsten seines Schweifes haben wir auch nichts zu befahren. Denn, indem er sich der Erde am stärksten nähert, steht er weiter von der Sonne, als die Erde von dieser ab, und wirft dahero seinen Schweif nicht nach der Erde zu, sondern von derselbigen weg, und zwar zur Zeit der Opposition des Cometen mit der Sonne, die sich am 27sten April ereignet, fast gerade von der Erde weg; zu geschwei-

gen,

gen, daß der Comet alsdenn eine sehr große südliche Breite hat.

Während dieses herrlichen Ansehens hat der Comet in dem südlichen Theile des gestirnten Himmels einen schnellen Lauf, indem er vom 23sten bis 28sten April daselbst einen Bogen nach seinem sichtbaren Wege unter den Fixis von 54 Graden durchläuft, und innerhalb dieser fünf Tagen die südlichen Gestirne, den Altar, den südlichen Triangel, die Fliege bis an die carolinische Eiche durchstreicht. Er wird sich dahero nicht allzu lange allein denen, die die Südländer bewohnen, darstellen, sondern schon

Am 1sten May sich wieder über unsern Horizont des Abends nach der Sonnenuntergange zeigen, wie er denn an diesem Tage erst um 11 Uhr des Abends in der südwestlichen Gegend des Horizonts untergehen wird. Sein Ansehen wird der Theorie nach zwar einerley mit dem, so er am 21sten April gehabt, ausfallen, nämlich sein Kopf wird, dem Diameter nach, dem halben Monde gleichen, und er wird einen Schweif von 12 und mehr Graden fast parallel mit dem Horizonte, aber nunmehro nach Osten zu, erstrecken; allein dieses Ansehen wird dadurch verherrlichet werden, daß er geraume Zeit über dem Horizonte verweilet, und auch so gar erst nach der Sonnen Untergange, nämlich Abends um 8 Uhr, in Süden unter einer mittägigen Höhe von ungefähr 8 Grad durch den Mittagszirkel geht, und daß er nach dieser Zeit, ehe er untergeht, durch die Dämmerung und den geringen Mondschein wenig von seinem Ansehen verlieren wird. Nur seine Nähe am Horizonte ist ihm, wegen dessen Dünsten, schädlich.

Dieses ist das beste Ansehen, welches uns in hiesigen Landen der Comet nach seinem Perigaeo zeigen wird.

In der Folge der Zeit wird er zwar bey uns beständig sichtbar seyn: aber sein Ansehen wird sich mit schnellen Schritten vermindern, da der Comet sowol von der Sonne, als von der Erde, sich entfernet, und zwar von der letzten sehr geschwind, indem die Erde und der Comet sich fast nach entgegen gesetzten Richtungen von einander bewegen.

Am 3ten May wird der Comet dem Jupiter an Größe beykommen, wiewol mit mattem Lichte erscheinen, ungefähr um 8 Uhr Abends unter einer mittägigen Höhe von etwan 15 Grad durch den Mittagszirkel und ½ Stunde vor Mitternacht untergehen. Sein Schweif nimmt an Ansehen und Länge merklich ab.

Am 8ten May hat sich seine Größe bereits dergestalt vermindert, daß er nur etwas größer, als ein Stern zweyter Größe erscheinen wird. Er culminiret bey Untergange der Sonne, und geht ¼ Stunde nach Mitternacht unter.

Weiter wollen wir unsern Cometen nicht verfolgen. Denn nunmehro ändert er seine Position unter den Fixsternen von Tage zu Tage nicht beträchtlich, so daß ihn ein jeder gar leicht am Himmel finden und bis zu seiner physikalischen Verschwindung, die nun innerhalb wenig Tagen erfolgen wird, beobachten kann, das ist, bis zu dem Umstande, darinnen er, vermöge seiner allzu großen Entfernung von der Sonne und der Erde, ein so schwaches Licht zeiget, welches nicht mehr fähig ist, unsere Sinnen zu rühren.

Mein Absehen bey dieser zeitigen Vorherverkündigung ist lediglich dahin gerichtet, um die Liebhaber der Sternwissenschaft vorher dadurch zu benachrichtigen, damit dieser schätzbare Comet, auch ehe er im Februario sich unsern Augen entzieht, nicht unbeobachtet vorbey

gehen

gehen möge, oder bey seiner ansehnlichen Erscheinung (zumal, da anfänglich mißliche Umstände sich darbey äußern) zu spät zu deren Wissenschaft gelange. Gewiß, dieser Comet, der die Newtonianische Theorie so handgreiflich bestätigen wird, verdienet eine hazardirte Prädiction; wiewol nicht der geringste Umstand vorhanden ist, der mich an dem wirklichen Erfolge derselben zweifelhaft machen könnte. Ich habe auch deswegen die Erzählung so eingerichtet, daß diejenigen, die der Sternwissenschaft nicht kundig sind, nach einer drey bis vier monatlichen Vorherverkündigung, durch den bloßen Augenschein sich überführen und glauben können, was Seneca auf die, in Ansehung seiner Zeit, künftigen Secula prophezeyet hat: quibus haec tam occulta *dies extraheret et longioris aevi diligentia:* quibusque admirationi foret haec *veteres* nescire potuisse; postquam *demonstraverit aliquis* naturae interpres *in quibus caeli partibus Cometae errent, quanti, qualesque sint.* Und was kann von einer Theorie mehr verlanget werden, als was Herr Clairaut lange vorher, ehe dieser Comet wirklich erschienen, geleistet hat, da er in der öffentlichen Zusammenkunft der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris am 15ten November 1758 eine Abhandlung von diesem Cometen abgelesen, seine mühsamen Berechnungen angezeiget, und endlich durch seine Schlüsse heraus gebracht, daß derselbe nicht eher, als gegen den Apil des 1759sten Jahres, wieder erscheinen werde.

❧ ❧ ❧

* *

VI.
Von dem äußerlichen Gebrauche einiger Arten des rectificirten Weingeistes, verschiedene Krankheiten des menschlichen Körpers dadurch zu heilen.

Aus dem Gentleman's Magazine. November 1758. S. 511. übersetzet.

Mein Herr,

Da Sie in Ihrem Magazine öfters Schriften bekannt machen, die die Beförderung des Wohlseyns und der Erhaltung der Gesundheit unserer Nebengeschöpfe zum Endzwecke haben: so habe ich geglaubet, daß es vielen nicht unangenehm seyn würde, wenn ich verschiedene von den Vortheilen mittheilete, die durch den äußerlichen Gebrauch des rectificirten Weingeistes an dem menschlichen Körper erhalten werden, und die ich durch die Erfahrung bemerket habe.

Ich verstehe diejenigen Arten Spiritus, welche man gemeiniglich in den Lampen unter den Theekesseln zu brennen pfleget, sie mögen vom Weine, oder

oder einer jeden andern geistigen Feuchtigkeit, die durch die Gährung gemacht worden ist, abgezogen seyn. Die äußerliche Auflegung dieser Arten von Spiritus, hat sowol mir, als auch andern, bey mancherley Zufällen, sehr gute Dienste gethan, insbesondere aber bey den folgenden:

1. Beym Krampfe, oder bey convulsivischem Zusammenziehen der Finger und Fußzähen, und der Muskeln an andern Theilen des Körpers; wenn man die leidenden Theile mit diesem Spiritus gerieben hat: so sind diese Zufälle dadurch vertrieben worden.

2. Bey einer gichthaftigen Erkältung oder Erstarrung irgend eines Theils am Körper, ist das Einreiben an demselben, früh und abends, mit dergleichen Spiritus, entweder kalt oder warm gemachet, (indem man ein Fläschgen davon in ein Becken mit sehr warmem Wasser setzet,) öfters ein sehr dienliches Mittel.

3. Aeußerliche Schmerzen an der Oberfläche des Körpers, oder an den Fingern, Gelenken der Hand, an den Knien und Füßen, werden sehr häufig durch den Gebrauch eines dergleichen Spiritus gelindert.

4. Durch ein beständiges tägliches Einreiben, Früh und Abends, mit dergleichen Spiritus, sind die Hühneraugen öfters geheilet, und das callöse Wesen, welches unten an den Fersen zu entstehen pfleget, weggeschaffet worden.

5. Diejenigen Geschwulste an den Schenkeln, Füßen, und andern Theilen des Körpers, welche eine Zeitlang den Eindruck behalten, wenn man mit

den Fingern darauf drücket, haben sich, wenn man sie täglich mit dergleichen Spiritus gerieben hat, nach und nach gesetzet, so wie ich es glücklich an mir selbst versuchet, und an andern bemerket habe, denen ich dieses Mittel angerathen hatte.

6. Das Abfallen der Grinde, welche an einem Theile des Körpers fest anhängen, und die Absonderung des Schurfes, werden sehr befördert, wenn man dieselben, und die nächst anliegenden Theile täglich zwey oder dreymal mit dergleichen Spiritus befeuchtet.

7. Bey Geschwüren trägt der Gebrauch desselben sehr viel zur Heilung derselben bey. Die kleinen Geschwüre an der Zunge, (welche Aphthae genennet werden,) und andere an den inwendigen Seiten der Backen, oder an den Lippen, und diejenige Geschwulst am Zahnfleische, welche man Zahnfleischbeulen (Gumboils) nennet, werden öfters sehr leicht geheilet, wenn man sie zwey oder dreymal des Tages mit dergleichen Spiritus benetzet, wie ich solches öfters an mir erfahren, und einen gleichen Erfolg an andern wahrgenommen habe, denen ich ihn angerathen hatte.

In Ansehung der Geschwüre an den Schenkeln, hat das Anfeuchten Früh und Abends mit diesem Spiritus an den benachbarten Theilen, wo die Haut noch gesund ist, ohne die Gegend, welche wund ist, zu berühren, die Kraft gehabt, der Fäulniß (welche insgemein die Eyterung genennet wird) zuvor zu kommen, und den darunter befindlichen Theil gesund zu erhalten. Und wenn das Geschwür sich an einem Gelenke befindet, z. E. am Knöchel, oder nächst

dabey:

dabey: so ist diese Methode sehr geschickt, den Beinfraß (Caries) an dem knorplichten Ende des Knochens, und die daraus entstehende Nothwendigkeit, zu verhüten, den mit dem Geschwüre behafteten Theil abzuschneiden, um den Kranken beym Leben zu erhalten.

8. Bey dem kalten Brande, und bey Ertödtungen, ist der Gebrauch dieser Art von Spiritus drey oder viermal des Tages, wechselsweise mit warmen Eßig genommen, sehr dienlich, demselben zuvorzukommen, und das Zunehmen derselben, wenn sie sich schon geäußert haben, zu verhindern.

9. Das Abgehen der äußern Haut vom Reuten, oder wenn eine sehr scharfe Feuchtigkeit durch die Zwischenräume derselben durchdringt, ist zum öftern leicht geheilet worden, wenn man den leidenden Ort mit dergleichen Spiritus täglich ein- oder zweymal benetzet hat, wie ich solches aus eigener Erfahrung befunden habe, da dieses das Mittel gewesen ist, dessen ich mich bey dergleichen Gelegenheit bedienet habe. Das Auflegen wird anfänglich einen außerordentlichen Schmerz erregen, allein er höret alsdenn in zwey oder drey Minuten auf, und die Theile bekommen bald Linderung.

10. Dergleichen Spiritus leisten große Dienste bey einem feuchten Flusse an den Augen. Dieses ist eine Beschwerlichkeit, die mich zuweilen betrifft, wenn ich mich erkälte. Wenn ich dergleichen Zufall habe, benetze ich ein oder zweymal des Tages meinen Finger mit dergleichen Spiritus, und reibe damit ganz gelinde die Augenbraunen, die Schläfe, und Seiten der Nase, und queer über das Backenbein von der Nase bis an die Schläfe; und wenn sich mein Finger

nur ein wenig davon angefeuchtet befindet, mache ich die Augen zu, und fahre damit über das äußerste der Augenlieder.

11. Wenn die goldene Ader Schmerzen verursachet, und man befeuchtet mit dergleichen Spiritus einen Lappen, nachdem derselbe doppelt in der Größe eines Schillings ist zusammengeleget worden, und leget ihn ein Paar Minuten lang auf das Gesäß, nimmt ihn alsdenn wieder hinweg, und wiederholet diese Auflegung, nachdem es die Schmerzen erfordern: so hat dieses sehr öfters geholfen, dieselbe zu vertreiben. Wenn sie blutend ist, und zu viel Blut weggeht, ist eben dieses Mittel sehr dienlich.

Man kann hierbey dasjenige bemerken, was jedermann bekannt ist, daß der Gebrauch dergleichen Arten von Spiritus, von einer großen Wirksamkeit ist, das äußere Erbluten an irgend einem Theile des Leibes zu stillen.

12. Bey dem Herausfallen des Mastdarmes, oder wenn dieser Darm sich durch den Hintern herunter senkt, habe ich den Gebrauch eines dergleichen Spiritus sehr wirksam befunden, denselben zuvor zu kommen und es zu heilen. Man muß sich aber bloß alsdenn desselben bedienen, wenn dieser Darm wieder in den Leib hineingebracht worden ist.

Bey dem, was itzo gesaget worden ist, ist meine Meynung nicht, als wenn ich andere äußerliche Mittel und Umschläge ꝛc. für vergeblich hielte; denn ich habe befunden, daß sie bey mancherley Fällen nöthig sind; sondern, indessen daß dieselben zubereitet werden, und an Oertern, wo man sie nicht haben kann, können die Spiritus von Nutzen seyn.

Ich muß noch hinzusetzen, daß außer dem äußerlichen Gebrauche des Weingeistes, in verschiedenen der angeführten Fälle, innerliche Arztneymittel nöthig seyn werden.

Wenn bey einem Kranken sich eine zu große Menge Blut befindet: so muß so viel davon weggelassen werden, als nöthig ist, den Ueberfluß zu vermindern.

Wenn die Menge der wässerichten Feuchtigkeit zu groß ist, mögen gelinde purgirende, harntreibende, oder Schweiß-befördernde Mittel, oder solche, welche eine unmerkliche Ausdünstung erwecken, angerathen seyn.

Wenn eine salzigte Schärfe im Blute ist, dergleichen geschieht, wenn kleine Geschwüre an der Zunge sich zeigen, und wenn Blattern an dem Leibe oder an den Gliedern hervor kommen, welche voll salzigtes Wassers sind, das vom Blute ausgeworfen ist; und wenn an scorbutischen Körpern freywillige Erblutungen erfolgen: so sind diese abgewechselte Arztneymittel, welche durch die Erfahrung kräftig sind, befunden worden, die ungesunde Beschaffenheit des Blutes zu verbessern, die nöthigsten Mittel.

Und wenn die Krankheit von einer Schlaffheit der Gefäße entsteht: so werden diejenigen Mittel erfordert, welche im Stande sind, dieselbe zu heilen.

Dasjenige, was hier angemerket worden ist, zeiget, daß diese Spiritus, welche gemeiniglich rectificirte Spiritus genennet werden, verdienen bey einer jeden Familie aufgehoben zu werden, damit sie sogleich, als man sie brauchen will, bey der Hand seyn mögen.

Bagnio Court, New Gate-street,
den 23. Novemb. 1758.

Theophilus Lobb.

VII. Zufall

* *

VII.

Zufall einer Person, welche ein Stück Gold verschluckt hatte.

Aus dem Gentleman's Magazine. Novemb. 1758. S. 513. übersetzt.

Mein Herr,

Moritz Frisby, ein Gastwirth zu Bradwell, hatte, vor ungefähr acht Jahren, einen Viertheil Moidor, den er bekommen hatte, in den Mund gestecket. Einer von seinen Bekannten, der ihm begegnete, sagte ihm, daß er dieses Stück Gold von ihm haben wollte; und indem er ihm unvermuthet einen starken Stoß unter das Kinn gab, gieng diese Münze durch die Epiglottis, und fiel herunter in die Lunge. Von dieser Zeit an war er mit einem heftigen und fast beständig anhaltenden Husten geplaget, und war öfters in großer Gefahr zu ersticken. Er befand sich zwar zuweilen von einer Zeit zur andern in leidlichen Umständen, drey oder vier Wochen hindurch, welches, wie er glaubte, davon herrührte, wenn die Münze, durch das Husten, in die Höhe war gebracht worden, und hernach seitwärts wieder herunter fiel, und folglich nicht so sehr im Wege war. Er sagte, daß er es sehr wohl fühlen

len könnte, daß sie sehr öfters, während daß er einen Anfall vom Husten hätte, bis an den obern Theil der Luftröhre in die Höhe käme, und er schmeichelte sich, daß er sie zu einer oder der andern Zeit einmal heraus husten würde. Er verblieb in diesen elenden Umständen bis ungefähr vor vierzehen Tagen, da er an einem ganz schwachen Fieber starb, welches mit keinen gefährlichen Zufällen begleitet war, ausgenommen dem Husten, und der auch nicht so heftig, als wie gewöhnlich war.

Da seine Lunge mit vieler Sorgfalt herausgenommen wurde: so fand man das Stück Gold in dem linken Theile derselben, ungefähr zweene Zolle unter der Absonderung der Luftröhre, woselbst, wie zu vermuthen ist, dasselbe nicht lange gelegen hatte, da sich in der Gegend herum keine eyterhaftige Materie fand, und dieser Theil der Lunge sehr frisch und gesund zu seyn schien.

Das Stück Gold war mit einer merklichen Rinde rund herum überzogen. Da man es zuerst an der Luft wog, hatte es fast vier Pence über den eigentlichen Werth; da es aber hernach im Wasser gewogen wurde: so wog es beynahe drey Pence weniger, als der eigentliche Werth davon beträgt. Herr Thomas von Maldon, Herr Bridge von Southminster, und Herr Fox von Tillingham, waren durch den letzten Willen ernannt, diese Münze heraus zu nehmen.



VIII. Nach=

* *

VIII.

Nachricht von einer Cur einer außerordentlichen Art von Gliederlähmung,

sowol in Ansehung der Ursache, als auch des betroffenen Theiles, durch Hülfe der Electricität;

von dem Herrn Allaman.

Aus dem Gentl. Magazine Octob. 1758. S. 467.

Ein Mägdlein von dreyzehen bis vierzehen Jahren, welche sich ganz allein zu Hause befand, hörete ein heftiges Getöse an der Thüre; das Erschrecken erregte bey ihr einen Anfall von heftigen Convulsionen, welche kaum vorüber waren, da eine Lähmung darauf erfolgete, welche ihr den Gebrauch der rechten Hand und des Gelenkes an derselben benahm, ohne jedoch weder den Arm noch die Schulter zu betreffen. Der Fuß und das Bein wurden gleichfalls untüchtig gemacht, der Schenkel aber blieb unverletzt; die Zunge war in dem untern Theile des Mundes aufgerollt, und neben diesem allen hatte sie noch öftere Anfälle von der fallenden Sucht. Diese schrecklichen Zufälle wurden zwar durch hierzu dienliche Hülfsmittel gehoben, bis auf die Zunge, welche hartnäckigt ohne Bewegung blieb. Wenn man einen Versuch that, die Spitze derselben mit den Fingern

gern vorwärts zu ziehen: so konnte dieses nicht ohne große Mühe bewerkstelliget werden; und wenn man sie wieder fahren ließ: so rollte sich dieselbe im Augenblicke, mit einer Art von Zurückprallen, wieder auf. Der Herr Allaman, welcher sie in diesem Zustande sah, hielt dafür, daß, wenn jemals bey einem Zufalle die Electricität einige Dienste leisten könnte, es sehr wahrscheinlich bey dem gegenwärtigen seyn müßte, da die Kranke im übrigen sich bey vollkommener Gesundheit befand. Er electrisirte sie deswegen, und brachte Funken aus ihrer Zunge heraus. Am ersten Tage dieser Operation glaubte er einige Bewegung bemerket zu haben; da er den folgenden Tag dieses wiederholte, wurde die Bewegung sehr merklich. Nach dem vierten Versuche war die Zunge nicht mehr aufgerollt, jedoch noch ein wenig gekrümmet. Bey dem zehenten, da sie fortfuhr, sich immer besser zu befinden, konnte sie dieselbe völlig ausstrecken. Bey dem zwölften konnte sie die Zunge aus dem Munde herausstecken, und fing an zu reden, wiewol undeutlich und lispelnd. Sieben oder acht Electrisirungen, und eine beständige Uebung der Zunge, brachte ihr die Sprache völlig wieder zuwege.

Der berühmte Uhrmacher und Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, Herr le Roy, hat einen Correspondenten eben dieser Akademie, an einem unleidlichen Zahnweh, und einen Professor zu Straßburg an einer hartnäckigten Taubheit, beyde durch die Electricität geheilet.

* *

Inhalt

Inhalt

des dritten Stückes im zwey u. zwanzigsten Bande.



Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

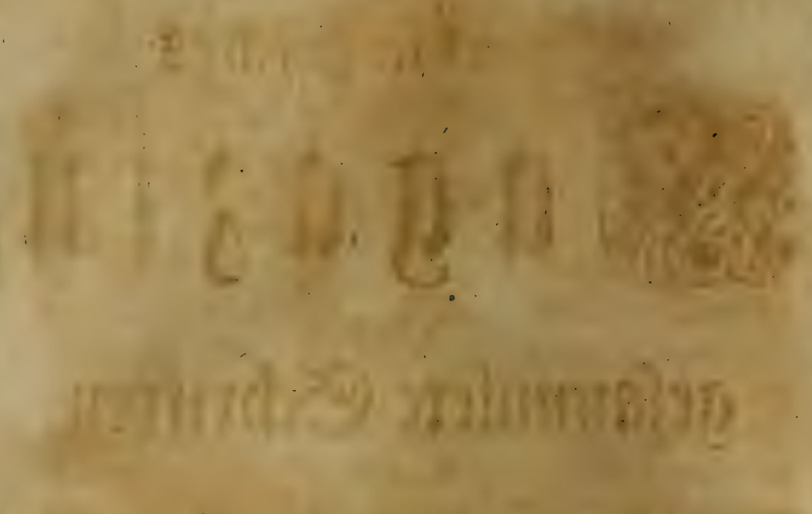
Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des 22sten Bandes viertes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759





I.

Medicinische Beobachtungen von schweren Geburten, von Doctor Röderer.

Erste Beobachtung.

Eine Frau von 42 Jahren, die zum andernmale schwanger gieng, schickte sich an zu einer natürl. Geburt. Die drückenden Schmerzen von des Kindes Kopfe u. der Feuchtigkeit des Amnii eröffneten den Muttermund sehr gut. Nachdem vom Anfange der Geburt an, 5 oder 6 Stunden vorüber waren: jso gieng der Liquor amnii wegen der starken

 Wehen

Wehen fort, und der Kopf des Kindes folgte nach. Das Gesichte war aber nach den rechten Dünnen (Ilia) der Mutter zugekehret, und weil auch die linke Hand der Frucht an das linke Ohr angeleget war: so verhinderte dieses den weitern Fortgang so sehr, daß das Gesicht gegen das heilige Bein (Os sacrum) gewendet, und die linke Hand heraus gezogen werden mußte: als dieses geschehen war, und man ganz gelinde anzog, so brachte die darauf erfolgte Wehe den ganzen Kopf, und nach dem gewöhnlichen Gesetze auch das Körperchen heraus. Bey Umwendung des Kopfes wurde die an das Ohr angelegte Hand angegriffen und so gleich herausgezogen. Nachher ist die Mutter von ihrer Placenta befreyet worden.

Anm. 1). Dieses ist die leichteste Art von einer schweren Geburt, und ich habe gesehen, daß die Kräfte der Natur allein dergleichen Fälle geendiget haben. Doch dienet der beschriebene Handgriff darzu: daß die Geburt ohne Beschwerde der Mutter befördert, und selbige von vielen heftigen Schmerzen, welche von dem Kopfe und der Hand herrühreten, befreyet werde.

2) Man mag die Hand an den Kopf anlegen, wo man will, als an den Hals, das Gesichte, die Stirne, an das Ohr, so glitschet solche ab; ja es wird auch dem Kopfe dadurch mehr Schaden zugefüget, wenn man den Kopf in seiner Lage mehr verändert.

Andere Beobachtung.

Wo der Arm zuerst gekommen.

Das Umwenden.

Eine Frau von 26 Jahren, die das erstemal schwanger gieng, hatte Tag und Nacht mit Geburtsschmerzen zugebracht, als ich zu ihr kam: sie hatte viele Kräfte, einen vollen Puls, gelinde Schmerzen, und weiche Schaamtheile ohne Geschwulst. Nachdem sie bequem war gelegt worden: so bemerkte ich, daß der linke Arm (welches auch die Wehmutter gleich beym Anfange der Geburt bemerket hatte,) und die Nabelschnur, welche ich ohne Pulsschlag bemerkte, vorgefallen war. Derowegen brachte ich ohne Verzug die Hand in die Mutter, damit ich die Füße zu fassen bekam. Dieses gieng auch sehr leichte an, weil der Muttermund und die gemeine Höhle der Mutter und Mutterscheide ganz offen war. Ich befand den Kopf nach oberwärts, gegen das Schulterblatt gekehrt, nahe an dem Muttermunde, in der Gegend der linken Dünnen, und in der rechten Gegend den Rumpf. Um den zusammengezogenen und gleichsam wie eine Kugel gebogenen Körper des Kindes hatte sich die Mutter (Uterus) rund und sehr nahe angelegt. Daß der Foetus schon gestorben war, bemerkte ich aus dem Mangel des Pulsschlages und aus der Unbeweglichkeit der Zunge, welches ich wahrnahm, als ich meinen Finger in den Mund des Kindes steckte. Wegen des zusammengedruckten Köperchens konnte ich mit der Hand nicht an die obere Gegend des heiligen Beines kommen, die doch sonsten

die vorzüglichste ist. Nach einigen Bemühungen habe ich endlich in der hintern Höhle der Mutter den rechten Fuß an der rechten Seite des Kindes, zwischen dem Unterleibe und Rücken entdeckt. Außer der Kniekehle konnte ich nichts weiter fassen; hierein brachte ich meinen Finger, gleich einem Haken, so gut ich konnte, und leitete den Fuß mit grosser Mühe an den Muttermund. Hierauf konnte ich den Fuß leichte fassen, an mich ziehen, und den andern ergreifen; beyde Füße zusammen gebracht, fassete ich zusammen, und brachte das Kind, welches auf dem Unterleibe lag, ohne großes Bemühen, oder daß der Kopf hinderlich gewesen wäre, glücklich heraus. Die Absonderung des Mutterkuchens verursachte ebenfalls nicht viel Arbeit. Daß aber das Mägdchen beym Antritte der Geburt gelebet hatte, dieses ersahe ich aus der blaulicht rothen Geschwulst des vorgefallenen Armes und der Schaamtheile; ferner, weil bey dem Kinde nirgends ein Merkmaal einer Fäulniß zu sehen war. Während der Operation schrie die Gebährerinn bisweilen sehr laut, nach geendigter Arbeit aber ist sie frisch und gesund worden, und der Blutfluß nach der Geburt (Lochia) ist sehr gut von statten gegangen, woraus man sehen kann, daß die Gebährmutter (Uterus) gesund, und nicht einmal entzündet gewesen.

Anmerk. 1). So oft die Hand des Operateurs in die Gebährmutter dringt: so muß vor allen Dingen die Lage der Theile in Obacht genommen werden, und zwar zu dem Ende, damit man wisse, welcher Weg zu Heranziehung der Füße dienlich sey. Nach der gewöhnlichen Art

folget

folget zwar die Hand des Körperchens der Anleitung; es kann aber auch geschehen, daß das Kind größtentheils überzwerch seine Lage hat, und sich an diesem Orte der Kopf, an einem andern Orte der Rumpf befindet, und die Gebährmutter um das ganze Körperchen, vornehmlich um den Kopf und die gebogenen Schenkel, sehr enge angeschnürt ist, und folglich der Körper des Kindes die Gebährmutter gleichsam in zwo Höhlen, in die vördere und hintere abtheilet. Wenn man also unter diesen Umständen von dem Rumpfe des Kindes zum Unterleibe, und von da weiter zu den gebogenen Schenkeln fortfahren wollte: so würde nicht nur die harte und angestremmte Gebährmutter auf eine gewaltsame Art von den Schenkeln (Femora) abgesondert werden müssen, sondern es müßte sich auch der Arm des Operateurs biegen und krümmen, welches aber gar nicht geschehen kann. Dahero ist es weit besser, daß der Operateur seine Hand mitten über das Körperchen in die hintere Höhle bringt, indem dieser Ort erweiterter, höher und tiefer ist. Mehrentheils kann man in der Untergegend bey der Mutter, nämlich bey dem heiligen Beine besser beykommen. Durch diese Kunst ist er alsdenn vermögend, den einen Fuß zu ergreifen, und den andern an sich zu ziehen: den andern Fuß fasset er deswegen an, damit er das Kind umwenden, auf den Leib strecken, und desto geschickter die Bande auflösen kann *.

* *Rieche*, im Unterrichte für die Hebammen Tab. VII und VIII. Cas. 23 und 24. Element. art. obst. §. 645.

Eine andere Methode ſchlägt Fiedling Ould vor *.

2) Es hätte vielleicht das Mägdchen erhalten werden können, wenn die Kunſt zu gehöriger Zeit das ihrige hätte thun können.

Die dritte Beobachtung.

Vorfall der Hände, des Fußes und Geſichtes.

Das Umwenden.

Nachdem die Geburtswehen eine Frau, welche vorhero dreymal in Wochen gelegen, fünf Tage lang geplagt hatten: ſo verwandelten ſich ſolche am ſechſten Tage in wahre Wehen; gegen Abend an eben dieſem Tage floß die Feuchtigkeit des Amnii aus der eröffneten Gebährmutter, und von der Frucht war der eine Fuß und die eine Hand heraus. Die Gebährerinn hatte bis zur Zeit des Waſſerabganges die Bewegung des Kindes in der Gebährmutter verſpühret, nach dieſem aber nicht wieder. Um 3 Uhr des folgenden Tages Nachmittage brachte ich die Frau in eine gute Lage, und unterſuchte ſie: hier fand ich den Mund der Gebährmutter ganz offen, die Gebährmutter ſelbſt ſchlapp, den rechten Fuß, die linke Hand und die Nabelſchnure, ohne Bemerkung des Pulsſchlages, vom Kinde heraushängend, wobey ein ekelhafter und faſt unerträglicher Geſtank aus der Gebährmutter ausduftete. Dieſes war eine glaubliche Folge von dem Tode des Kindes. Nahe an

* Treatiſe of Midwifry p. 118.

an dem Munde der Gebährmutter gegen die rechten Hüftbeine der Mutter befand sich der Kopf des Kindes, gegen das Ende aber der Gebährmutter und die linke Hüfte der Mutter, der Rumpf. Den Gesetzen der Kunst zu Folge, untersuchte ich zwar alsobald den andern Schenkel: da aber der Kopf den Zugang verhinderte, so habe ich den zurückgebogenen Schenkel gegen den Unterleib der Mutter, über die Schooßbeine, nicht erlangen können. Und wenn auch der vorgefallene Fuß alleine gezogen worden wäre, denn der Kopf war vorwärts gegen den Leib gebogen: so würde doch die Operation noch nicht geendiget seyn, denn je stärker am Fuße gezogen würde, desto mehr würde sich der Kopf einklemmen. Doch wurde gar bald ein Mittel gefunden. Denn als ich an den linken Fuß, der sich außer der Schaamhöhle befand, eine Binde befestigte, und mit der einen Hand beständig anzog: so habe ich mit der andern Hand, die ich in der Gebährmutter verborgen hatte, den Kopf zurück gebracht. Durch diesen Kunstgriff wurde die Frucht, welche auf der Seite lag, bis an die Hüften gebracht, doch so, daß es das Gesicht gegen die linke Hüfte der Mutter zukehrete. Da ich ferner den linken Zeigefinger in die Dünnen des Kindes brachte: so habe ich mit einer Wendung sowohl den linken Schenkel angezogen, als auch das Kind so gewendet, daß es auf den Leib zu liegen kam. Da ich nun in dieser Lage den Schwerpunct bemerkte, so habe ich die Aermchen ohne Mühe von einander gebracht. Den rechten Zeigefinger steckte ich in des Kindes Mund, und befestigte die linke Hand zu dem Ende im Nacken, damit ich mit der

 einen

einen den Kopf bewegte, und zu gleicher Zeit los-brachte. Der Erfolg stimmete mit meinem Endzwecke überein, und der Mutterkuchen schälte sich inwendig von der Gebährmutter ab. Da die Mutter noch Kräfte hatte, so empfand sie auch nach der Operation die gewöhnlichen Wehetagen, der gewöhnliche Blutfluß, nach der Geburt, erfolgte, und sie verspürte die immer gegenwärtige Empfindung im Unterleibe nach der Geburt. Die Geburtswehen störeten ebenfalls auch die Operation. Der geschwinde Puls vor der Geburt veränderte sich allmählich, nachdem das Kind gebohren war, in den natürlich langsamen. Die Mutter hat auch ihr Wochenbette glücklich zu Ende gebracht.

Anmerk. 1). Die beschriebene Geburt gehöret unter die leichten Operationen. In beyden beschriebenen Vorfällen habe ich mein Augenmerk nicht auf den Vorfall des Armes gerichtet. Der Gebrauch der Hebammen ist überflüßig, wenn sie den vorgefallenen Arm in die Gebährmutter zu bringen suchen. Den Arm weiter herausziehen oder abschneiden, ist vielweniger nöthig *.

2) Wenn die Frucht beym Anfange der Geburt mit hinlänglicher Geschicklichkeit wäre herausgebracht worden: so hätte solche ohne Zweifel können erhalten werden. Denn so viel ist gewiß, daß solche zu Anfange der Geburt noch am Leben gewesen. Die Hebamme, welche an den vorgefallenen Theilen gezogen, hat die Nabelschnur zu-sammen

* Diesen Rath hat schon *Moschio* gegeben. Vid. *Spachii* Gynaec. p. 11.

sammen gedruckt, und dadurch der Frucht scheinbarlich Gewalt angethan.

3) Die Binden sind im Umwenden der ungebornen Kinder unläugbar das vornehmste Kunststück.

Die vierte Beobachtung.

Der Vorfall des Aermchens.

Die Zerschneidung der Frucht in der Gebährmutter.

Eine Frau von 42 Jahren, welche schon vormals zu verschiedenenmalen schwere Geburten gehabt hatte, und zum dreyzehentenmale eine Gebährerinn war, bekam so gleich bey den ersten wahren Wehen früh Morgens einen Ausfluß der Feuchtigkeit des Amnii mit einem Vorfalle des ganzen Aermchens, und zwar so, daß sogleich die ganze Hand, außer den Geburtstheilen erschienen war. Als die Kindmutter die Wendung zu verschiedenenmalen versuchet hatte: so kam ich am vierten Tage Abends um 10 Uhr zu der Frau. Ich fand die rechte Hand vorgefallen, deren oberer Theil oberwärts gegen den Unterleib der Mutter, den Daumen aber gegen die rechte Hüfte gerichtet: die Hand war, nebst dem ganzen Arme, so verschwollen, daß er die Dicke des Schenkelbeins in der Größe erreichet hatte. Die Geschwulst war hart, kalt und blaulicht, und nach dem Drücken blieb eine Grube zurück. An dem Hintertheile der Hand bemerkte man keinen Pulsschlag, oder in der Hand von der Irritation einige

Bewegung. Der faule Geruch, als das eigentliche Kennzeichen von dem Tode eines ungebohrnen Kindes, wurde ebenfalls an der Hand verspüret. Aus diesem erhellet, daß die Geburtswehen der Frucht den Lebensfaden verkürzet haben. Die Mutterscheide war verschwollen, die Gebährmutter selbst befand sich um den rechten Arm heftig, und gleich einem Ringe, angeschnürt. Ich versuchte zwar die Wendung, und bemühete mich mit Gewalt, die Hand zwischen den Rumpf und die Gebährmutter zu bringen: allein mein Unternehmen war vergebens. Die Hand, welche operiren sollte, fand an den Füßen der Leibesfrucht eine zwofache Hinderung. Die erstarrte und zusammengezogene Substanz der Mutter beraubte die Hand durch den Druck aller Empfindung und Bewegung. Die Füße der Leibesfrucht befanden sich sehr hoch über dem Becken; sie waren weit von einander entfernet, folglich konnte man solche nicht erlangen. Auch das ungebährliche Wimmern und Hin- und Herwerfen der Mutter, bey der Bewegung und Erweiterung der Gebährmutter, vermehreten die Schwierigkeiten. Doch ließ ich nicht so gleich von meinem Vorhaben ab, sondern versuchte es wieder zum öftern, und zwar so, daß schon unter verschiedenen Bemühungen und Mitteln zur Wendung, und den Zwischenräumen der nöthigen Ruhe, zwey Stunden verflossen waren. Doch zwungen mich endlich die oben erwähnten Schwierigkeiten, von meinem Vorhaben abzustehen, auch die unterbrochenen Kräfte des Körpers, Schweiße, Erstarrungen der Hände und die daher entstandenen Schmerzen beraubeten mich aller ferneren Unternehmun-

nehmungen. Ohnerachtet die Mutter durch das Heulen, durch die Länge der Operation und Geburt viel erlitten hatte: so war sie doch noch bey guten Kräften, hatte einen äqualen lebhaften und geschwinden Puls, Merkmaale von der unverletzten Gebährmutter, Leibesschmerzen ohne daß der Unterleib außer was die Gebährmutter verursachte, aufgetrieben war, eine rothe glänzende Zunge ꝛc. An dem Tode der Leibesfrucht konnte ich auch nicht zweifeln. Nichts war also hinderlich, daß nicht die Mutter etliche Stunden hätte ruhig seyn können, damit nicht nur die Gebährmutter selbst der Ruhe überlassen würde, sondern daß auch der Operateur durch die Ruhe neue Kräfte erlangen und die Handoperation wieder fortsetzen konnte. Damit aber auch der geschwollene Arm, da die Wässer die Nacht durch abgegangen, und der sich den Tag nach der Operation gesetzt hatte, nicht im Wege seyn möchte, so habe ich eine Handquäle an den Arm der Frucht befestiget, denselben gedreht und den Arm aus der Verbindung mit der Schulter gebracht, und den Arm hier und da mit dem Perforatorio geöffnet. Die Mutter wurde hernach ins Bette gebracht, und brachte die folgende Nacht, ohnerachtet sie wenig Schlaf hatte, ganz ruhig hin: bisweilen hatte sie von dem alten fremden Gaste bald Wehen, bald rheumatische Schmerzen überkommen. Den Tag darauf wurden früh Morgens aus dem Arme 8 Unzen Blut gezogen, welches in der Schüssel eben die bey Schwangern gewöhnliche eyweißartige Rinde zeigte. Als ich hernach selbst um 8 Uhr hinzu kam, und alles wie den vorhergehenden Tag antraf, außer daß die Geschwulst am Arme, durch

das

das Abzapfen der Säfte verschwunden war: so eilte ich zum Waffen. Alsobald löste ich mit dem krummen Messer das Schulterblatt vom Rumpfe, und da ich nun mit den Fingern in die Wunden der rechten Hand kam, so habe ich nicht nur das übrige Fleisch abgesondert, sondern auch das Schlüsselbein aus seiner Verbindung gebracht. Als ich nach den Gesetzen der Kunst das Messer auf die Seite gebracht hatte, zerschnitt ich die Ribben, und brachte die meisten Ribben von der Seite nach und nach langsam heraus. Nach diesem habe ich auch die Theile, die in der Brust enthalten sind, und die Decken der andern Seite, welche ich zuvor mit den Fingern zerriß, herausgenommen. Zeithero konnte ich zwar von der Lage der Leibesfrucht nichts gewisses wahrnehmen; nun aber, da ich mir in der Gebährmutter mehr Platz gemacht hatte, so konnte ich nur dieß einzige bemerken, daß der Kopf mehr vor und unterwärts gelegen war, das Körperchen aber hinter und oberwärts. Dessen ohnerachtet konnte ich itzo eben wie den Tag zuvor nicht an die Wendung denken, indem die Bärmutter ebenfalls noch sehr starr war, und die Frucht gleich einem Handschuhe umgab. Die Geschwulst, welche die Mutterscheide sehr enge machte, ja gar verschloß; die Gebährmutter, welche die Leibesfrucht gegen die Rückenwirbel stark zusammen schnürte; und die an die Schaambeine der Mutter stark angepreßten Wirbelbeine verursachten eine langsame und schwere Operation; daher es denn geschahe, daß ich die Hand auf keine Weise zwischen die Gebährmutter und die Wirbelbeine der Leibesfrucht bringen konnte. Dahero wurde die größte Vorsicht und langsamste Maas-

se

se erfordert, damit nichts verletzet würde. Diese Unbequemlichkeit mußte auch verursachen, daß ich zu etlichenmalen das Messer an die Wirbelbeine brachte, und dieselben mehr anzog, als durchschnitte: denn damalen konnte ich die Waffen nicht gehörig brauchen, sondern ich mußte sehr langsam verfahren. Doch kam ich endlich auf den Knorpel, und theilte den Rumpf in der obern Gegend. Die übrigen Fäsergen, welche hin und wieder leichte zusammenhiengen, zerriß ich mit den Fingern. An den Fingern bekam ich leichte Wunden, weil ich mit dem Daumen und Mittelfinger dem Messer nachfolgte. Hierauf ließ ich die Mutter einige Zeit ruhen.

Da ich mich zu meiner Arbeit wieder wendete, so konnte ich den Rumpf des Körperchens mit der Hand alleine auch mit der größten Gewalt nicht herausbringen: dahero befestigte ich an die linke Seite der Wirbelbeine zwischen beyde Ribben den Haken, so, daß er auch das Wirbelbein zugleich einfaßte; mit der einen Hand zog ich den Rumpf an mir, und mit der andern dirigirte ich theils inwendig den Haken, theils fassete ich die obern Wirbelbeine an. Durch dieses Kunststück brachte ich es doch so weit, daß ich den abgelöseten Rumpf aus seinem eingeschlossenen Behältnisse in die Mutterscheide zog. Hierauf legte ich den Haken weg, und fassete mit den Fingern der rechten Hand, eben als mit so viel Haken, die Ribben an, die obern Wirbelbeine ergriff ich mit der linken Hand, und zog zugleich das Körperchen, welches gegen die Axe des Beckens gebogen und gebracht war, nach den Schaamseiten, wobey sich die Gebährerinn selbst, auf Geheiß, sich angreifen mußte.

Da

Da ich den einen Finger in die Schaamseite brachte, so ist das andere Schenkelbein nebst der ganzen Leibesfrucht sehr leicht abgelöset worden. Die Füße beugten sich gegen den sehr aufgetretenen Unterleib zurück und der linke Arm hieng noch mit der Brust zusammen. Den abgelöseten Arm fassete ich hernachmals an, den einen Finger von der andern Hand brachte ich in die Gebährmutter und steckte ihn in den Mund der Leibesfrucht, und bemühte mich den Kopf herauszubringen. Weil oben an dem Arme gegen den Hals zu ein Theil der Haut noch nicht abgelöset war, so verhoffte ich dahero, da ich auch an dem Arme zog, gegen die Absonderung des Kopfs einige wenige Sicherheit. Indem ich aber anzog, so zerriß ich nicht nur die Haut, sondern ich brachte auch den Unterkinnbacken aus seiner Verbindung mit dem Kopfe. Also blieb der Kopf nebst den Wirbelbeinen des Halses in der Gebährmutter zurück, da der Mund getrennet war. Ich ergriff die Halswirbelbeine mit der Hand, und sie giengen heraus; ich fassete sie mit dem Haken an; und der Haken brachte ohne den Kopf bloß die Wirbelbeine heraus. Der Versuch, den ich unternahm, den Kopf schief auf den Wirbel zu legen, gelung mir nicht. Ich ließ deswegen die Mutter von neuem ruhen, und erwartete, ob vielleicht die Wehen etwas ausrichten möchten. Das erfolgte Zittern und die Kälte setzten meine Hoffnung fest, womit die Mutter über 5 Minuten geplagt wurde. Die Kälte brachte, wie es zu geschehen pflegt, einige darauf folgende gute Wehen zuwege. Bey der dritten Wehe untersuchte ich die Gebährmutter wieder, und nahm den Kopf in der Höhle und

die

die Halswirbelbeine in der linken Gegend der Mutterscheide wahr: als ich nun diese mit der Hand gelinde niederdrückte, so wurde der Kopf durch eine einzige Wehe gleichsam mit Gewalt herausgestoßen. Die Wehmutter brachte hernachmals den Mutterkuchen stückweise heraus. Nach geendigter Operation gieng das Geblüte nach der Geburt gut ab, und die Mutter war völlig wieder besser. Der Pulsschlag war zu aller Zeit geschwind und äqual, doch ohne Härte; unterweilen beklagte sich die Frau über Rückenschmerzen. Es erfolgte währendem Wochenbette kein Fieber, keine kränklichen Zufälle; es wurde dahero auch keine Arztney gebraucht. Den andern Tag stellete sich ein gelindes Milchfieber ein, das nicht lange anhielt, und einen Husten von gleicher Beschaffenheit mit sich führete: alles dieses ließ den dritten Tag gänzlich nach. Bey Untersuchung des Körperchens vom kleinen Mägdchen, sahe ich: daß an der rechten Seite alle Ribben abgelöset waren und das Brustbein mit den linken Ribben allein zusammengehangen hatte; am Rumpfe fehleten einige Wirbelbeine, desgleichen auch am Halse, welche der Haken getrennet hatte. Die Anzahl eigentlich zu bestimmen, hielt ich nicht für nöthig, weil ich die Haut gehörig zerlegen mußte und weil die Anzahl der Anwesenden sehr groß war; in der Brust waren keine Eingeweyde übrig; Leber und Gedärme hatten sich durch die Oeffnung des Zwerchfells in die Brust gepreßt. Der Mund des Mägdchens war an der linken Seite zerrissen.

Anmerk. 1) Diß ist eine ekele Gattung einer zweifelhaften Operation, zu welcher wir uns endlich

zu fliehen genöthiget sahen, da die gelindern Hülfsmittel vergeblich waren. Als die Hebammenkunst noch in ihrem Anfange war, so ist diese Operation öfters vorgekommen, indem sie die Wendung nicht gewußt haben. Dahero kömmt auch diese Operation unter den hippokratischen Lehren vor *. Wenn der Vorfall der Leibesfrüchte natürlich mit den Aermen geschahe: so konnten sie solche entbehren, wenn sie bey dem Anfange der Geburt, da die Gebährmutter und die Mutterscheide nicht angestremmt war, durch langsame Kunst auf die Füße gewendet wurden. Wir aber werden alsdenn endlich gleichsam mit Gewalt zu dergleichen Hülfsmittel angetrieben, wenn die viele Tage lang anhaltenden Wehen die Gebährmutter wie eine knöcherne Capsel verhärten und die Leibesfrucht nebst den übrigen Schaamtheilen auftreiben. Uebrigens ist dieses eine merkwürdige Gattung der Krämpfe, wodurch die Gebährmutter, ohne erfolgende Geburt, und da die Feuchtigkeit des Amnii längstens weggeflossen, schmerzhaft angegriffen und starr zu werden pfleget.

2) Wenn eine Operation der Hebammenkunst langsame Arbeit und Geduld erfodert: so ist es gewiß diese. Hier findet der eitle Wahn einiger Wundärzte nicht statt, wo sie ihre Kunst im Operiren

* De morbis mulier. L. 1. No. 96. Cf. *van Hoorne* Siphra und Pua in der Vorrede, und Mittelhäusers practische Abhandlung vom Accouchiren, als welcher zum öftern diese Operation gebraucht und die mehr gelinder und sichere Wendung beynahe vernachläßiget hat.

riren mehr in der Kürze der Zeit, als in einem heilsamen Ausgange, suchen. Was kann es helfen, wenn die Leibesfrucht in der Gebährmutter zerschnitten und die Mutter mit einer tödtlichen Wunde verletzt wird? Ich halte es allerdings viel besser, so wie in einer jeden Geburt, also auch und vornehmlich in dergleichen zweifelhaftem Vorfalle, die Gebährerinn durch langsame Vorsicht vom Tode zu erretten, als selbige aus übereitler Eitelkeit dem Tode aufzuopfern. Meiner Meynung nach kann diese Anmerkung den Anfängern der Kunst niemals genung eingepräget werden.

3) Vor allen andern muß sich der Operateur die Beschaffenheit der Gebährmutter bekannt machen, damit er wisse und erkenne, ob die Gebährmutter gesund sey, ob sie eine Blutentzündung habe? Ob sie zum Krebse geneigt, oder ob diese Krankheit schon wirklich da sey? Gewiß diese Erkenntnisse werden entweder die Eile anrathen, oder der Gebährerinn und dem Operateur Ruhe versprechen: denn die unterbrochenen Kräfte des Gemüths und des Körpers, besonders der Hände, sind gewiß zu diesem Unternehmen hinderlich. Wenn die Gebährmutter vom Blute strotzt, wenn sie im Krebse (man nennet es auch den heißen Brand) übergehen will: so hüte man sich, daß man ja die Operation nicht einen Augenblick aufschiebe: ist die Gebährmutter gesund, so verschlägt es nichts; ist sie vom Krebse angegangen: so wird zwar die Mühe leicht seyn, und die Leibesfrucht wird sich gewiß ablösen lassen, allein der Tod der Gebährerinn wird auch gewiß die

Nachfolge seyn. Die Beständigkeit der Kräfte bey der Gebährerinn, das leichte darzukommen, dergleichen bey dieser Periode seyn konnte, die Weiche, Gleichheit und gehörige Volle des Pulsschlages, die feuchte und rothe oder etwas weniges weiße und bräunliche Zunge, der Mangel der Trockenheit an Zähnen, das gute und langsame Athemholen, die äußerlichen Theile, welche eine natürliche Wärme hatten, das leichte Hinunterschlucken des Getränkes ohne öfteres Aufstoßen, das Bewegliche des Augapfels, ein frisches und nicht beängstigtes Ansehen, ein unverzagtes Gemüth, der Mangel des brennenden Schmerzens im Unterleibe, der Unterleib, der durch den äußern Druck nachgab und nicht gänzlich ohne Empfindung war, desgleichen der sich nicht außer der Geschwulst der Gebährmutter aufblähte, zuweilen heftige Wehen oder wenigstens Rückenschmerzen, die gehörige Empfindung an den Schaamtheilen, die Gebährmutter, welche währendem Operiren Schmerzen verursachte, das Wimmern der Gebährerinn, der unverletzte Sphincter des Mastdarmes, und andere Merkmaale, welche anzeigeten, daß die Gebährmutter, weder von der Entzündung noch von dem heißen Brande angegriffen war, waren dem Verweilen nicht entgegen *.

4) In der beschriebenen Beobachtung wäre es überflüßig gewesen, wenn sich die Gebährerinn, um

* In der beschriebenen Beobachtung und den erwähnten Merkmaalen, kann mir das Gegentheil nicht erwiesen werden, denn es ist ohne mein Erinnern klar, daß es nur eine Copie gewesen.

um den Kopf fortzustoßen, hin und her hätte bewegen sollen. Denn aus den guten Kräften der Natur konnte ich derselben etwas zutrauen: daß sich auch die Wehen stark genung zeigen würden, diß versprach mir das heftige und zitternde Frieren, welches die Gebährmutter erschütterte; denn so oft dergleichen Zittern vorhergeht, so oft habe ich bemerket, daß die Wehen heftig, ja heftiger als gewöhnlich seyn und die Geburt beschleunigen. Selbst die Frau dieser beschriebenen Beobachtung hatte zu Anfange der Geburt ein gleiches Zittern bekommen, worauf heftige Wehen erfolget sind, die die Gebährmutter stark zusammenschnüreten. Das bey selten vorfallenden Excretionen, Kälte und Zittern vorhergehe, dieses hat der berühmte Linnäus bemerket *. Daß der Zufluß der Milch in den Brüsten nach der Geburt mit Frieren geschehe, habe ich theils bey erwähnter Frau, theils auch sonsten allezeit wahrgenommen.

5) Der Nutzen des Hakens, ein Werkzeug, das sonst fast verachtend und schädlich ist, ist in der beschriebenen Beobachtung vortrefflich gewesen. Das Anfassen mit der Hand alleine, hätte den Rumpf nicht abgelöset, vielweniger hätte sich die Zange zu den Wirbelbeinen geschicket. Außer der Hülfe des Hakens, war also nichts übrig, wodurch die Wirbelbeine, welche zwischen den Ribben fest ansaßen, sehr angezogen werden konnten. Dannenhero durfte ich mich nicht einer Verletzung be-

 fürchten,

* Diss. de nova hypothesi febris intermittentis Sect. V. No. 55. Dieses ist die erste unter den akademischen Sammlungen.

fürchten, die der Mutter nachtheilig seyn könnte, wenn mir das Instrument aus den Händen fiele, indem solches vielmehr die andere Hand des Operateurs betraf. Das Körperchen, welches sich in der Substanz der Gebährmutter fest angesetzet hatte, gehorchte auch diesem Instrumente nach Wunsch.

6) Ohne Zweifel hätte zum Leben der Leibesfrucht, so wie auch in den zwo vorigen Beobachtungen, eine geschwindere Hülfe können geleistet werden. Allein die Mütter und Hebammen, (welches zu bejammern) schreyen eher nicht um Hülfe, als bis es zum Ende gekommen ist: dadurch wird nun die Republik vieler zukünftiger Bürger, ja öfters der Mütter selbst, beraubet. Mehrere dergleichen Exempel werden nachfolgende Beobachtungen darlegen.

Die fünfte Beobachtung.

Der Vorfall des Armes, nebst der Nabelschnur.

Eine Geburt, so mit Verdoppelung des Körpers geschieht.

Es ist eine merkwürdige Geburt, welche eine Dorfhebamme verrichtet hat. Eine Bauerfrau hatte schon zu dreyenmalen gebohren; eine Leibesfrucht hatte sie mit dem Vorfalle der Füße gebohren, welche aber zu Ende der andern Woche nach der Geburt gestorben war: die übrigen zwo waren auch todt auf die Welt gekommen; die Kräfte ihrer Natur hatten aber dieses vollbracht, ob gleich in beyden Fällen die

die Hand vorgefallen war. Bey der vierten Geburt ist ihr, wie sie sagte, beym ersten Anfalle der Wehen, mit darauf erfolgter Ruhe der Leibesfrucht, die Feuchtigkeit des Amnii herausgeflossen, wornach vier ganzer Tage, ohne weitern Erfolg der Geburt, vergangen sind. Am fünften Tage Nachmittage um drey Uhr sind durch heftige Wehen, erstlich die Nabelschnur, hernach auch der rechte Arm, fortgetrieben worden. Da nun die Wehemutter den Arm, so oft er von den Wehen herausgetrieben wurde, zum öftern ohne Erfolg wieder hineinbrachte: so veränderte sie ihre Unternehmung, und zog den vorgefallenen Arm und noch andere Theile, die sie ergreifen konnte, nebst einer andern Frau, die ihr an der Hand war, an sich. Die heftig zusammenstossenden Wehen trieben den todten Knaben an eben dem Tage um fünf Uhr mit verdoppeltem Körper heraus. Der Kopf war nach vorwärts gebeuget, und befand sich zwischen den Schenkeln, der Rücken folgete in der Geburt zuerst, und denn kamen die andern Theile. Gleich nach der Geburt ergriff die Wehmutter den Mutterkuchen, und brachte selbigen heraus. Als ich Abends um 10 Uhr hinkam: so habe ich nicht nur von der Wehmutter die beschriebene Erzählung gehöret, sondern ich habe auch selbst noch die conduplicirte Leibesfrucht gesehen: nach weiterer Untersuchung bemerkete ich, daß sie groß, vollkommen, frisch, hart und ohne Gestank oder Zeichen einer Fäulniß war: bloß in dem Gesichte ließ sich hin und wieder das Oberhäutchen ablösen, das Gemächte aber war blau und geschwollen; folglich hat sie ohne Zweifel zu Anfange der Geburt gelebet: in dieser

Meynung hat mich auch die Erzählung von deren Bewegung bis zum Abflusse des Liquoris amnii bestärket. Der rechte Arm war zwar ganz allein, das Schulterblatt und Schlüsselbein waren gänzlich mit den Muskeln von dem Rumpfe abgerissen, und sie hiengen nur mit der Haut des Rückens zusammen: da nun in dieser Seite eine große Wunde gemacht worden war: so waren die Ribben entblößet. Die Mutter wurde ohne Entzündung der Gebährmutter, oder ohne Geschwulst der Schaamtheile gesund, ob gleich diese, benebst der Gegend unter den Ribben, schmerzeten. Das Geblüte nach der Geburt floß, wie gewöhnlich, und die erste Nacht schwitzte sie mit schnellem, vollem, gleichem und weichem Pulsschlage, häufig; nachdem sie zuvor ein wenig Schauer gehabt hatte. Der Unterleib war weich und zusammen gefallen. Den Tag darnach war sie völlig wieder gesund, indem sich der Pulsschlag langsamer bemerken ließ.

Anmerk. Es ist dieses allerdings eine bewundernswürdige Gattung der Geburt, welches ich kaum geglaubet hätte, daß solche die Mutter ohne Schaden zu dreyenmalen hätte ausstehen können, wofern ich nicht das conduplicirte Kind selbst gesehen. Der erstere Vorfall des Armes, nebst der Nabelschnur, bey dieser Frau, die glückliche Entbindung der conduplicirten Leibesfrucht, und die mit den Füßen zuerst angefangene, doch glücklich geendigte Geburt, lassen keinen Zweifel übrig, daß nicht die Frau ein sehr weites Becken (Pelvis) haben sollte, welches den schwimmenden Arm und Nabelschnur in der Feuchtigkeit des

Amnii

Amnii theils leichte zu lassen, theils auch die große Masse der verdoppelten Leibesfrucht bequem herauslassen kann. Dahero hätten die Kinder bey dieser Frau gar leichte beym Leben erhalten werden können, wenn die Wendung mit den Füssen unternommen worden wäre. Also wird dasjenige, was ich im vorigen gesaget, (besiehe die vorhergehende Beobachtung No. 6.) aufs neue bestätiget.

Die sechste Beobachtung.

Eine leichte Geburt.

Die Gebährerinn stirbt am Blutflusse.

Eine Frau, eine Zierde ihres Geschlechtes, ohnerachtet sie im 31sten Jahre zum erstenmale glücklich gebohren hatte, starb doch bald nach geendigter Geburt an einem Blutflusse aus den Schaamtheilen. Ihre Schwangerschaft war sehr gut, und sie hatte nur gelinde und leicht zu ertragende Beschwerden. Die Gebährmutter hatte mehr gegen die Seiten, als gegen den Nabel zu, zugenommen, und er war fast niemals, außer den letzten Tag und Nacht vor der Geburt, wo Wehen zuvor giengen, zusammen gezogen worden. Diese gelinden Wehen aber, wie sie zu thun pflegen, verhinderten die gewöhnlichen Hausgeschäffte und das Herumgehen im Hause nicht, ausser daß sie nur die Nacht im Schlafe gestöret wurde. Die beynahe sechs Stunden anhaltende frische Wehen mit darzwischen kommender Ruhe, welche etwas

Schlaf verstattete, machten alles auf das beste und nach der gewöhnlichen Weise zur Geburt geschickt. Gegen Mittag floß die Feuchtigkeit des Amnii aus, worauf die heftigsten Wehen eine Stunde lang nach einander kamen, und die Geburt des Mägdchens glücklich erfolgete.

Selbst in demjenigen Augenblicke, worinnen das Mägdchen gebohren worden, befand sich die Gebährerinn am Körper und Gemüthe wohl; dahero sie auch ihre Freude über die glücklich geendigte Geburt mit Worten bezeugete. Kaum aber war eine oder zwey Minuten einer Stunde erst verflossen, so beklagte sie sich wegen eines Uebelseyns, sie bath um stärkende Arztney, sie verdrehete die Augen, sie trat die Wehmutter mit den Füßen, als wenn sie selbige fortstoßen wollte, und fiel aus dem Stuhle auf die Erde. Die Beystehenden ergriffen sie alsbald, und brachten sie aus dem sogenannten Hebammenstuhle, worinnen sie gesessen hatte, in das nächste Bette. Als dieses vor sich gieng, so bemerkte man in der Stube viel weggeflossenes und geronnenes Blut. Die Gebährerinn lag gänzlich entseelet da, ohne Empfindung, oder Sprache, und drehete den Mund wunderbar hin und her. In diesen letzten Umständen wurde ich hinzu gerufen, ich befand sie ohne Athemholen, ohne Pulsschlag der Vörderhand, oder des Herzens, die Hände kalt, und das Gesicht, besonders den Mund, verdrehet, so, daß sie nur den letzten Hauch ausbließ: der Wein, der ihr von den Anwesenden eingegossen wurde, fiel mit einem Geräusche hinunter. Sowohl in der Stube, als im Bette, war überall viel Blut ausgeflossen, und das kleine

Mägd-

Mägdchen selbst mit Blute gefärbet, doch befand es sich bey völliger Gesundheit.

Untersuchung des todten Körpers.

Was die Gelegenheitsursache des Blutflusses gewesen, konnte ich nicht erfahren. Dieses konnte ich einzig und allein durch die Section wahrnehmen, daß nämlich der Mutterkuchen mit Gewalt von der Gebährmutter abgelöset, die innere Fläche der Gebährmutter zerrissen worden, und die Blutbrunnen eröffnet habe. Denn die große Fläche der Gebährmutter war unter der Oeffnung der rechten Tubae so verletzet worden, daß alle schwammichte und vasculöse Substanz der Gebährmutter bis zur musculären Substanz zerstört und zerrissen war; an einigen Orten war sie abgeschälet, an andern Orten waren ganze Stücken beysammen, und hiengen bündelweise. Die weitesten Gefäße waren hin und wieder eröffnet, ja ganze Aeste zerrissen. Selbst der Zusammenhang des Mutterkuchens war größer als die Verletzung. Von dem untersten Rande der Verbindung gegen den obern, oder selbst gegen die rechte Tubam, war die Länge der verletzten Oberfläche 4 Zoll, und die Breite 3 Zoll. Diejenige Fläche der Gebährmutter, welche den Mutterkuchen gegen die linke Gegend der Verletzung befestigte, war ganz; diejenige aber gegen die rechte, war der inneren schwammichten Schicht beraubet, das Vasculöse aber unverletzt. Der aufsteigende Theil über der Tuba hatte nur die äußere spongiöse Haut verlohren. Mit der äußern Oberfläche des Mutterkuchens hieng der

Blut-

Blutkuchen 9 Zoll breit, 3 und 4 Zoll und noch mehr in der Mitten dicke, sehr genau zusammen. Als ich dieses abmachte, so bemerkte ich tiefe Furchen: diesem Blutkuchen, welches im Zerschneiden wahrzunehmen war, waren viele weiße zähe Stückchen von verschiedener Größe, eine und mehr Linien im Durchschnitte, welche dem coagulirten Nahrungssafte oder Stöckchen vom Altheeteige ähnlich schienen, eingemischet.

Der Durchschnitt des Mutterkuchens selbst, welcher in der Mitte über einen Zoll dicke war, konnte mit einem halben Zolle verglichen werden: die Nabelschnur war nur 9 Linien von dem Rande befestiget. Die von der Insertion der Nabelschnur entfernten Lobi waren ganz nahe, aber an dem Rande, wo die Nabelschnur befestiget war, viele zerrissen und zerstücket. Ganze Stücken von Lobis hiengen an Stielen, und diejenigen Lobi, die den Rand ausmachen, waren eben sowohl, als die angränzenden, zerrissen. Wenn übrigens von der Insertion der Nabelschnure durch den Mittelpunct des Mutterkuchens eine Linie gezogen werden möchte, so war nur der eine Theil des Halbzirkels, nämlich der rechte, verschiedentlich verlezt, und der andere nicht, einen einzigen Lobum ausgenommen, der zerrissen war. Das geronnene Geblüt hieng mit den zerrissenen Lobis stark zusammen. Die Furchen waren nächstdem auf der äußern Oberfläche des Mutterkuchens sehr tief, und theileten beynahe die ganze Dicke der Substanz.

Die Eingeweide des Unterleibes waren gesund; das Becken nach allen Gegenden stark erweitert; die

die ganze Gebährmutter hatte sich gegen die untere Oeffnung des Beckens bey der Höhle gesenket, sie war nicht zusammen gezogen, sondern völlig ausgedehnet, und erfüllete die ganze Weite des Beckens: der Mastdarm und die Urinblase waren aber in einen engen Raum gepreßt. Auch der Unterleib war glatt, weich, zusammen gefallen und runzlicht. Die Gebährmutter war leer vom Blute, die Blutadern aber des Unterleibes und Beckens waren mäßig angefüllt; die Saamenblutadern strotzten vom Blute, und die eine darvon hatte im Durchschnitte einen Zoll.

Anmerk. 1) Daß derjenige Theil des Mutterkuchens, welcher durch das Ziehen an der Nabelschnur leichte folget *, gewaltsamer Weise abgerissen worden sey, solches hat die Section gezeiget. Ob dieses durch die allzujählinge Hülfe des Anziehens von der Kindermutter geschehen? Ob das Kind durch den jählingen Schuß den Mutterkuchen mitgenommen? Dieses kann ich nicht beurtheilen. Das jählinge Verfahren nach der Geburt leugnete die Hebamme steif und feste, was sie aber unter den Kleidern der Gebährerinn vorgenommen hat, das haben die Anwesenden nicht wahrnehmen können. Doch dieses kann ich nicht verheelen, daß die allzu dienstfertigen Hebammen allerdings sehr oft (ich rede mit der Erfahrung) mit gewaltsamer Hand die Mutterkuchen mit dergleichen darauf folgendem Blutflusse und zu bedaurendem Absterben der Gebährerinnen heraus

* Raysch Observ. Anatom. Chirurg. Cent. Observ. XLVII.

aus reißen; gewiß diese Bemühungen sind verhaßt; vielmehr sollte man die freywillige Absonderung erwarten *, und den abgelöseten Mutterkuchen anziehen. Dergleichen Leute wollen aber lieber ihrer Einsicht, die der Gebährerinn sehr schädlich ist, und ihren dunkeln Vorurtheilen folgen, als durch gesunde Wahrheiten verbessert werden. Die Kürze der Nabelschnur, oder deren Umwenden um das Kind, habe ich auch noch nicht angemerket. Die geschwinde und übereilte Zusammenziehung der Gebährmutter ** zur gewaltsamen Absonderung des Mutterkuchens dürfen wir nicht zur Ursache annehmen, weil ich die Gebährmutter erweitert und gar nicht zusammengezogen antraf. Hat etwa die allzu große Weite des Beckens den Fall des Kindes und des Mutterkuchens allzu eilig gemacht? Warum war aber bloß der Theil der Gebährmutter sowohl, als des Mutterkuchens zerrissen, woran die Nabelschnur befestiget wird? Zeiget dieses an, daß die Nabelschnur von einer äußerlichen Gewalt gezogen worden?

2) Ohnerachtet die Wunden der Pulsadern, nebst dem Blutflusse, das Leben verkürzen: so wird doch der Körper dadurch nicht alles Blutes beraubet. Wer wird aber zweifeln, daß nebst den weiten Blutadern der Gebährmutter nicht auch

* Diese Wahrheit hat schon Ruysch beygebracht, und ich selbst werde dieses einmal mit sehr vielen Beobachtungen bekräftigen.

** Cf. Commerc. Litt. Nov. Vol. I. p. 139.

auch viele Pulsadern sollten seyn zerrissen worden?

3) Merkwürdig sind die Zufälle, die diesen heftigen Blutfluß, benebst dem geschwindesten Tode begleiten: merkwürdig sind auch die chylösen Theile, welche dem Blutkuchen beygemischet waren.

4) Die Beschreibung der Verletzung in der Gebährmutter geben leichte Muthmaßung, daß der Mutterkuchen mehr der rechten Oeffnung der Tubae als der Mitte angehangen habe *.

Die siebente Beobachtung.

Eine langsame Geburt mit zuerstkommendem Kopfe, wegen des Todes der Leibesfrucht.

Eine Frau von 25 Jahren, die sonsten zweymal leichte gebohren hatte, ist zum drittenmale, wider die Gewohnheit, oder einen merklichen Fehler der Leibesfrucht aufgehalten worden: denn die Geburt wurde 15 Stunden verlängert und nach der zehenten Stunde, nahe vor der Geburt, floß die Feuchtigkeit des Amnii ab, nachdem schon von dem Rande der Gebährmutter Oeffnung nichts zu spüren war. Da nun hierauf das Körperchen langsam beweget wurde, so bemerkte ich keine Hinderniß, außer daß ich

* Cf. *Levret* Suite des Obſ. ſur pluſieurs Accouchements laborieux Art. II. §. 4. p. 69.

ich bey der Untersuchung des Köpfchens, eine weiche und gleich andern Geschwülsten bewegliche Geschwulst antraf. Als die Leibesfrucht endlich herausgetrieben war: so folgte eine beträchtliche Menge des Liquoris amnii nach; der Mutterkuchen, nebst der Leibesfrucht, wurde in die Mutterscheide getrieben, und ohne große Mühe vollends heraus gezogen. Die Beschaffenheit der verstorbenen Leibesfrucht war merkwürdig: der Kopf, der Unterleib und das Gemächte waren aufgeschwollen; die Oberhaut sonderte sich überall ab; das ganze Körperchen war weich und dunkelbraun, und mit dem gewöhnlichen weißen und käsigten Virniß, wie man es nennet, nicht bedeckt, indem dieser durch die Maceration weggenommen war: das Gemächte sahe blau; die Nabelschnur war geschwollen, leicht zu zerreißen, und war mit einer gallrichten Feuchtigkeit angefüllet. Der Mutterkuchen war sehr weich, gleichsam macerirt, oder aufgelöset. Den Tag darnach trat aus allen Schweißlöchern des Kindes eine große Menge Feuchtigkeit heraus. Ohnerachtet nun alles dieses anzeiget, daß die Leibesfrucht längstens gestorben, und der Zusammenhang aller Theile durch die Feuchtigkeit des Amnii und durch Beyhülfe der Wärme auf gleiche Art, als wie es in der Maceration zu geschehen pfleget, zerstöret worden sey: so war doch nichts von der Fäulniß, gar kein Gestank zu bemerken. Dieses ist nun der gewisseste Beweis, daß die ganze Leibesfrucht von der Fäulniß sicher sey, ohnerachtet selbige schon längstens verstorben gewesen, denn die Bedeckungen und die darinnen verschlossene Luft

verhin-

verhindern dieses *. Sieben Wochen vor der Geburt, ist sie zweymal gefallen, da sie gestolpert, da nun hierbey die Mutter etwas sehr schweres aufhob, so

* Ein gleiches Exempel wird in den Ephem. N. C. Cent. V. Obs. XI. p. 26 von einer Leibesfrucht einer Spanne lang, angeführet, welche 19 Wochen ohne Fäulniß in der Gebährmutter todt verborgen gelegen, nachdem selbige von der ersten Empfängniß an beynahe 19 Wochen zugenommen hatte. Bes. auch *Mauriceau* Malad. des femmes grosses T. I. L. II. Cap. XII. p. 276 und T. II. Obs. 498. de la *Motte* Trait. complet des accouchements. L. V. Cap. II. Obs. 392. Refl. p. 600. Zwillinge von verschiedener Größe, bekräftigen dieses noch mehr. So habe ich gebohrne Zwillinge gesehen, wovon der eine lebendig und der andere todt war. Bey dem lebendigen wurden die Zeichen einer sehr vollkommenen Leibesfrucht bemerket, der Körper befand sich glatt, schwer und gehörig warm: der Todte hingegen bräunlich, runzlicht und an der Größe mit einer Leibesfrucht von 6 Monaten zu vergleichen und was vor allen andern merkwürdig und der Leibesfrucht von der beschriebenen Beobachtung ähnlich war: so mangelte in der Oberfläche des Körpers der sonst gewöhnliche weiße oder käsigte Virniß. Die Mutter hat auch keine Unbequemlichkeit von der verstorbenen Leibesfrucht bemerket, vielweniger ist ein Zeichen einer Fäulniß an selbigen angemerket worden. Mehrere dergleichen Beobachtungen hat der berühmte Treaw in dem Commerc. Litt. Nor. Vol. IIX. p. 98 und Vol. II. p. 123. angemerket. Besiehe Voelterns Hebammenschule P. II. Cap. XV. p. 231. Unterscheidet nicht der Mangel des käsigten Virniß eine vor der Geburt verstorbene Leibesfrucht von derjenigen, die in der Geburt ersticket?

so bemerkte sie hierauf eine besondere Veränderung im Unterleibe, und eine schwächere Bewegung der Leibesfrucht. Eilf Tage vor der Niederkunft hörte alle Bewegung der Leibesfrucht gänzlich auf. Die Gebährerinn hat vermeynet, daß die Leibesfrucht um eine Woche zu zeitig angekommen wäre. Das Geblüte nach der Geburt floß in geringer Menge, der Kopf, Unterleib und die Brüste thaten weh, das Fieber war mit vollem und hartem Pulsschlage. Den sechsten Tag nach der Niederkunft hörte aller Blutabfluß mit der Entzündung der Geburtstheile auf. Da sie sich den Tag darnach der nöthigen Arztneymittel bedienete, so wurden die Blutquellen vom neuen wieder eröffnet.

Anmerk. 1) Ohne Zweifel hat das sehr weiche Körperchen der Leibesfrucht die mehreste Kraft der Geburtswehen, wegen der Weiche verhindert, und die Geburt langsamer gemacht, woran nicht sowohl der Tod der Leibesfrucht, als vielmehr die Maceration schuld war. Denn dergleichen leichte Geburten von verstorbenen Leibesfrüchten habe ich zum öftern gesehen.

2) Nach verstorbener Leibesfrucht hat das in der Gebährmutter restagnirende Blut, den Abfluß des Geblütes, nach der Geburt, wie es scheint, sparsamer verursachet, nebst einer leichtern Neigung zur Entzündung, wenn die Kunst nicht Widerstand geleistet hätte.

3) Daß die äußerlichen Gewaltsamkeiten der Leibesfrucht sehr oft schädlich seyn; dieß ist eine bekannte Sache.

4) Wenn

4) Wenn der Kopf viel weicher ist, als er seyn sollte, so zeiget es an, daß die Leibesfrucht gestorben sey. Bes. unten die XIV Obs.

Die achte Beobachtung.

Eine schwere Geburt wegen des engen Beckens und der schiefen Lage der Gebährmutter.

Die Mutter ist an einem alten Geschwüre verstorben.

Eine Frau von 38 Jahren war in ihrer ersten Niederkunft und die Geburt verlängerte sich 24 Stunden. Außer der sehr beträchtlichen Enge des Beckens, wo man kaum mit der Hand darzukommen konnte, bemerkte ich keine Hinderung. Daher ist es auch gekommen, daß der Kopf sehr geschwollen, und die Knochen länglicht geschoben waren. Der Natur allein, überließ ich die Geburt, ohne den Gebrauch des Perforatorii, weil ich aus dem Zunehmen der Geschwulst am Kopfe das Leben der Leibesfrucht erkännte und einen kurzen Verzug der Geburt selbst vermuthete. Das Kind wurde aber todt zur Welt gebohren, ohnerachtet ich 2 Stunden zuvor aus dem Zunehmen der Geschwulst am Kopfe das Leben bewiesen hatte. Ohne Zweifel war es von dem Zusammendrücken gestorben, welches der Kopf, da er gegen die untere Oeffnung des Beckens lag, von der Zeit an erlitten hatte. Zuweilen wurde durch die Heftigkeit der Wehen etwas weniges vom Blute herausgepresset. Ueber die schmerzhaften Wehen be-

beklagte sich die Gebährerinn heftig, und gleich bey dem Anfange der Geburt brach sie sich auch. Während der Geburt bemerkte ich in der linken Seite unter den Ribben eine harte Geschwulst, welche sich bis zum Becken erstreckte: das vorgefallene Hinterhauptbein hingegen, war mehr gegen die rechten Hüften gewendet. Der Kopf und das ganze Körperchen wurden wegen des Vorfalles des Hinterhaupts schwerlich herausgebracht, der Mutterkuchen aber, der sich schon abgelöset hatte, gieng desto leichter aus der Oeffnung der Gebährmutter. Das Gesicht des gebohrnen Kindes und die Geschwulst des Kopfes waren vom Drucke blau, desgleichen gieng die Geschwulst gegen die linke Seite, weil das Hinterhaupt gegen die rechten Hüften war angedrückt worden. Die Frau gebahr das Kind Nachmittage um 5 Uhr, und die Mutter starb den 4ten Tag nach der Geburt Vormittags um 10 Uhr. Von den vorherigen Gesundheitsumständen konnte ich nichts erfahren, außer daß sie zuvor kränklich und siech gewesen sey. Eine schwangere Frau, mit ausgezehrtem Körper, gelbsüchtiger, dunkelgelber Haut, und unangenehmen und häßlichen Ansehen, verspricht keinen guten Ausgang, zumal da sie zugleich furchtsam, traurig, verschwiegen, und einfältig (diese Eigenschaften hat sie auch zuvor an sich gehabt) gewesen. Beynahe 8 Wochen vor der Geburt hat sie sich über Schmerzen und Schwere, als wenn der Theil taub wäre im rechten Fuße beklaget. So oft ich die Mutterscheide befühlte: so oft gieng ein stinkender Geruch heraus. Gleich zu Anfange der Geburt konnte sie gar nicht gehen, sondern wurde ins Bette gebracht: währender Geburt hatte sie sehr gebur-

gedurstet. Nach der Geburt bekam sie ein bösartiges Fieber, mit großem Durst und Kopfschmerzen, der Unterleib schwoll auf, und bey dem Zusammendrücken machte es ihr heftige und bey gelinderm Drucke gelindere Schmerzen, besonders schmerzte die Schaamgegend sehr; bald redete sie wenig bald stark irre, der rechte Fuß und der rechte Arm waren ohne Bewegung, doch wurde die Bewegung am Arme durch Oeffnung der Ader wieder hergestellet. Den Tag vor dem Absterben lag sie im steten Schlummer, ohne Verstand, unruhig, äußerlich durfte man sie kaum anrühren, so weinte sie: sie lag unbeweglich und blieb auf einer Stelle ohne Sprache oder Antwort, mit starren und gebrochenen Augen liegen. Am Todestage wurde das Athemholen stärker, öfterer, keuchend, klingend, die Augen wurden trübe, thränend und dunkel, der Mund öffnete sich, die schwärzlichen und trockenen Lippen zogen sich zurücke, die trockenen Zähne wurden sichtbar und der Schleim lief heraus. Der Pulsschlag war vom Anfange der Geburt bis zum völligen Absterben geschwind, unter der Geburt war er voll und hart, nach der Geburt klein und schwach, unterweilen sehr natürlich, unterweilen völliger, vor dem Tode ist er wie gewöhnlich in den abwechselnden Pulsschlag verändert worden.

Untersuchung des verstorbnen Körpers.

Der vornehmste Umstand des Cadavers bestand in der Menge des ausgetretenen Eiters, welches die Gebährmutter angefressen hatte, und wobey zugleich

die Eingeweide im Unterleibe fehlerhaft waren. Die Leber war klein, von sehr weicher Substanz, friabel, und die äußere Haut lösete sich von selbst von der Substanz ab. Die Farbe der Substanz war aschgrau, und zwar so, daß kleine Stückchen von beyderley Farbe mit einander vermischet waren; es sahe recht schäckicht und marmorirt aus, wo nämlich der Grund aschfarbig ist, mit eingesprengten schwarzen Flecken. Auf der Fläche des rechten und untern Theiles, nahe an der Glandula suprarenali, waren hin und wieder sehr breite und schwarze Flecken. Die Gallenblase war groß, aufgeblähet, und voll von Galle; die Galle war von üblem Geruche, etwas weniges bitter, am Gewichte betrug sie vier und ein halb Loth: als solche in einem Glase aufgefangen wurde, so scheidete sich solche fast in zwey gleiche Theile: nämlich in einen dickern und gelben Theil, welcher zu Boden sank, und in einen dünnern und dunkeln, der oben aufschwamm. Die Gallenblase hatte außerdem einen Stein in sich, der die Größe einer Muscatennuß hatte, und ein Quentchen und drey Gran wog. Uebrigens war die Substanz der Gallenblase natürlich, und alle Gänge offen. — Die Milz war klein, weich und schwarz mit weißen Strichen, friabel; und es ließ sich auf gleiche Weise, wie bey der Leber die äußere Haut ablösen. Das Netz (Omentum) war dünne und kurz, und stieg unter dem Grimmdarme kaum über drey Zoll nieder. — Der Magen faßte zwey Würmer von mittelmäßiger Größe in sich. Die Gedärme waren von der Luft sehr aufgeblasen, besonders der überzwerche Grimmdarm, und hin und wieder roth und

entzün-

entzündet, besonders an denjenigen Oertern, welche an dem Vordertheile das Darmfell berühren: das Gekröse war auch entzündet, und zwar da, wo es mit dem Rücken zusammenhängt: eben dergleichen Unheil hatte auch das Darmfell in der Gegend des blinden Darmes erlitten. Die Masse, welche den Zwölffingerdarm erfüllete, war von vieler Galle sehr gefärbet und sah gelbbraun aus: dergleichen Masse befand sich auch im Magen, sie war aber weniger gefärbet. — Die mehresten Eingeweide des Unterleibes waren theils stark, theils schwach zusammengewachsen *, sowohl mit den Substanzen selbst, als auch vermittelst etwas leimähnlichen, oder verdickten Gallerte. Dahero hieng der Grimmdarm mit der Milz feste zusammen, die Urinblase mit dem mittlern Theile der Gebährmutter, der Grimmdarm mit der Gallenblase und Leber. — Vor allen andern aber war der Gang des Eiters merkwürdig zu beobachten. Die völlige Fetthaut, nämlich der rechten Niere, die resolvirt und mit Eiter, anstatt des Fettes, angefüllet war, entdeckte den obern Quell des Eiters, von da gieng die Eiterhöhle zwischen dem Psoas und innern Hüftmuskel, nebst den großen Nerven, nach dem Becken, und erfüllete beynahe die völlige Weite des Beckens zwischen den Eingeweiden mit vielem gelben Eiter: darauf gieng es gleich einem Gürtel, beynahe zwey Zoll breit, zwischen der Gebährmutter und Urinblase nach der linken Gegend des Beckens, fort, und bedeckte die Mitte der Gebährmutter

* Cf. Th. *Bartholinus* Act. Hafn. Vol. III. Obs. 64. und mehrere Exempel in der Diss. de Scirrho Vteri p. 24.

mutter nur drey bis vier Linien; das übrige aber umfassete den Körper der Gebährmutter. In der rechten Seite war zwar der Gürtel beynahe einen Zoll breiter als in der linken, und da es sich mehr unterwärts senkete: so hat dieses ein böses Geschwür verursachet, welches von einer dunkelfarbichten und stinkenden Feuchtigkeit gänzlich angefüllet war. Es war nicht allein alles zellichte Gewebe dieser Seite weggefressen, und die angränzenden Theile schwarz gefärbet und stinkend gemacht; sondern es war auch ein Theil von der Gebährmutter selbst verzehret worden; ja, der Gebährmutter Anfang (Cervix) war so durchbohret, daß eine länglichtrunde Oeffnung einen Zoll lang in die Gebährmutter gieng, deren zwey Lefzen zusammen gefallen waren und sich berührten. Gleich unter dem Körper der Gebährmutter, nahe am Anfange, rechterseits, wo das breite Band sich befinden soll, war die Substanz der Gebährmutter vom Brande beschädiget, weich, angefressen und durchlöchert *. Nur der rechte und der hintere kleine Theil des Geschwüres, welcher die Oeffnung umfasset, war dunkel braun, das übrige aber alles vom gelben und wahren Eiter angefüllet. Der obere Theil dieses rechtseitigen stinkenden Geschwüres erstreckte sich bey der Gebährmutter zum wenigsten einen

* Ein Exempel von einem krebshaften Geschwüre beym Anfange der Gebährmutter, welches von äußerlicher Ursache entstanden ist, siehe in den Eph. N. C. Cent. III. Obs. LXV. p. 147. Geschwür und Krebs am Halse der Gebährmutter beschreibt *Blancard* in seiner Anatom. Pract. Obs. XVI. p. 219.

nen halben Zoll breit; es hatte die gelbe Farbe angenommen, und an der hintern Fläche der Gebährmutter etwas angefressen. In der linken Seite war ein gelbes Eiter, ohne merkliche Verletzung der Gebährmutter zwischen der Urinblase und Gebährmutter, und oberwärts zwischen die äußere Haut der Gebährmutter und die Substanz selbst ausgegossen worden. Ein ander kleines Geschwür, das voller Eiter war, befand sich an demjenigen Orte, wo der linke Grimmdarm unter der Milz mit dem Darmfelle zusammenhängt. Ganze Stücken Fett waren unter dem Eiter befindlich, und man sahe hieraus, daß auch selbst das Fett in Eiter verwandelt war. An einigen Orten war der Eiter dünne und resolvirt, an andern, dicke. An der innern Fläche der Gebährmutter und Mutterscheide hatte sich eine dunkelbraune, dicke und stinkende Feuchtigkeit sehr befestiget, und war wie angewachsen; dieses schien durch die fibrösen Theilchen des Blutes geschehen zu seyn. Die rechte Substanz der Gebährmutter selbst war in der Mitte und unten in schwärzlichte Stücke getheilet; eben dergleichen befanden sich in der Mutterscheide, besonders im Untertheile. An der innern hintern Fläche der Gebährmutter gieng ein breiter inflammatorischer Streif in die Höhe, der einen Zoll breit und viere lang war: die Gefäße sahen schwärzlich aus, und strotzeten vom Blute. Hin und wieder waren auch in der Mutterscheide inflammirte Vertiefungen, die schwärzlich und im Anfange vom heissen Brande verderbet waren: die Erhebungen sahen aschgrau. Der vördere Theil war besonders sehr schwarz, und hatte ebenfalls Abhänge. Die Eyer-

stöcke waren auch ein wenig inflammirt, besonders aber derjenige Theil des Darmfelles, an welchen selbige befestiget sind. Die rechte Tuba war so stark inflammiret, daß der größte Theil schwärzlich sahe: an der linken bemerkte ich keine Entzündung. Die große Ausdehnung der Gebährmutter und die Menge des Eiters hatten die Urinblase und den Mastdarm so gepresset, daß die vördere und hintere Fläche dieser Theile, ohne in der Mitte eine Höhlung zu haben, auf einander lagen. Die Urinblase, welche, wie gewöhnlich, in ein Dreyeck war gepresset worden, richtete den einen Winkel oberwärts, und zween unterwärts nach den Seiten. Gegen die linke Gegend des Beckens war der Mastdarm aus dem linken Grimmdarme ausgetreten.

Die Beschaffenheit der Brusteingeweide kann ich auch nicht unberührt lassen.

Die Höhlen der Brust waren ohne ausgetretenes Wasser und das Ribbenfell (Pleura) war nirgends inflammirt. Das kleine Herz war mit vielem gelben Fette bedeckt *. Der linke Ventrikel wurde beynahe gänzlich von einem Fleischgewüchse angefüllet, welches sich nach allen Gegenden erstreckte, sich allmählig ausdehnte, und mit der Spitze in die große Pulsader (Aorta) traf. Der dicke Theil erstreckte sich auch in den Ventriculum; den überflüßigen Raum hingegen füllete ein dickes und geronnenes Geblüte an. Ein anderer kleiner Polype befand sich zwischen dem

* Besiehe die Geschichte der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris vom Jahre 1732. S. 28. allwo Dr. Hunauld wohl anmerket, daß bey jungen Leuten im Herze wenig, bey den alten aber viel Fett sey.

dem spannadrichten Gewebe der Valveln, und hatte sich im rechten Ventrikel fest gesetzet: ein anderer und dickerer Polype, welcher mit dem vorigen zusammenhieng, war nahe an der Valvel, die die Lungenpulsader bedecket, verborgen. Die Aurikel erfüllte ein dickes Blut. Die dunkelbraunen Lungen waren mit dem Ribbenfelle auf beyden Seiten zwischen der ersten und andern Ribbe zusammen gewachsen, und zwar auf der linken, vermittelst der Fasern, auf der rechten aber mit Ueberflächen selbst. Auch der untere Rand der rechten Lunge erstreckte sich, vermittelst der Fasern, in das Zwerchfell. Auf der äußern Fläche der Lungen waren viele Luftblasen. Alle Gefäße der äußern Haut strotzten vom Blute, die pulsädrichten waren heftig roth, die blutädrichten blau, und es schien, als wenn sie künstlich angefüllet worden wären. An den Blutgefäßen befand sich geronnenes Geblüte. Fast der völlige untere Lobus der rechten und linken Seite war von ausgetretenem Geblüte angefüllet. In der innern cellulösen Substanz der Lunge, in wie weit sie unter der äußern Haut liegt, hatte das hin und wieder ausgetretene Blut rothe und blaue Flecken verursachet, welches die gewöhnlichen Folgen eines heftig vorhergegangenen Fiebers waren. Im Gehirne befand ich nichts kränkliches: allein alle Gefäße der Hirnhäute, des Plexus choroidis und beyder Substanz waren angefüllet; die Pulsadern waren roth, und die kleinen und großen Blutadern blau: in den Ventriculis befand sich etwas weniges von einem dunkelgrauen Wesen ohne Blut: und die sichelförmige Höhle faßte einen kleinen wurmähnlichen Polypum in sich.

An-

Anmerk. 1) Ohne Zweifel ist das in den cellulösen Zwischenräumen des Beckens formirte Geschwür ausgebrochen, und hat die verborgene rechte Substanz an der Mitte der Gebährmutter angefressen; das Angefressene ist ausgeflossen, und hat beym Untersuchen den Finger besudelt: dieses hat die untern rechten Nerven in dieser Seite gedrückt, und nicht nur den Fuß beschweret, sondern auch die heftigsten Zufälle des hypochondrischen Uebels erreget, weil die Verderbung der Eingeweide im Unterleibe damit verknüpfet war. Weil nun nachdem in der Geburt der Kopf des Kindes vorkam: so hat das in dem Becken zusammengehäufte Eiter die Nerven so stark gedrückt, daß man des heftigsten Schmerzes ohnerachtet, gar nicht darzu kommen konnte; eben dieses Eiter hat auch einige kleine Blutgefäße zerrissen, und da es an der Fläche der Geburtstheile sehr genau anlag, so hat es auch ganze Stücken abgelöset. Dem Kopfe des Kindes war nicht bloß die natürliche Enge des Beckens im Wege, sondern die Menge des Eiters verminderte auch um vieles die natürliche Weite: die schiefe Lage vermehrte auch die Hindernisse. Daher ist es auch gekommen, daß, weil die Mitte der Gebährmutter zwischen dem Kopfe und Becken lange gepresset wurde, die Entzündung erfolgte u. in Brand übergieng, weil ein bösartiges Fieber dazu kam. Wegen des schon gegenwärtigen Eiters u. des Anfressens des mittlern Theils der Gebährmutter, war der Uebergang zur Entzündung u. Brande sehr leicht. Daß auch schon vor dem Brande das Geschwüre da gewesen sey; dieß zeiget sowohl die Historie der

Krank-

Krankheit, als auch die Zerlegung des todten Körpers; besonders, wenn wir auf die dunkelbraunen Nieren und den gelben Umfang des Geschwüres unser Augenmerk richten: so ist dieses allerdings eine merkwürdige Wahrnehmung.

2) Die schädliche Verbindung der beschriebenen Zufälle zu Entstehung des Brandes, darzu hat, neben der üblen Beschaffenheit der Eingeweide im Unterleibe, besonders dasjenige Fieber viel beygetragen, welches man das faulende (Putris) nennet, und das bey solchen Umständen sehr gewöhnlich ist. Diejenigen Zeichen der Entzündung, welche außer der Gebährmutter auch an den übrigen Eingeweiden des Unterleibes wahrzunehmen waren, diese muß man als eine schädliche Folge von der Gebährmutter ansehen.

3) Ueberdieß sind einige Sachen, die eigentlich zur Geburt nicht gehören, und voritzt nicht weitläuftiger zu verfolgen sind; doch sind es beträchtliche Wahrnehmungen, die einige Aufmerksamkeit gar wohl verdienen. Also sind die verderbte Leber und Milz, nebst dem Fehler der Galle und Gallenblasensteine einiger Erwähnung werth; ohne Zweifel sind es Ursachen von dem in dem Unterleibe ausgegossenen Eiter, oder wenigstens verknüpfte Fehler. Der Gang des Eiters in dem cellulösen Gewebe, als in einem Theile, der wenig Widerstand leistet; die gallrichte Beschaffenheit des Eiters, welche mir bey innerlichen Geschwüren niemals vorgekommen, und das die Eingeweide zusammen leimte; der leichte Uebergang in Eiter, des durch das Eiter aufgelösten Fettes, erleichtern die Lehre von dem Ur-

sprunge und der Beschaffenheit des Eiters. Die Patientinn hat beständig nach der Geburt irre geredet, ohne einen Fehler im Gehirne zu haben. Die Herzpolypen haben ohne Zweifel von der Krankheit ihren Ursprung. Die Mängel der Lunge gehören zur Congestion des blutadrichten Geblütes in Fiebern, und bey jedem Fieber sind sie ein peripnevmonischer Vorläufer des Todes. Eben wegen dieser peripnevmonischen Congestion wird vor dem Tode das Blutwasser in die Ventriculos des Gehirns ausgegossen. Das Anwachsen der Lunge pflegt bey den meisten Krankheiten zu seyn.

4) Wegen der großen Menge Eiter in der rechten Seite, scheint mir das Zunehmen der Gebährmutter, mehr gegen die linken als rechten Hypochondrien geschehen zu seyn, und der Kopf ist auf die andere Seite gekehret worden, wegen der Schiefe der Gebährmutter. Zur schiefen Lage des Kopfs gehöret auch die seitwärts befindliche Geschwulst am Kopfe.

5) Von zerrissener Gebährmutter, ohne, daß die Leibesfrucht in den Unterleib gekommen, zeiget die beschriebene Geburt ein Exempel *.

6) Daß das Becken allerdings nach Beschaffenheit der Geburt kleiner als gewöhnlich, beobachtet werde, das bekräftiget der beschriebene Fall. Die Dimensionen sowohl der obern als untern (doch diese mehr) Oeffnung waren um ein merkliches

* Eben dergleichen Exempel führet auch *Charles Guilleman* an, in seinem Tractate de la grossesse et accouchement des femmes. L. II. Chap. XIII. p. 226.

ches kleiner als gewöhnlich. Besonders war die obere Oeffnung nicht recht oval, sondern fast dreyeckigt, wie man es bey Mannspersonen wahrzunehmen pfleget. Die Entfernung vom heiligen Beine bis zum Zusammenhange der Schaamknochen betrug drey und einen halben Pariser Zoll; der Durchmesser am hintern Theile war vier und ein Viertheil Zoll; diese Breite verminderte sich aber von dem nächsten heiligen Beine bald, indem sich der Triangel nach vorwärts erstreckte: da bey einem wohlgebauten Becken die größte Breite von der mittlern überzwerchen Axe gegen die hintern Theile nicht viel absteht. Der Seitenschnitt der untern Oeffnung oder der Tuber ischii stand drey Zoll und drey Linien ab: die Spitze des Schwanzbeines (Coccyx) war von dem Bogen der Schaamknochen kaum drey Zoll entfernet *.

Die neunte Beobachtung.

Der Vorfall des Köpfchens mit breiten Schultern und dem Unterleibe.

Diese Geburt ist durch die Kunst vollkommen worden.

Eine Frau, welche in ihrem 15 Jahre das erstemal gebohren hatte, wurde in ihrem 30 Jahre zur andern Geburt geschickt gemacht. Der erste Anfang zur Geburt war sehr gut und geschwind gewesen. Denn

* Fast ein gleiches Becken beschreibt George Counsell Art. of Midwifry fig. 2.

Denn da sich gegen Abend die ersten Wehen angefangen hatten, so konnte die darauf folgende Mitternacht der Anfang zur Geburt geschehen, da die gänzliche Oeffnung der Gebährmutter gereiniget war. Ohnerachtet früh um zwey Uhr der Weg aus der Gebährmutter in die Mutterscheide offen war, so befand sich doch das Köpfchen in einer sehr hohen Stellung und man konnte nicht darzu kommen. Die Blase des Amnii war sehr ausgedehnet, welche sich aber bald herunter begab, um halb vier Uhr selbst in der Höhle zerriß, und die Feuchtigkeit von sich ließ. Das Köpfchen, welches sich bishero in der obern Oeffnung des Beckens verweilet hatte, begab sich allmählich so herunter, daß schon vierzig Minuten nach vier Uhr die Ohren und ein Theil des Gesichts in den Engen der Höhlen zu spüren waren. Nun hätte die Gebährmutter das recht gelagerte Köpfchen nach dem Gesetze der Natur fortgetrieben, wo nicht solches eine schwere Hinderniß unterbrochen hätte. Es blieb aber dieses wie es war, obschon die Wehen ziemlich gut waren. Da ich dieses bemerkte: so griff ich mit meinen Händen so an, daß sie den Kopf bis an Hals, eben als wäre es mit einer Zange geschehen, herunterbrachten. Das Köpfchen blieb wieder stocken, und ich konnte kein Athemholen oder andere Zeichen vom Leben bemerken. Durch das Verweilen der Hülfe wollte ich aber der Leibesfrucht, welche ohne Zweifel noch lebendig war, nicht schaden, dahero wendete ich den Kopf etwas rechtwärts und brachte die rechte Hand zwischen den Hals der Leibesfrucht und die Geburtstheile der Mutter hinein, welches aber nicht anders als mit großer Beschwerlichkeit und Wehklagen

der

Gebährerinn geschehen konnte, da die Geburtstheile sehr zusammengezogen waren: damit ich den linken Arm der Leibesfrucht losbrächte. Hierauf brachte ich auf gleiche Weise den rechten Arm des Kindes heraus, indem ich mit meiner linken Hand den Kopf gegen über in etwas wendete. Nach Losmachung der Aerme gab die Leibesfrucht noch kein Zeichen des Lebens von sich, vielweniger empfand sie etwas von den Wehen, die doch heftig waren. Dieserwegen mußte der Rumpf angefasset und die Leibesfrucht hin und her beweget werden, damit er nach vielen Bemühungen herauskam. Diese ganze Operation war in weniger als fünf Minuten geendiget.

Bey diesem gebohrnen Knaben bemerkte ich große Schultern und Gliedmaßen, dergleichen kaum gebohrne Kinder von etlichen Monaten haben: das Verhältniß des Kopfes, welches dieser Knabe hatte, war kleiner, als die Leibesfrucht, ob er schon selbst groß und lang war. Das Kind wog acht Pfund und ein Loth, und war fast zwey Fuß lang *. Als es gebohren wurde, sahe es im Gesichte blaulicht und dem Tode ähnlich, es wurde aber bald wieder ermuntert, als der Finger in den Mund gesteckt wurde. Der Mutterkuchen wurde hernach von der Gebährmutter abgeschälet.

Anmerk. 1) Eine seltene Gattung der Geburt, welche in vorigen Zeiten aus eitlem Wahne öfters verabscheuet wurde. Peter Forest **, ein

* Cf. Comment. Soc. Reg. Gott. T. III. Comm. X. No. II. p. 411.

** Observ. medicinal. Lib. XXVIII. Obs. LXII. p. 741.

ein berühmter alcmarischer Arzt erzählet von der Jodoca Teylingen oder der Juste, seiner Schwäherinn, welche mit ihrem Ehemanne zwanzig Kinder gezeuget hatte, daß sie ihre Töchter an solche Männer nicht habe verheirathen wollen, die breite Schultern gehabt hätten, weil sie dergleichen Geburt befürchtete. Doch kann ich nicht verheelen, daß beym Hindernisse der Schultern mehr die Lage als Größe anzuklagen sey; diejenige Lage nämlich, wo die eine Schulter an dem Schaambeine, die andere an dem heiligen Beine anhängt, und wobey die Leibesfrucht auf der Seite liegt *.

2) Wenn jemals die Geburt verweilet wird, so ist gewiß die beschriebene von der Art: denn die beträchtliche Schwere, welche ich niemalen an einem neugebohrnen Kinde beobachtet habe **, die

* Besiehe *van Hoorne*, **Siphra** und **Pua** P. II. Cap. XIX. pag. 144. **Levret** Suite des Obſ. ſur les accouchem. laborieux Art. I. Elem. Art. Obſt. §. 528. etc.

** Ich weiß nicht, was ich davon urtheilen soll, wenn Herr **Buzan** beym Herrn Levret einer Leibesfrucht, welche aus dem aufgeschnittenen Unterleibe gebracht worden, 22 Pfund zueignet. Suite des obſervat. ſur pluſieurs accouchements laborieux, p. 77. und eine Leibesfrucht von 23 Pfunden Cramergewichte, davon **Heinrich Nepomuck Cranz** in Comment. de rupto in partus doloribus, a foetu, vtero, p. 55. Erwähnung thut; und eine von 25 medicinischen Pfunden, von welcher Herr **Levret** am angeführten Orte S. 192 redet. Bes. auch den X. Comment. T. III. der **königlichen** Societät zu Göttingen, S. 410.

die Verhältnisse der Theile des Körperchens und die besondere Art der schweren Geburt, erregen dergleichen Muthmaßung. Von der Zeit der Empfängniß habe ich nichts erfahren können. Die Mutter sagete: daß sie beynahe 5 Monate vor der Geburt die Bewegung der Leibesfrucht empfunden habe: den 24 Nov. 1753 hat sie das Kind gebohren, und gegen Pfingsten eben dieses Jahres hat sie die erste Bewegung der Leibesfrucht wahrgenommen.

3) Aus der Lage des Gesichts konnte ich bemerken, daß die Schultern gewöhnlicher Weise gelagert waren; dahero entweder die breiten oder überzwerch liegenden Schultern, oder der aufgeschwollene Unterleib, oder die monströse Forme der Leibesfrucht, das Hinderniß abgaben: in allen diesen Fällen aber mußten die Aermchen gelöst, und die Leibesfrucht, selbst angezogen werden. Daß die Nabelschnure der Leibesfrucht nirgends am Halse angelegen; dieses habe ich bey der Untersuchung mit dem Finger entdecket.

Die zehente Beobachtung.

Der Vorfall des hintern Theiles des Kopfes von der schiefen Gebährmutter.

Die Geburt wird durch die Wendung vollbracht.

Eine blutreiche und dicke Frau, beynahe von zwanzig Jahren, hatte ihre erste Schwangerschaft natür-

natürlich, außer, daß der Unterleib über das Schaambein sehr weit herab hieng. Das übrige zeigte sich bey der Untersuchung fast wie gewöhnlich, der Kopf lag vor; doch war der Gebährmuttermund * in dem letzten Monate beweglicher, als er bey den meisten Frauen zu seyn pfleget ꝛc. Vom ersten Anfange der Geburt, bis zum Vorfalle der Blase des Amnii vergiengen völlige 18 Stunden, unter welcher Zeit zwar die Oeffnung der Gebährmutter gelinde zu spüren **, und die Blase des Amnii eleviret war: allein der Kopf war gegen die obere Oeffnung des Beckens nicht gerichtet, sondern blieb beweglich. Nach Verfluß dieser Zeit, Abends um 6 Uhr, trieb endlich eine heftige Wehe, nebst großer Beängstigung und Wimmern der Gebährerinn, die Blase

* Der Gebährmutter Mund war zwar, wie es zu geschehen pfleget, hoch, doch mit dem Finger zu berühren, und hatte sich zugleich gegen die rechte Hüfte, oder gegen denjenigen in der Einbildung bestehenden Winkel gerichtet, welchen das heilige Bein mit dem rechten Hüftbeine machet. Zu Anfange der Geburt blieb er in der Mitte verschlossen, gegen die untere Spitze war er nur wenig eröffnet; die überzwerche Ritze, deren Ränder mit zween ligamentösen Bogen umgeben sind, war sehr gespannt.

** Die ersten funfzehen Stunden waren die Wehen schwach, und giengen rückwärts, hernach wurden sie allmählich heftiger und stärker. Die ganze Zeit über hat die Gebährerinn die Bewegung der Leibesfrucht empfunden, und im Umfange der Mündung konnte die ligamentöse Spannung bemerket werden.

Blase des Amnii aus der äußeren Höhle nach dessen Richtung von dem vördern Theile in den hintern und längern, und hieng außer der Höhle gleichsam so an einem Stiele, daß es eine mit Wasser angefüllte Kugel vorstellete. Da ich nun dahero aus dieser erweiterten Blase keinen Nutzen mehr erwarten konnte, und die Oeffnung erweitert war, so zerriß ich solche zu dem Ende, damit ich die Beschaffenheit des Kopfes besser untersuchen könnte. Alsbald untersuchte ich die Häute, wovon die Mutterscheide angefüllet war, von da gieng ich zu dem Kopfe, dessen Fontanelle gegen den hervorragenden Bogen des heiligen Beines, ein wenig rechterseits in der Absicht gewendet wurde, daß die obere Oeffnung des Beckens linkerseits vom Köpfchen frey blieb. Im untern und vördern Durchschnitte der Gebährmutter war der übriggebliebene Rand fast einen halben Zoll breit hinterwärts nach dem heiligen Beine zu, fast gänzlich weg, und hier bemerkte ich auch einen Theil von der Nabelschnur. Vors erste erwartete ich was die starken Wehen, die nach dem Köpfchen zugiengen, ausrichten möchten. Allein die Wehen versprachen mir wenig Beystand, weil solche nicht öfters ansetzeten, schwach waren, und endlich gar nachließen. Als ich nun beynahe zwey Stunden auf die Hülfe derselben vergebens gewartet hatte: so hatte ich die Wendung im Sinne. Zu dem Ende ließ ich in der Geschwindigkeit ein Bette zu rechte machen, worauf ich die Gebährerinn legen ließ; da ich nun mit der rechten Hand linkerseits über das Becken gekommen war: so fuhr ich bis zum Grunde der Gebährmutter fort, ergriff die Füße von der

Leibesfrucht, und zog solche bis zur Oeffnung der Gebährmutter heraus. Um die Füße zu ergreifen, mußte ich den Arm bis über den Ellbogen in die Mutterscheide bringen. Aus dem Pulsschlage der Nabelschnure erkannte ich das Leben der Leibesfrucht. Als ich die Füße anzog, so floß nicht nur das noch rückständige von der Feuchtigkeit des Amnii heraus, sondern es war auch der andere Arm zugleich herunter gefallen, welcher von dem Fuße gar leicht zu unterscheiden war. Da das äußerste von den Füßen gegen die Oeffnung der Gebährmutter gebracht war: so wäre die übrige Arbeit allerdings leicht gewesen, wenn nicht die Lage des Kopfes, welcher an den rechten Hüften ansaß, und die Größe verhinderlich gewesen wären: durch diese Hindernisse geschah es denn, daß, als ich an den Füßen zog, das Köpfchen, nebst dem obern Theile des Rumpfes, mehr figirte, indem nämlich die Füßchen gegen den Unterleib gebogen waren. Ich mußte also meine Zuflucht zu dem vortrefflichen Nutzen der Binde nehmen. Da ich nun nichts von Instrumenten bey der Hand hatte: so spaltete ich die Binde an dem einen Ende, legte selbige an dem linken Fuße an, und zog an der Oeffnung der Mutterscheide so stark, daß die Spitzen von den Zähen zu sehen waren, zu gleicher Zeit brachte ich die linke Hand in die Mutterscheide, und brachte das Köpfchen mit den Füßchen beynahe in eine Richtung. Als ich den linken Fuß an den Dünnen abgelöset hatte: so gab sich auch der rechte leicht los, nachdem ich den Finger in die Dünnen zu bringen suchte. Weil ferner die Leibesfrucht auf dem Rücken lag: so konnte

ich

ich selbige durch gar leichte Kunstmittel auf den Unterleib wenden, und nachhero die Schultern hervorbringen. Weil sich nun der Kopf gar nicht herausbringen lassen wollte, so brachte ich die Schultern aus der Mutterscheide; nach diesem drückte ich mit der einen Hand das Hinterhaupt nieder, und mit der andern den Mund zu: und durch diese gelinde Bewegung wurde der Kopf herausgebracht. An dem gebohrnen Knaben verspürte ich kein Leben mehr, der Kopf war groß, und die Nabelschnur hatte sich zweymal um den Hals gewunden; dahero auch von der Zeit an, als ich die abgelöseten Beine anzog, Blut aus den Schaamtheilen floß, der Mutterkuchen sich von selbsten von der Gebährmutter ablösete, und durch die Mutterscheide ohne Beschwerde abgieng. Diese Operation wurde nicht ohne Mühe und Schweiß geendiget; die Gebährerinn befand sich auch nach der Geburt sehr wohl.

Anmerk. 1) Ich würde mein Vorhaben verlassen, wenn ich itzo die ganze Lehre von der schiefen Lage des Kindes untersuchen wollte. Dieses Einzige wird mir zu erinnern erlaubet seyn, daß die beschriebene Geburt zu derjenigen bösen Gattung gehöre, wo der Rumpf des Körperchens mehr nach vorwärts liegt, als gegen den Nabel der Mutter in die Höhe steigt, der Kopf aber gegen das heilige Bein so gerichtet ist, daß der Nacken nebst dem Hinterhaupte dahin kömmt, und das Gesichte nach obenwärts gerichtet ist. Diese Lage, welche durch die Spannung der Nabelschnur noch mehr verderbet wird, weichet von

der Achse des Beckens zu sehr ab, als daß er den Kräften der Natur überlassen werden könnte: die Lage des Körperchens würde auch nicht verbessert, wenn das Hinterhaupt mit der Hand, oder einem andern Instrumente niedergedrückt würde: hierdurch würde vielmehr eine fehlerhafte Krümmung verursachet, welcher die Naturkräfte nicht widerstehen könnten. Diesem Niederdrücken wäre auch im beschriebenen Falle der nach den rechten Hüften gewendete Kopf hinderlich gewesen. In dergleichen beschwerlichen Zufällen, wenn der Kopf weit entfernet und das Becken geräumig ist, pflegen wir auch die Wendung auf die Füße der Anlegung der Zange vorzuziehen; da dieses kaum angeht, wenn der Kopf groß ist, da der Gebährerinn hierdurch viele Schmerzen verursachet werden.

2) Der bewegliche Kopf und die schiefe Mündung, nebst dem abhängenden Unterleibe zeigeten schon im Voraus eine schwere Geburt an, wegen der schiefen Lage nach hinterwärts und auf die rechte Seite.

3) Die sehr langsame und ungleiche Erweiterung der Mündung an der Gebährmutter hat die schiefe Lage der Gebährmutter, und bloß das Hervorragen der Gebährmutter, ohne den Antrieb des Köpfchens angezeiget: Die Blase der Bedeckungen wurde nicht rund ausgedehnet, sondern ragete länglicht hervor.

4) Diese

4) Diese Unbequemlichkeit ist der Wendung zuwider *, weil die Leibesfrucht währendem Operiren von dem Drucke der Nabelschnur stirbt, wenn die Größe des Kopfes, oder die unrechte Lage Verzug verursachet, zumal da in gegenwärtigem Falle die Schwierigkeit und Gefahr des Todes von dem Anstrengen der Nabelschnur vermehret wurde. Doch müssen wir dergleichen Gefährlichkeiten, wenn wir anderer Hülfsmittel beraubet sind, nicht vernachläßigen, ob wir schon die Wendung mit den Füßen für die erwünschte Art der Geburt mit de la Motte ** nicht halten können.

5) Wenn man keinen Vorrath an Instrumenten hat, so muß der Operateur häuslichen Vorrath zur geschwinden Hülfe und zu seinem Nutzen zu brauchen wissen.

* Elem. Art. Obstr. §. 236.
** Trait. complet. des accouchem. L. I. Cap. XXIX. §. 234.

Die Fortsetzung folget künftig.



* *

II.

Brief an die Verfasser
der Memoires von Trevoux,
über das
Pantheon des Agrippa,
heute zu Tage die Rotonda
genannt.

Ich habe Ihnen in meinem letzteren Briefe vom 23 August, eine kurzgefaßte Geschichte von dem Pantheon zu geben versprochen, und gegenwärtig will ich dieses Versprechen erfüllen.

Dieses schöne Gebäude führet an dem Fries des bedeckten Ganges, die Aufschrift M. AGRIPPA L. F. COS. TERTIUM FECIT, welche fast durchgängig zu glauben Anlaß gegeben hat, daß der ganze Tempel ein Werk des Agrippa wäre. Allein verschiedene Kenner der Alterthümer, und große Künstler, haben dafür gehalten, daß das Pantheon schon zu Zeiten der Republik da gewesen ist, und daß Agrippa nur einige Zierrathen und den bedeckten Gang hinzugefüget hat. Die Kenner der Alterthümer berufen sich auf eine Stelle des Dio Caſ- ſius,

sius *, welcher bey Gelegenheit, da er von der Pracht des Agrippa redet, saget, daß er das Pantheon zu Stande gebracht habe. Michael Angelo glaubte fest, daß das Hauptgebäude des Tempels und der bedeckte Eingang, wodurch man hineinkömmt, von drey unterschiedenen Baumeistern wären. Seine Gründe bestunden darinnen, weil das Gewölbe und die Säulenordnung worauf dasselbe ruhet, nicht einerley Schönheit noch genaue Verhältnisse haben, und weil der bedeckte Gang von einer weit prächtigern Bauart, als das Inwendige ist. Dieser Gang scheint in der That erst nach der Zeit verfertiget zu seyn, es ist derselbe ein angeheftetes Stück, dahinter ein Vorgebäude ist, welches sich in einen Fronton endiget. Nun wußten aber die Alten nicht die Frontons hintereinander, übereinander, oder ineinander zu stellen; diese Erfindungen sind aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderten. Es sey nun wie es will, ich betrachte das Pantheon so, wie es Agrippa hinterließ, oder wenigstens so, wie es vor den Einfällen der Barbaren war. Sie werden ohne Zweifel keine andere Beschreibung davon von mir erwarten, als eine solche, die ihnen einen allgemeinen Begriff von der Pracht und dem Reichthume dieses Gebäudes geben kann. Es ist aber meine Sache nicht, eine Nachricht von den einzelnen Abtheilungen und Verhältnissen desselben, zu geben.

Die Figur des Pantheons ist sphärisch, daher es von dem Volke Rotonda genennet worden. Es hat

* Τό τε Πάνθειον ὠνομασμένον ἐξετέλεσε Dio. Cass. Lib. LIII.

hat hundert und vier und vierzig Fuß, im Durchschnitte, und eben soviel von dem Fußboden an bis zu der großen Oeffnung, wodurch das Licht hineinfällt. Die Ordnung ist corinthisch; inwendig ist es in sieben große Höhlungen (Niches) welche in der Dicke der Mauer angebracht sind, abgetheilet; sechs davon sind mit Streifen (Plattes bandes) eingefasset, diejenige welche der Thüre des Eingangs gegenübersteht, ist oben mit einem runden Bogen gewölbet. Vor jedem derselben stehen zwo Säulen von altem gelben Marmor, welche ausgekehlt (cannelées) und aus einem einzigen Stücke sind; diese nebst denen beyden welche neben der hintersten Höhlung (Niche) stehen, und den hervorragenden Karnies tragen, machen zusammen vierzehn der schönsten Säulen in Rom aus. Alle Mauern dieses Tempels bis zu dem grossen Karnies, denselben mitgerechnet, sind mit dem kostbarsten Marmor überzogen und eingelegt, der Fries ist ganz von Porphyr. Ueber dem großen Karnies, war ein Geländer, (Attique) in welchem, rings herum, vierzehen Höhlungen, (Niches) die die Gestalt eines länglichten Viereckes hatten, angebracht; zwischen jeder dieser Höhlungen waren vier Pfeiler von Marmor, und zwischen jedem Pfeiler marmorne Felder von verschiedener Gestalt. Diese Attique hatte ein völliges Gebälke (Entablement): allein der Karnies hatte nicht so viel Auslaufung, als bey der großen untern Säulenordnung. Ueber diesem Karnies fieng das Gewölbe an, welches in Gerade- und Queerstreifen eingetheilet war; die Mittags- und Parallelkreise, auf einer

einer Landcharte stellen die Symmetrie desselben ziemlich genau vor.

Die leeren Zwischenräume, welche diese Streifen machen, werden immer kleiner, je näher sie dem obern Theile des Gewölbes kommen, welches sie jedoch nicht erreichen, indem zwischen denselben und der großen Oeffnung, ein ziemlich großer ganz platter Raum ist.

Um ein so verwegenes Gewölbe desto leichter zu machen, hat der Baumeister den Grund dieser Zwischenräume (Caisses) nur mit Kalk und Bimssteinen angefüllet. Die innern Wände waren mit Bley und Bronze überzogen, und mit durchbrochener Silberarbeit gezieret, und der Grund hatte eine große Rose von eben diesem Metalle. Das Gewölbe war von außen mit Platten von vergüldeten Bronze bedecket. Sieben Stufen, welche da, wo es sich anfieng, angebracht waren, dieneten darzu, um bequem bis auf den Gipfel hinauf steigen zu können. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller, wurden hernachmals diese Stufen mit Bildsäulen ausgezieret, welche wie auf ein Amphitheatrum darauf gesetzet waren. Diese Meynung gründet sich auf eine Stelle des Plinius, welcher saget, daß der Bildhauer Diogenes das Pantheon des Agrippa mit schönen Bildsäulen ausgezieret hätte, daran man aber die Schönheit nicht völlig erkennen konnte, weil sie so hoch stunden. Was mich anlanget, wollte ich lieber glauben, daß unter diesen Bildsäulen diejenigen zu verstehen wären, welche

in

in den Höhlungen (Niches) der Attique stunden, oder vielmehr die, welche auf die Fußgestelle auf dem Fronton des bedeckten Ganges gesetzt waren. Dieser bedeckte Gang (Porticus) besteht aus sechzehen Säulen von Granit, die vier Fuß im Durchschnitte haben, davon achte in einer Linie stehen, mit einer durchgängig gleichen Säulenweite (Intercolumnium), welches gegen die Regeln des Vitruvius ist, welcher haben will, daß die Säulenweite, welche vor der Thüre des Tempels ist, weiter seyn soll, als die übrigen. Ueber diesen Säulen ist ein Fronton, davon der Giebel mit erhabener Arbeit von Bronze gezieret war. Die Querbalken, welche dem bedeckten Gange zur Decke dieneten, waren mit eben diesem Metalle überzogen, desgleichen auch die Thüren, und die Pfeiler neben den Zierrathen an der Einfassung der Thüre war auch davon. Man stieg in den bedeckten Gang auf sieben oder neun Stufen. Dieses war das Pantheon, das so prächtig war, daß es Plinius unter die schönsten und herrlichsten Werke der Welt setzet.

Ich habe noch nichts von acht kleinen Altären gesaget, welche zwischen den großen Höhlungen in der Wand sind, und in die Kirche hervorstehen. Es scheint mir, daß sie höchstens aus dem Jahrhunderte sind, in welchem das Pantheon zur Kirche gemachet worden ist; und das Gute, so man daran bemerket, ist so gar viel neuer. Zwo Sachen bekräftigen meine Meynung. Erstlich, weil die Knäufe und Füße der Säulen einander nicht gleich sind. Hier sieht man die corinthische, dort aber die zusam=

sammengesetzte Ordnung. Einige Säulen haben corinthische Füße, andere attische, und diese letztern sind von der gröbsten Arbeit. Man bemerket daran den Geschmack der unter einander Mischung, der den barbarischen Jahrhunderten eigen war, da man ohne Wahl, Sachen, die sich am wenigsten zu einander schickten, zusammensetzete. Man findet davon viele Proben in verschiedenen andern alten Kirchen in Rom. Zweytens, sind einige von diesen Altären, mit rund gewölbten Frontons bedeckt. Dieser letztere Punct wird nicht von allen für entscheidend angesehen werden: aber es ist dennoch andem, daß man in dem Guten und Großen aus dem Alterthume kein Beyspiel einer dergleichen Verzierung finden wird.

Der Ausbruch des Vesuvs, der unter dem Tiberius geschah, fügte dem Pantheon einen beträchtlichen Schaden zu; Domitianus stellete denselben wieder her, welches Anlaß gegeben hat, daß einige Schriftsteller diesen Herrn für den Erbauer dieses Gebäudes gehalten haben: Der Kaiser Adrian ließ auch daran arbeiten, allein es scheint, daß Septimius Severus derjenige ist, dem das Pantheon seit seiner ersten Erbauung am meisten zu danken hat. Seine Vorgänger hatten vielleicht weiter nichts gethan, als einige Zierrathen hinzugefüget; Septimius aber machte wesentliche Ausbesserungen daran. Man lieset an den Seiten des Architrabs folgende Aufschrift:

IMP. CAES. SEPTIMIUS SEVERUS
PIUS PERTINAX
ARABICUS. PARTHICUS. PONTIF
MAX. TRIB. POT.
XI. COS. III. P. P. ET IMP. CAES.
MARCUS
AURELIUS. ANTONINUS PIUS
FELIX. AUG. TRIB.
POT. V. COS. PROCOS. PANTHEUM
VETUSTATE
CORRUPTUM. CUM. OMNI. CUL-
TU. RESTITUERUNT.

Man muß sich wundern, daß ein Gebäude, welches, nur zwey hundert Jahre gestanden hatte, wenn man annimmt, daß es vom Agrippa erbauet worden ist, vor Alter einfiel. Dieser Vorfall würde die Meynung derer bestätigen, welche glauben, daß es zu Zeiten der Republik schon gestanden hat.

Dieser Tempel verblieb in seinem völligen Glanze bis zu dem Einfalle des Alarichs, unter der Regierung des Honorius. Da sich aber die Römer, nach dem Berichte des Zosimus anheischig gemacht hatten, diesem Fürsten, um ihn von ihren Mauern zu entfernen, drey tausend Pfund Gold, und fünf tausend Pfund Silber zu liefern, und diese Summen sich weder in dem gemeinen Schatze, noch bey den Privatpersonen fanden, sah man sich genöthiget, die goldenen und silbernen Bildsäulen und

die

die Zierrathen aus den Tempeln zu nehmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Pantheon einen Theil hiervon hergegeben hat. Da damals kein Tempel zu Rom war, der diesem, in Ansehung des Reichthums, gleich kam, als der Tempel des capitolinischen Jupiters; der Tempel des Friedens, in welchen man die Schätze aus Jerusalem gebracht hatte, war unter der Regierung des Commodus abgebrannt.

Alarich hatte Rom nur seiner kostbaren Metalle beraubet; Genserich nahm ihm neun und dreyßig Jahre hernach, einen Theil seiner Kostbarkeiten von Marmor. Dieser vandalische König, entweder aus einer blinden Begierde nach Beute, oder aus einem Geschmacke an schönen Meisterstücken, ließ eines seiner Schiffe mit Bildsäulen beladen. Es ist nicht zu zweifeln, daß auch bey dieser Gelegenheit das Pantheon seine Zierrathen verloren hat, und daß die Meisterstücke des Diogenes einem Barbaren zur Beute geworden sind, der mit nichts zu entschuldigen wäre, als wenn man annähme, daß er den Werth von demjenigen kannte, was er Rom raubete, um es nach Carthago bringen zu lassen.

Vor diesen Einfällen der Gothen und Vandalen, hatten die christlichen Kaiser Verordnungen ergehen lassen, die Tempel der Heiden niederzureißen. Was nun auch für ein Bewegungsgrund die Römer mag veranlasset haben, des Pantheon zu verschonen, so ist es doch gewiß, daß es vor der ersten Belagerung Roms durch den Alarich, nichts von dem Eifer der Päbste, und der Uebereilung der Gläubigen erlitten hat, und daß der Beraubung der Tem-

pel ungeachtet, welche damals, und vielleicht unter dem Genserich geschahe, dieser noch Reichthümer genug behielt, die Begierde eines Kaisers zu reizen. Constantius II. kam, gegen das Jahr 655. von Constantinopel nach Rom, und der Besuch, den er bey dieser unglücklichen Stadt ablegte, war sehr feindlich. Er brachte das Pantheon vollends ganz herunter, er nahm das Silber und das Erzt, welche dem Gewölbe zum Zierrathe dieneten, und die Platten vom vergoldeten Erzte, welche dasselbe von außen bedeckten, hinweg.

Alles dieses wurde nach Syracus gebracht. Rom verlor hierbey sehr viel, und Constantinopel gewann nichts hierdurch; denn da die Saracenen sich bald hierauf Meister von Sicilien gemacht hatten, nahmen sie die reiche Beute mit sich, die Constantius daselbst gesammlet hatte.

Ungefähr funfzig Jahre zuvor, das ist im Jahre 607, hatte der Pabst Bonifacius der Vierte sich das Pantheon bey dem Kaiser Phocas ausgebethen, um eine Kirche daraus zu machen, und hatte es auch erhalten. Dieses hieß sehr spät einsehen, wie viel ein solches Gebäude werth war. Wenn man sich die Vortheile zu Nutze gemacht hätte, welche die Verordnungen der ersten christlichen Kaiser darbothen, würde man sich dieses schönen Tempels versichert haben, da er noch seinen ganzen Reichthum beysammen hatte, und das Christenthum würde kein prächtigeres Siegeszeichen, seines Sieges über das Heidenthum gehabt haben. Man fassete den Entschluß, denselben, dem wahren Gott zu heiligen, nicht eher, als da die Barbaren denselben

schon

schon verheeret hatten, und da die elenden Zeitläufte nicht erlaubten, ihm das, was er verloren hatte, wieder zu geben.

Wenn man den Zeitpunct dieser Begebenheit in Betrachtung zieht, so sieht man, daß das Pantheon, nichts, weder von Seiten der Kunst, noch des Geschmacks, zu hoffen hatte. Im Jahre 607. kannte man weder die gute griechische Baukunst, noch das Feine in der Bildhauerkunst. Die Künstler konnten weiter nichts, als das, was sie berührten, verderben. Und in diese Zeiten muß man ohne Zweifel gewisse Ausbesserungen, davon ich weiter unten reden werde, setzen, welche man an dem vollkommensten Denkmaale des Alterthums vorgenommen hatte; das ungerechte Verfahren des Constantius versetzte ihm vollends den letzten Streich. Bonifacius IV. hatte es im Jahre 607 der heiligen Jungfrau gewiedmet, Gregorius IV. wiedmete es im Jahre 610, allen Heiligen; daher kömmt sein Titel, Sancta Maria ad Martyres.

Da Rom nach den Verwüstungen der Barbaren wieder bevölkert wurde, veränderte es fast gänzlich seine vorige Stelle. Es wurde mehr ins Enge zusammen gezogen, die sieben Hügel wurden nach und nach verlassen, und das Gefilde des Mars, das viel ebener und näher bey der Tyber war, gab den Boden zu der neuen Stadt ab. Das Pantheon war an dem Eingange des Gefildes des Mars, es wurde bald mit Häusern umgeben, welche sein schönes Ansehen dem Gesichte versteckten, und die, weil sie an die Mauern desselben angelehnet waren, dieselben nothwendig beschädigen mußten.

Noch überdem, nisteten sich Trödler und andere Kaufleute von dieser schlechten Gattung, so gar in dem bedeckten Gange, ein, verbanden die Säulen durch Mauern mit einander, und legten sich Kramladen daselbst an. Man sieht, daß diese Arten von Misbräuchen sehr alt sind. Das Bauamt der Kirche zog vermuthlich einige Vortheile von diesen Leuten, allein konnten sie den wirklichen Schaden, der den Säulen durch dieses Mauerwerk, das man an dieselben anlehnte, zugefüget wurde, ersetzen? Muß man hernach in der Wuth der Gothen und Vandalen die Ursache des Verfalls der Knäufe, Fußgestelle und selbst der Schäffte der Säulen suchen? Es ist eine Säule dabey, an welcher man, zu nächst bey dem Fußgestelle, Aushöhlungen sieht, welche sechs bis neun Zoll tief, und eben so hoch und breit sind. Diese Aushöhlungen sind noch halb mit Kalk und Ziegelsteinen ausgefüllet; betrübtes Andenken der Verwegenheit des Pöbels, und der dummen Gewinnsucht derer, welche ihm das Recht, das schönste Werk auf der Welt zu verderben, verkaufeten! Diese Unordnung daurete bis zu der Regierung des Pabsts Eugens des Vierten. Der bloße Eifer für den Wohlstand des heiligen Ortes, bewegte den Pabst, das Pantheon von allen den Häusern, womit es umgeben, zu befreyen, die elenden Hütten im bedeckten Gange wurden niedergerissen, und wenn man allen bisher erlittenen Schaden nicht ganz wieder herstellete, hielt man wenigstens den Fortgang davon auf.

Seit dem Constantius die Platten vom vergüldeten Erzte, welche das Gewölbe von außen bedeckten,

ten, hatte hinwegnehmen lassen, war dieser Theil des Pantheons, dem schlimmen Wetter ausgesetzt geblieben, oder nur durch Ziegelsteine davor verwahret worden, bis zur Regierung des Pabstes Benedicts des Zweyten, der ihn mit Bley decken ließ. Nicolaus der Fünfte, welcher große Absichten hatte, und hundert Jahre später, bey einer längern Regierung, vielleicht in den Zeitbüchern der Künste, den Platz behaupten würde, den Leo der Zehente darinnen hat, erneuerte dieses Bley mit mehrerer Pracht.

Ich finde nicht, daß seit diesem Pabste, bis zu Urban dem Achten, ein Pabst etwas merkwürdiges an dem Pantheon gethan hätte; man darf aber nicht zweifeln, daß während dieser Zeit, entweder die Päbste, oder das Bauamt der Kirche, nicht daran hätten sollen arbeiten lassen. Raphael, und dieses ist vielleicht ein Umstand, der diesem alten Denkmaale die größte Hochachtung erwerben kann, Raphael der vortrefflichste Maler, und der den geschicktesten Meistern in der Baukunst an die Seite zu setzen ist, hinterließ bey seinem Tode eine beträchtliche Summe, zu der Ausbesserung des Pantheons, in welchem er sein Grab hat, so wie Perrin del Vague, Johann von Udine, Thadeo Zucchari, Annibal Caranio, Flaminio Vacca und der berühmte Corelli. Alle das gute Neuere, welches dem innern Theile zum Zierrathe gereichet, ist aus den letztern Zeiten; die Gemählde sind schätzbar, die Bildsäulen, ohne daß sie Meisterstücke sind, machen der Bildhauerkunst Ehre, welches beweiset, daß sie jünger sind, als das funfzehente Jahrhundert.

Aber, man erlaube mir mit aller der Ehrfurcht, die man der Würde eines Pabstes, der sonst im übrigen die Künste beschützet und getrieben hat, schuldig ist, zu fragen, ob es nicht zu wünschen gewesen wäre, daß Urban der Achte nicht gewußt hätte, daß ein Pantheon in der Welt wäre? An der Seite des Einganges eingegrabene Aufschriften melden, daß er es ausgebessert hat: allein hie kann man sagen, daß indem er mit einer Hand bauete, er mit der andern wieder einriß. Er ließ auf dem alten Vorgebäude, zween Glockenthürme von sehr schlechtem Geschmacke erbauen; allein er nahm dem bedeckten Gange alles, was ihm noch von seiner vorigen Pracht übrig war, das Erzt, womit die Balken bedeckt waren, und welches daran so verschwendet war, daß man den grossen Baldachin zu St. Peter, und verschiedene Canonen auf der Engelsburg davon verfertigte. Ich gebe zu, daß dieses Erzt seinen Glanz verloren hat; allein, war es nicht natürlicher, es abzuputzen, als es abzureißen? Man würde mit wenigen Kosten zu diesen schon gegenwärtigen Zierrathen, einige andere wohlausgesuchte hinzu fügen können. Man reißt sie vielmehr herunter, und entblößet dadurch den bedeckten Gang, den sie zierten; an die Stelle des größten Ueberflusses, läßt man die elendeste Armuth treten, und wendet vielmehr auf das Einzureißen, als man zum Wiederherstellen würde gebrauchet haben. Dieses ist etwas, was mit dem Namen eines gothischen Betragens beleget werden kann, ja was man so nennen muß.

Die Werke, die man von diesem Metalle gemachet hat, sind prächtig, sind nützlich, das ist sehr gut; allein,

allein, ein Balken von Erzt, der sehr künstlich ausgekehlet ist, ist der nicht in seiner Art, die nichts Widriges hat, eben so prächtig, als eine gewundene Säule, die gegen die Natur ist, und welche die Alten nicht erkennen würden. Im übrigen durfte, nachdem das Pantheon dem wahren Gotte geheiliget worden war, nichts, was dazu gehöret, für profan gehalten werden; und man konnte nicht sagen, daß man diese Materialien dadurch heiligte, daß man sie in eine Kirche, welche der heiligen Jungfrau, und in eine andere, welche dem heiligen Petrus gewiedmet waren, brachte. Wenn Urban der Achte gewollt hätte; würde er Erzt zu seinem Baldachin haben finden können, Alexander der Siebente fand genug, die Kanzel zu St. Peter davon zu verfertigen.

Was am wundernswürdigsten hierbey ist, daß indem man in dem bedeckten Gange diesen Schaden anrichtete, man nicht einmal daran dachte, denjenigen auszubessern, den die Zeit daran gemachet hatte, und der gewiß merklich genug war. Von sechzehen Säulen, aus welchen dieses Stück bestund, waren nur noch dreyzehen übrig. Die drey andern, auf der Seite der Minerva, waren weggekommen. Zugleich mit ihnen war das Gebälke und ein Winkel des Giebels eingefallen. Waren etwa nicht Stücken genug von alten Säulen in Rom, die man hätte zusammen setzen können, um den gänzlichen Untergang eines Meisterstückes zu verhüten, welches verdiente, nicht eher, als mit Untergange der ganzen Welt einzufallen? Wollten die Neuern, indem sie es untergehen ließen, zu gleicher Zeit den Untergang des

Ruhmes der Alten befördern? War es eine Eifersucht von ihnen? Es mag seyn, was es will, so konnte es wenigstens nichts Gutes seyn.

Alexander der Siebente that das, was Urban der Achte nicht gethan hatte. Zu eben der Zeit, da Bernini das Säulenwerk an dem Platze der Peterskirche auf seinen Befehl bauete, arbeitete man auch den von dem Pantheon wieder herzustellen. Der Pabst ließ in Rom, Säulen aufsuchen, welche man mit den alten zusammen stellen könnte. Man fand eben dergleichen von eben demselben Maaße, bey der Kirche des heiligen Ludewigs der Franzosen. Sie waren von Granit aus der Insel Elba, auf dem mittelländischen Meere, anstatt, daß die erstern von ägyptischem Granit sind: allein die Farbe ist einerley; und dieses würde die glücklichste Entdeckung von der Welt gewesen seyn, wenn man diese neuen Säulen nicht an drey oder vier Orten zerbrochen gefunden hätte. Im übrigen kommen die Verhältnisse sehr genau überein, und das Ansehen ist gut. Der eifrige Pabst ließ es hierbey nicht bewenden. Er ließ einen Theil des Platzes, der vor diesem Tempel ist, niedriger machen, der durch den Schutt von den alten Gebäuden so erhöhet worden war, daß die Stufen, über welche man in den bedeckten Gang gieng, und die Füße, der acht in einer Reihe stehenden Säulen, gänzlich vergraben waren, und daß man in dem bedeckten Gange herunter gieng, anstatt, daß man hinauf steigen sollte. Zu eben dieser Zeit nahm er sich auch vor, das ganze Gewölbe mit Marmor zu be-

klei-

kleiden, und oben über die große Oeffnung ein kleines Thürmchen setzen zu lassen, um diejenigen, welche ihres Amtes wegen, oder aus Gottesfurcht, diese Kirche besuchten, für der üblen Witterung in Sicherheit zu setzen. Allein der Tod hinderte ihn, dieses Vorhaben ins Werk zu richten. Clemens der Neunte ließ den bedeckten Gang mit Gittern umgeben; man kann die Nothwendigkeit derselben nicht einsehen. Die Höhe davon machet denen, welche einige Ursachen haben können, sich des Nachts in den bedeckten Gang zu begeben, den Eingang ein wenig mühsamer, aber nicht unmöglich. Was man aber deutlich bemerket, sind große Eisen, welche bis in das Innerste des Schaftes der Säulen hineingestoßen sind, und merkliche Beschädigungen der Säulen durch die Aushöhlungen, welche man darein gemachet hat, um die Gitter zu befestigen. Unter Clemens dem Eilften, wurde der große Altar, so wie die kleinen Altäre, ringsherum ausgebessert, und mit Porphir und vergüldetem Erzte gezieret.

Nachdem sie das Pantheon, unter dem Agrippa und den Kaisern, bis zu dem Anfange des fünften Jahrhunderts, in aller seiner Pracht gesehen haben, so haben sie es auch eben itzo, nach und nach, etwas von der Schönheit seines Ansehens, und der Pracht seiner Zierrathen verlieren gesehen. Außer den Päbsten, von welchen wir geredet haben, bemüheten sich noch verschiedene andere, nach und nach, es von neuem auszieren zu lassen; allein diese Auszierungen sind nach dem Geschmacke der Jahrhunderte, in welchen sie gemacht wurden. Das Hauptgebäude und dessen Bauart gewann nichts hierbey.

Im Gegentheile verloren sie dadurch, und man kann sagen, daß Baumeister, welche nach dem fünften Jahrhunderte, und vor der Mitte des funfzehenten lebeten, und welche nur gewohnt waren, zu dicke oder zu dünne Pfeiler zu machen; und daß Bildhauer, welche keine andern Zierrathen, als kleine Pyramiden und Dachrinnen kannten, bey den griechischen Verhältnissen und Ordnungen sehr verlegen seyn mußten. Ihre ganze Geschicklichkeit bestund nur in der Nachahmung, die aber selten glücklich ist, wenn es ihr an Grundsätzen fehlet. Wenn die Mauermeister, welche unsere schönen gothischen Kirchen gebauet haben, sich haben abgeben wollen, den corinthischen Knauf nachzuahmen, so wissen sie, wie ihnen solches gelungen ist. Sie verstunden es besser, ihre Pfeiler mit Distelblättern, als mit Blättern von Bärenklau zu zieren.

Die Freygebigkeit der Päbste hatte also nur die Auszierung des Hauptaltars zum Gegenstande. Der eine schenkte purpurfarbene Tücher über Kelche zu decken, ein anderer ließ ein silbernes Tabernakel machen, gab Gefäße und Kleider zu den gottesdienstlichen Handlungen her. Alles dieses konnte wohl reich und prächtig seyn, allein es gab dem Tempel weder sein altes Ansehen, noch seinen ersten Glanz wieder. Der gute Geschmack fand sich ein wenig, bey der Wiederherstellung der Künste, wiederum ein. Gute Statuen kamen auf den Altären an die Stelle jener ungestalten Gerippe, oder jener kurzen und dicken Gestalten, welche acht Jahrhunderte hindurch alle Bemühungen der Unwissenheit erschöpfet, und derselben Bewunderung auf sich gezogen hatten. Die

Gemälde

Gemälde des Perugino, Cozza, Greppi, vertrieben die ungeschickten mosaischen Arbeiten, mit welchen die Griechen aus Constantinopel die Mauern fast aller Kirchen in Rom, ausgeputzt hatten. Man machte sich den Porphir, den alten gelben und grünen Marmor zu Nutze, den man in den alten Ruinen fand, und überzog damit, mit Geschmack, die Oerter, wo derselbe abgegangen war; sie sehen, wie viel das Alte am Pantheon, von einem Jahrhunderte zum andern, hiedurch Zusatz vom Neuen erhalten hat. Im übrigen hatte man vor Alexander dem Siebenten nicht daran gedacht, die Hand an das Gewölbe zu legen. Man that es auch nicht nach ihm, und in diesem Zustande befand sich das Pantheon, als man im vorigen Jahre, auf Befehl Benedicts des Vierzehenten, unternahm, es nach dem neuern Geschmacke zu verbessern. Ich werde von diesen neuen Werken in einem andern Briefe handeln. Ich bin ꝛc.



* *

III.

Die ottomannische Pforte.

Erklärung dieser Redensart.

Man beschweret sich mit Recht über die Reisenden in die Morgenländer, die in ihren so gehäuften Nachrichten, gleichwohl verschiedene Sachen übergangen haben, die ihrer Aufmerksamkeit sowohl, als unserer Wißbegierde, würdig sind. Dergleichen ist die Bedeutung des Ausdrucks: Die ottomannische Pforte. Der Herr von Herbelot, Verfasser der morgenländischen Bibliothek, saget, „daß Pforte in allen Morgenländern den Hof eines Fürsten bedeute; selbst die Schwelle der Pforte oder des Thores hat eben diese Bedeutung, man setzt sehr oft ein Beywort hinzu, welches die Vortrefflichkeit, Hoheit, oder Glückseligkeit anzeiget.„

Ich weiß zwar nicht, ob man diesem Schriftsteller zugeben kann, daß die Pforte in allen Morgenländern den Hof eines Fürsten bedeutet, denn ich finde nichts davon in allen dem, was ich von Indien, der Tartarey u. s. w. gelesen habe. Eben so wenig findet man etwas hiervon in keiner von allen denen Nachrichten, welche den Hof der Fürsten in den übrigen Theilen von Asien betreffen, ausgenommen von dem Hofe des Königs von Persien, wovon wir weiter unten reden werden.

Der

Der Pallast wo der König von Jemen seinen Hof hält, wird * der Pallast der Geschenke und Gnaden genennet: weder der Kaiser oder König von Ethiopien, noch der von Marocco, noch auch die übrigen Mächte in Africa, haben niemals ihrem Hofe den Namen Pforte beygeleget.

Das Wort Pforte, welches die Araber Bab, die Türken Capi, und die Persianer Der, nennen, bedeutet außer seinem eigentlichen Verstande, im ganzen Oriente fast nichts anders, als einen Eingang, einen Durchgang, oder Paß, eine Meerenge, und eine Oeffnung. In dieser Bedeutung nennen die ersten die Meerenge des rothen Meeres Bab al Mondoub, die Meerenge der Thränen; und die Türken nennen die Oeffnung des Gebirges Caucasus am Ufer des caspischen Meeres, Demir Capi, die eiserne Pforte; die Persianer geben derselben den Namen Derbent, welches eine zugemachte Pforte, oder verschlossenen Paß, bedeutet. Es ist dieses eben das, was die Europäer nach den Alten, die caspische Pforte nennen.

Es sey wie es wolle, so ist es gewiß, daß wir einmal den Gebrauch haben, den Hof des Großsultans die Pforte zu nennen, ohne im übrigen die Ursache davon zu wissen; und daß dieser Gebrauch von den Türken auf uns gekommen ist, welche den Hof ihres Kaisers also benennen, da sich die Sultane selber dieses Ausdrucks in den wichtigsten Ausfertigungen bedienen, und vornehmlich an denen Schreiben, die in ihrem Namen an andere Mächte abgelassen werden.

Soli-

* S. Voyage de l' Arabie heureuse.

Solimann II. da er an Franz den Ersten, König von Frankreich, schrieb, sagte diesem großen Fürsten: „Ew. Majestät wird wissen, daß, da Sie uns durch den Bothschafter, welchen Sie zuvor an unsere Pforte der Glückseligkeit geschickt haben, uns zu wissen gethan haben u. s. w.„ Ich finde eben diesen Ausdruck mit noch stärkern Beywörtern, in zwey Bündnissen gebraucht. Das erstere ist zwischen dem Könige Heinrich dem Vierten, und dem Sultan Achmet dem Ersten, türkischen Kaiser, im Monath May 1604 errichtet worden, und das andere zwischen dem verstorbenen Könige glorwürdigsten Andenkens, und dem Sultan Mehemet dem vierten, im Monath April 1673. Am Ende dieses letztern Bündnisses, finden sich zwey Schreiben, die an den König gerichtet sind, das erstere vom Sultan, welcher sich folgender Ausdrücke bedienet: „Ew. Majestät wird wissen, daß der Marquis von Nointel, den Sie abgesendet haben, um bey unserer erhabenen und unbeweglichen Pforte zu residiren u. s. w.„ Das zweyte Schreiben ist vom Großvezier, welcher darinnen dem Könige sagt: „Der großmächtigste und unüberwindlichste Kaiser, der Großsultan, mein Herr, hat das Schreiben erhalten, welches Sie an seine hohe, erhabene, glückliche, mächtige und kaiserliche Pforte ergehen lassen und so ferner.„

Es kömmt also nur darauf an, den Ursprung dieser Redensart zu finden. Wenn wir dem Herrn Pitton von Tournefort * einem von unsern geschicktesten, und

* Relation d'un Voyage fait au Levant per Ordre du Roi etc. à Paris. 1717.

und neuesten Reisenden, Glauben beymessen wollen, so hat das ottomannische Reich, seinen Namen von der Pforte bekommen, welche den Haupteingang in das Serrail zu Constantinopel ausmacht. Er sagt dieses zu dem Herrn von Pontchartrain, in dem zwölften Briefe seiner Sammlung. Es ist um so viel mehr zu verwundern, daß ein Mann von so vieler Einsicht, sich hierinnen hat verführen lassen, da er selbst, nachdem er diesen Haupteingang beschrieben, versichert, daß er vielmehr einer Hauptwache, als dem Eingange des vornehmsten Pallasts eines der größten Fürsten der Welt ähnlich sieht. Ein anderer geschickter Reisender * der auch einen Abriß der großen Pforte des Serrails, wovon hier die Rede ist, mitgetheilet hat, hatte schon vorher gesagt; diese Pforte, ist ein großer viereckigter Pavillon, an welchem einige Fenster sind, und der dem Eingange eines alten Klosters, so entfernt von der Stadt liegt, nicht unähnlich sieht.

Einige Reisende, haben, wiewohl mit wenigem Grunde, behauptet, daß in dem Innersten des Serrails, eine gewisse Pforte ist, wo man stehen bleibt, um die Bittschriften zu überreichen, und wo man sie annimmt, und die Antwort darauf ertheilet; und daß von dieser Pforte der ganze Pallast, oder der Hof des Sultans, die Benennung erhalten hat: allein dieses ist ohne Grund; denn die besten Nachrichten von Constantinopel, und die am besten vom Serrail handeln, erwähnen nichts von dieser Pforte; und es ist außerdem bekannt, daß die Bittschriften auf zweyerley Art überreichet werden, entweder

dem

* *Grelot* Voyage de Constantinople.

dem Sultan selber, wenn er sich öffentlich zeiget, vornehmlich am Freytage, wenn er in die Moschee gehet, oder denen Ministern, aus welchen der Divan besteht, wo täglich Gerichte gehalten wird.

Nach einigen Betrachtungen und Untersuchungen, die ich angestellet habe, halte ich dafür, daß man folgendes mit einigem Grunde muthmaßen könne.

Jedermann weiß, zu welchem Grade der Größe und der Macht die Caliphen *, Nachfolger des Mahomets, ihre Herrschaft gebracht haben, und wie groß der Umfang ihres Reichs gewesen ist; es ist eben so bekannt, wie weit der Stolz der meisten dieser Monarchen gegangen ist, welche in ihrer Person die doppelte Würde der obersten Priester, und der Kaiser vereinigten, oder die zugleich unumschränkte Häupter der Religion, und des Reiches der Muselmänner waren, welches machte, daß die ihnen unterworfenen Völker, denenselben eine übertriebene Ehrerbiethung zu erweisen sich für schuldig hielten. Die Staatsklugheit dieser Fürsten, welche ihre Rechnung fand, sich von ihren Unterthanen, so zu sagen, angebethet zu sehen, glaubte, daß sie hierinnen niemals zu weit gehen könnte.

Mostadhem, oder Mostazem, der letzte Caliphe aus dem Geschlechte der Abassiden, von der ersten Dynastie, übertraf sie hierinnen alle; er war der reichste, der mächtigste, und der geehrteste von allen Caliphen seines Hauses, obgleich sein Ende höchst traurig gewesen ist. Die morgenländischen Geschicht-

* Caliphe bedeutet in der Sprache der Mahometaner, einen Statthalter Gottes, und Nachfolger des Mahomets.

Geschichtschreiber melden, daß dieser Prinz, wenn er aus seinem Pallaste zu Bagdat, wo der Sitz seines Reiches war, ausgieng, einen Schleyer vor seinem Gesichte trug, um sich eine desto größere Ehrerbiethung bey dem Volke dadurch zuwege zu bringen, das er nicht vor würdig hielt ihn anzuschauen, und davon das Gedränge so groß war, daß die Straßen und Plätze zu enge waren, so daß man die Fenster und Erker in den Häusern, welche auf den Weg giengen, wo er durchkam, sehr theuer vermiethete. Diese Schriftsteller setzen noch hinzu, daß er auf der Schwelle des vornehmsten Eingangs, dieses Pallasts, ein Stück von dem berühmten schwarzen Steine * der in dem Tempel zu Mecca ist, einfügen lassen; um diesen Eingang seinen Unterthanen destomehr verehrungswürdig zu machen. Diese Schwelle war etwas erhaben, und gieng man niemals anders, als auf den Knien, oder ganz auf die Erde liegend, über dieselbe, nachdem man verschiedenemal mit der Stirne und mit dem Munde, diesen vermeynten geheiligten Stein berühret hatte.

Ueberdieses hieng an dem Fronton oder obersten Theile dieses Thores, ein Stück schwarzer Sammet, welches beynahe bis auf die Erde herunter reichte, und welchem die Mächtigsten des Reiches, und alle Herren vom Hofe, täglich, eben so, wie dem schwarzen

* Dieser Stein, ist nach dem Vorgeben der Mahometaner, dem Abraham vom Himmel geschickt worden, da er das Haus Gottes, oder den Tempel zu Mecca bauete; er war, wie sie sagen, weiß, wegen der Sünden der Menschen aber ist er schwarz geworden.

zen Steine, ganz außerordentliche Ehre erwiesen, indem sie sich an beyden die Augen rieben, und sie mit der tiefsten Ehrerbiethung küsseten; und wenn man auch keine Geschäffte im Pallaste hatte, gieng man bloß deswegen an dieses Thor, um die Ehrenbezeugungen, die wir itzo beschrieben haben, abzustatten, und dadurch dem Caliphen die Aufwartung zu machen. Dieses Thor hieß das Thor des Caliphen, und das Stück Sammet hatte keinen andern Namen, als der Ermel des Caliphen.

Ich überlasse es andern zu beurtheilen, ob eine so ehrwürdige Pforte, und der man so viel Ehrenbezeigungen erwies, nicht hat in einem vorzüglichen Verstande, die Pforte genennet werden müssen, um durch diesen bloßen Namen, im gemeinen Gebrauche, den Pallast, den Hof, die Wohnung desjenigen Fürsten anzuzeigen, dem zu Ehren alle diese Gebräuche beobachtet wurden. Ich glaube nicht, daß man hieran zweifeln dürfe, wenn auch die Geschichtschreiber der damaligen Zeiten, hiervon nichts erwähnten. Eben so wenig zweifele ich auch, daß andere mahometanische Fürsten, die zwar in Ansehen der Würde und der Macht geringer als die Caliphen, sonst aber eben so stolz als dieselben waren, nicht eben diesen Ausdruck und diese Gewohnheit hätten nachahmen sollen, wenn sie von ihrem Pallaste, oder von ihrem Hofe redeten.

Was die türkischen Sultane anlanget, bin ich hiervon völlig überzeuget, als welche nach einem ganz geringen Anfange, der von einem glücklichen und schnellen Erfolge begleitet wurde, diese Monarchen, die zugleich die obersten Priester waren, endlich

vom

vom Throne stießen, und ihnen in ihrem mächtigen Ansehen im Geistlichen und Weltlichen folgeten, indem sie aus den Trümmern des Reiches der Caliphen, und nach der Zerstörung des römischen Reiches im Oriente, ein so großes und mächtiges Reich stifteten. Diese Nachfolge ist eigentlich erst unter denen Kaisern aus dem ottomannischen Hause geschehen, zu der Zeit, da Selim der Erste, der Vater des großen Solimanns, nachdem er der Macht der persischen Könige einen harten Stoß beygebracht, und der Herrschaft der Sultane in Aegypten und Syrien durch die Eroberung dieser Reiche ein Ende gemacht hatte, siegreich in Constantinopel im Jahre 1516 einzog, und den letzten Caliphen mit sich führete, welcher seinen Sitz zu Großcairo hatte, woselbst ihm schon die ägyptischen Sultane nur einen Schatten der weltlichen Macht überließen, indem sie ihn bloß für das oberste Haupt der muselmännischen Religion erkenneten. Dieses letzteren so erhabenen und bey denen Mahometanern in so großer Verehrung stehenden Titels, der mit einer so weit ausgebreiteten weltlichen Macht verknüpft ist, haben sich die ottomannischen Sultane seit dem beständig angemaßet, welcher ihnen auch von allen Mahometanern, welche Sunniten * genennet, und

 für

* Dieses sind diejenigen, welche außer dem Texte des Alcorans, noch die Sammlung der Ueberlieferungen von denen Thaten und Reden Mahomets, welche Sunna genennet wird, annehmen: Man nennet sie daher Sunniten; sie machen den größten Theil der Mahometaner aus, und halten sich für die Rechtgläubigen.

für Rechtgläubige gehalten werden, zugestanden wird. Dieser Titel hat nur den Stolz der Sultane vermehret, die in ihren Gebräuchen und vornehmlich in denen Ausdrücken, welche ihre Person und ihren Pallast betreffen, es denen Caliphen, welche sie vorzustellen sich einbilden, nachthun wollen.

Im übrigen aber sind die türkischen Kaiser nicht die einzigen morgenländischen Monarchen, welche nach dem Beyspiele der Caliphen, ihrem Hofe den Namen Pforte gegeben haben; die Könige von Persien bedienen sich gleichfalls dieser Redensart, in eben derselben Bedeutung. Es ist bekannt, daß ihre Monarchie auch einen beträchtlichen Theil des Reiches der Caliphen ausmachet, deren Nachfolger sie auch, in Ansehung ihrer Würde zu seyn behaupten, und zwar mit besserm Rechte, als die türkischen Sultane, welche sie für unrechtmäßige Besitzer davon halten, da sie nicht aus dem Hause ihres Propheten entsprossen sind.

Es findet sich außerdem, ziemlich nahe bey dem Pallaste dieser Könige zu Ispahan, eine berühmte Pforte, welche die Pforte des Aly genennet wird, und zu diesem Gebrauche kann Anlaß gegeben haben. Nach dem Berichte des Herrn Thevenots, eines eben so richtigen als einsichtsvollen Reisebeschreibers, hat es mit dieser Pforte folgende Bewandtniß:

Ein wenig weiter hin, saget er, indem er in der Beschreibung von Ispahan fortfährt, „ist die Pforte des Aly, Aly Capy genannt, welche weiter nichts als ein großer Eingang ist, und über welcher sich ein schöner Diwan befindet; der König kömmt

kömmt öfters hieher, um frische Luft zu schöpfen. Wenn man durch diese Pforte gegangen ist, kömmt man durch einen langen Gang zu einer andern grossen Pforte, deren Schwelle ein steinerner Tritt ist, welchem die Persianer große Ehrerbiethung erweisen, und diese wird eigentlich die Pforte des Aly genannt. Ein jeder Verbrecher, der sich in einen Hof, der jenseits derselben ist, mit der Flucht retten kann, ist in einem sichern und geheiligten Schutzorte. Niemand würde sich unterstehen, diesen Tritt, den sehr viele aus Andacht küssen, zu betreten. Diese Pforte wird von denen Sophis, oder persianischen Ordensgeistlichen bewachet, davon man an diesem Orte jederzeit eine große Anzahl findet. Man kömmt durch den Hof, der jenseit derselben ist zu der Wohnung des Königes u. s. w. „

Es ist bekannt, daß alle Persianer überhaupt Anhänger des Aly, des Vetters und Schwiegersohns Mahomets sind, daß sie demselben fast göttliche Ehre erweisen, und daß sie von den übrigen Mahometanern, welche sich für Rechtgläubige ausgeben, für Abtrünnige und Ketzer gehalten werden. Es ist hier der Ort nicht, zu erklären, worinnen eigentlich diese Spaltung und Ketzerey besteht, welche die mahometanische Religion in zwo Hauptsecten theilet, davon jedwede wieder in andere besondere Secten eingetheilet wird. Allein der Gegenstand, von dem ich hier handele, veranlasset mich, zu bemerken, daß diese berühmte Pforte denen Persianern um so vielmehr verehrungswürdig ist, da die königliche Familie, welche heute zu Tage in Persien regieret, in gerader Linie von dem großen Schach Ismael,

mit dem Beynamen Sefi oder Sophi *, abstammet, welcher von dem Aly, durch die Linie des Hussein seines zweyten Sohnes herstammte, der nebst seinem ältern Bruder, dem Hassan, die Fatime, die einzige Tochter des Mahomets und der Aischah, zur Mutter hatte.

Es ist so gar wahrscheinlich, daß diese Pforte erst unter den Königen aus der Dynastie, davon Schach-Ismael der Stifter ist, erbauet, und also genennet worden, um das Andenken des berühmten Aly ihres Urvaters zu ehren, oder um dem übertriebenen Stolze der Caliphen, aus der Dynastie der Abaßiden entgegen zu stellen, deren Nachfolge und Macht die Persianer jederzeit streitig gemacht haben. Denn sie erkennen, außer dem Hause des Aly, keine für rechtmäßig. Eben diese Caliphen aber ließen den Porten ihrer Palläste, ganz außerordentliche Ehrenbezeigungen erweisen, davon wir zuvor geredet haben. Es sey nun, wie ihm wolle, so hat Schach-Ismael, König von Persien, ein Schreiben an Ludewig den Vierzehenten abgelassen, welches alles dasjenige bestätiget, was wir von den Persianern gesaget haben. Das Schreiben fieng also an: * Er

* Dieser Zuname Sophi, welcher von den Europäern unrecht verstanden wird, hat gemachet, daß verschiedene von unsern Schriftstellern, den König von Persien, den Sophi von Persien, oder den großen Sophi, genennet haben. Dieser Zuname wurde dem Schach Ismael gegeben, weil sein Vater und Großvater von der Secte der Sophis, oder mystischen Geistlichen waren, und Ismael selbst, sich dieses Namens sehr glücklich bediente, den persischen Thron zu besteigen.

* Er ist

Das Königreich gehöret Gott.
Der König mein Vater, dessen Grab Gott erleuchtet.
Gott ist meine Zuversicht.
Der Diener des Königs der Heiligkeit, Hussein, 1122.

Hierauf folgen vier persianische Verse, davon der Inhalt von Wort zu Wort übersetzt, folgender ist:

Wer nicht von der Parthie des Aly ist:
Wer er auch seyn mag, den lieb ich nicht;
Wer nicht ist, wie die Erde vor seiner Pforte:
Und wenn es ein Engel wäre, müsse die Erde über seinem Haupte seyn.

Der königliche Befehl ist ꝛc. Geschrieben im ersten Monden Zilcade, im Jahre der Hegira des Mahomets 1122 **, ꝛc.

In diesem Schreiben, das nur ein Ceremonien- und Höflichkeitsschreiben ist, nennet der König von Persien wenn er von seinem Hofe redet, denselben allemal die Pforte ***.

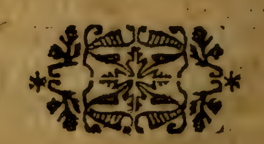
Auf diese Art ist also der Gebrauch des Wortes Pforte bey den zwo vornehmsten Mächten im Orient, um den Ort anzuzeigen, woselbst sie ihren Hof halten, deutlich erwiesen. Es ist dieses auch, wie ich

* Er ist. Diese zwey ersten Worte sind von Gott zu verstehen.

** Das Jahr 1700 nach unserer Zeitrechnung.

*** Die Persianer setzen gemeiniglich die Redensart hinzu: Die Pforte, auf der die ganze Welt ruhet.

glaube, das wahrscheinlichste, was man von dem Ursprunge und der Bedeutung dieses Ausdruckes sagen kann, der im übrigen mit dem Genie der Morgenländer, das so fruchtbar an figürlichen und metaphorischen Redensarten ist, sehr wohl überein kömmt. Ich will zum Beschlusse noch hinzu fügen, daß eben diese Denkungsart einen andern Ausdruck im Morgenlande eingeführet hat, der mit dem, von welchem wir bisher geredet haben, übereintrifft, und dessen man sich bedienet, um den Pallast eines geringern Fürsten, oder einer Person vom Stande anzudeuten; die Niedrigen, welche mit ihnen reden, oder an sie schreiben, müssen ihnen sagen: Ich bin zu eurem Steigbügel gekommen, um euch meine Ehrerbiethung zu bezeigen; oder um mir diese oder jene Gnade auszubitten, oder dieses, oder jenes Geschäfftes wegen ꝛc. Diese Redensart wird durch die zwey Worte, Ricab Humayu, ausgedruckt. Ricab ist ein arabisches Wort, das nicht allein einen Steigbügel, sondern überdem einen steinernen Schemmel, oder sonst etwas, dessen man sich bedienet, bequem auf Pferde zu steigen, anzeiget, und dergleichen man allemal an der Thüre der Palläste, und der mehresten angesehenen Häuser in den Morgenländern anzutreffen pfleget.



IV. Von

* *

IV.

Von der Verehrung,

welche die

Jäger dem heiligen Hubert

erweisen.

Es hat Gegenden gegeben, in welchen die Jäger den heiligen Hermann (St. Germain) Bischof von Auxerre, zu ihrem Schutzpatron erwählet haben. Es ist von ihm gewisser, daß er ein Jäger gewesen ist, als es von dem heiligen Hubert ist; allein er ist bey diesem Handwerke kein Heiliger geworden. Einige Schriftsteller sagen *, daß der Wald von Laye, nahe bey Paris, von dem Könige Robert, seinem Schutze unterworfen worden; zum wenigsten ist es mit dem von Bierre, der hernachmals von Fontainebleau genennet worden, gewiß. Helgaud, ein Mönch zu Fleury, der das Leben dieses Königes beschrieben hat, meldet, daß er daselbst ein Kloster, zu Ehren des heiligen Hermanns von Auxerre erbauet hat. Monasterium Sancti Germani Antisiodorensis et Ecclesiam S. Michaelis in Sylva cognominata Bieria. Allein, ich will lieber den Vorzug, von denen Jägern angerufen zu werden, dem heiligen Hubert

* Vie de S. Germ. par Dom G. Viole pag. 179.

bert alleine beylegen. Man saget, daß er lange Zeit als ein Weltlicher gelebet, und daß er so gar, so wie der heilige Hermann von Auxerre, vor seiner Gelangung zum Bißthume, ganz gewiß verheirathet gewesen ist; man versichert außerdem durch eine Sage oder Ueberlieferung, daß er es diesem Heiligen, in Ansehung der Jagd, nachgethan hat.

Allein um den Ursprung, der Andacht der Jäger zu dem heiligen Hubert, welche sehr alt ist, zu finden, muß man ihn in denen Ländern suchen, wo die Jagden sehr berühmt gewesen sind. Unser Könige von dem ersten Geschlechte, pflegten gemeiniglich in denen Wäldern von Jveline, von Laye bey Paris, von Senlis von Quiersi-sur-Oise, von Compiegne, damals Cuisse genannt, von Bierre oder Bievre, den man hernachmals Fontainebleau genannt, ihre Jagden anzustellen, desgleichen in dem Walde von Otte *, der sich zwo Meilen von Sens anfieng, wenn man aus dem Pallaste von Maslay kam, wohin sich die Könige dieser Zeiten zuweilen zu begeben pflegten **. Allein, da die Könige von Frank-

* Otte, im Lateinischen Vtta.

** Dieses Maslay ist das Mansolacum, welches der P. Mabillon, in seiner Diplomatik, unter die Zahl der alten Palläste unserer Könige setzet, davon er aber weder den französischen Namen, noch die Lage desselben, hat finden können. Es giebt ein Maslay-le-Roi und ein Maslay le Vicomte, die beyde nahe bey einander liegen, eine Meile von Sens. Emmo, Erzbischof von Sens, hielt daselbst im Jahre 657 eine Kirchenversammlung, davon die Urkunde sich endiget: Actum Mansolaco curte Dominica, anno tertio Domini nostri Clotharii Regis.

Frankreich Kaiser geworden waren, hielten sie ihre Jagden in weit entferntern Wäldern, als in dem weitläuftigen Ardennerwalde, den der Kaiser Ludewig der Fromme sehr oft mit seiner Gegenwart beehrete. Aimoin berichtet uns, daß dieser Herr, sonderlich zur Herbstzeit, sich hier mit der Jagd belustigte. Er saget so gar, daß er sich ein Gesetz gemachet hatte, alle Herbste zu jagen, bald in diesem Walde, bald in den Wäldern von Voge, und in andern, welche näher gegen Deutschland zu lagen, und zwar More solemni IV B. 107 Cap. ex more, 108 Cap. Man kann hiervon noch das 109 bis 114 Capitel dieses Buches, und das achte im fünften Buche nachsehen.

Es ist gewiß, daß man seit dem zehenten Jahrhunderte den heiligen Hubert anrufte, um in der Jagd glücklich * zu seyn, und nachdem diese Gewohnheit schon war beobachtet worden, kann es leicht geschehen seyn, daß man daher eine vermeyntliche Erscheinung eines Kreuzes zwischen dem Geweihe eines Hirsches, die dieser Heilige soll gehabt haben, erdichtet hat, und die Maler und Bildhauer gemeiniglich vorzustellen pflegen, als wenn diese Erscheinung die Ursache zu der Wahl, die man getroffen hatte, Anlaß gegeben hätte. Was mich anlanget: so habe ich jederzeit dafür gehalten, daß sie die Wahl voraussetzete, davon sie die Folge war, weil bey einem jedweden Handwerke die Gewohnheit ist, neben dem heil. Schutzpatron desselben, etwas vorzustellen welches diese Eigenschaft desselben kenntbar machen soll,

* Sacc. IV. Bened. *Mabill.* T. I. p. 301.

soll, ob man gleich schon zuvor denselben dazu gewählet hat. Surius und Chapeauville, zween Geschichtschreiber von Lüttich spotten über diese Geschichte. Malanus saget nichts davon in seiner Abhandlung von denen Bildern. Dieser Schriftsteller, von welchem man glaubet, daß er vollkommen von allen in den Niederlanden gewöhnlichen Andachten, unterrichtet gewesen ist, gedenkt des heil. Huberts mit keinem Worte. Ich habe allezeit gemuthmaßet, daß dieser Heilige, bey Gelegenheit der Jahreszeit, zu welcher man seinen Körper zu den Mönchen von Andain in dem Ardennerwalde brachte, zuerst der Schutzpatron der Jäger geworden ist. Diese Abführung seines Körpers, geschahe zu der Zeit, da der Kaiser Ludewig der Fromme sich in diesen Gegenden mit der Jagd zu beschäfftigen pflegte. Eben dieser Herr erlaubete diese Translation, nachdem er sie zuvor auf der Kirchenversammlung zu Achen, hatte vortragen lassen. Diese Ceremonie gab zu der berühmten Wallfahrt Anlaß. Die Jäger, welche den Kaiser begleiteten, nahmen so, wie die andern, daran Antheil, und breiteten diese Andacht hernach unter den übrigen Jägern des Königreichs aus, und es scheint, daß sie hiervon ihren Ursprung genommen hat.

Es war schon zuvor eine Verlegung des Körpers dieses Heiligen im Jahre 743 geschehen, die eine den 30 November, und die andere den 3 November; beyde, wie man sieht, geschahen zur Herbstzeit, und an Tagen, die von seinem Todes-

tage,

tage, der auf den 30 May fiel, ganz verschieden waren. Da die Feste dieses Heiligen vervielfältiget wurden, wurde auch der Zulauf immer größer, Jonas, Bischof von Orleans, hat die Geschichte dieser Translation beschrieben. Er meldet, daß der Körper * dieses Heiligen acht und neunzig Jahre nach seinem Tode ganz frisch und unverweset gefunden worden sey. Die Pilgrimme und Jäger, welche Zeugen hiervon gewesen waren, breiteten dieses Wunder überall aus. Man kam vornehmlich aus allen Gegenden dieses Waldes herbey, wo die kranken Wölfe öfters großen Schaden verursacheten. Der Geschichtschreiber der Wunderwerke dieses Heiligen, welcher zwey hundert Jahre nach ihm lebete, gedenkt einer Person, die gleich damals beym Anfange, durch das Anrühren seines Meßgewandes von dem Bisse eines tollgewordenen Wolfes geheilet worden. Herr Baillet schließet hieraus, daß die Andacht der Jäger, und derer, die Hunde halten, hiervon entstanden sey. Allein, eben der Ungenannte Verfasser, welcher vor sieben hundert Jahren geschrieben hat, entdeckt uns, wodurch diese Verehrung, seit ihrem ersten Anfange an, so ausgebreitet worden. Nämlich, es kam die Meynung auf, daß der heilige Hubert, ehe er Bischof von Lüttich geworden wäre, selbst ein Jäger gewesen sey. Die Andacht der Jäger in dem ganzen Umfange des Ardennerwaldes, welche sich auf diese Meynung gründete, wurde noch vor dem eilften Jahrhunderte so groß, daß es eine allgemeine, von

* Sacc. IV. Bened. p. 1.

von allen Herren dieser Gegend, beobachtete Gewohnheit wurde, dem heiligen Hubert die Erstlinge ihrer Jagd darzubringen, und ihm den zehenten Theil von allem Wildpret überhaupt, das sie das ganze Jahr über fiengen, zu schenken.

In Gegenden, die weiter hiervon entfernet waren, und wo man dergleichen Opfer nicht hat bringen können, haben sich die Jäger begnüget, ihre Andacht diesem Heiligen, so gut als sie gekonnt haben, zu beweisen, indem sie den Tag, an welchem sein Körper war an einen andern Ort gebracht worden, mit Jagen zuzubringen pflegten. Diese Art, das Fest dieses Heiligen zu feyren, scheint durch die Gewohnheit verschiedener Jahrhunderte, gerechtfertiget zu seyn, und zu allen Zeiten sind die Jäger besorgt gewesen, an diesem Tage sehr frühe eine Messe lesen zu lassen, der sie beyzuwohnen, niemals versäumet haben.



V. Ent=

* *

V.

Entdeckung
eines
vertrockneten todten Körpers.

Wenn die Stille des Grabes zuweilen, Gelegenheit sich zu unterrichten, darbiethen kann: so wird vielleicht die folgende Begebenheit einem Nachforschenden Anlaß geben, sich zu neuen Entdeckungen zu erheben.

Als gegen den Anfang des letztverwichenen Junius, in der Kirche der heiligen Margaretha, zu Westminster, die Erde aufgegraben wurde, um den Grund zu einem Gewölbe zu legen: brachen die Arbeitsleute einen alten Sarg auf, in welchem sie einen weiblichen Körper fanden, der nach dem Zustande, worinnen man ihn fand, schon viele Jahre zuvor mußte seyn begraben worden. Die Haut und das Fleisch waren ganz aufgetrocknet, und schienen von der Festigkeit, wie Pergament; welchem sie auch, in Ansehung der Farbe, sehr ähnlich waren. Die Gesichtszüge waren alle noch vollkommen, ausgenommen die Nase, welche bey nahe vergangen, und der Mund, dessen Oberlippe auf der rechten Seite in etwas verfallen war. Die Nägel waren noch vollkommen an den Händen und an dem linken Fuße fand man etwas, welches dem Ueberbleibsel

eines

eines Strumpfes gleichte, der bey der Untersuchung stärker, als gewöhnlich, und von Zwirn gemacht zu seyn, befunden wurde.

Da die Neugierde eine große Menge Volks in die Kirche herbey gelocket hatte, diese unverwesten Ueberbleibsel der Sterblichkeit zu besehen, so begab ich mich auch mit den übrigen dahin, in der Absicht, eine reife und sorgfältige Untersuchung über diesen Gegenstand anzustellen, und wenn es möglich wäre, die Ursache dieser Erhaltung zu entdecken. Die Arbeitsleute waren nicht im Stande, mir in Ansehung der genauen Länge der Zeit, die dieser Körper in der Erde gelegen hatte, ein Genüge zu thun, indem man weder eine Platte, noch eine Aufschrift von irgend einer Art, weder auf der Stelle selbst, noch in der Gegend dort herum, gefunden hatte, welche einige Muthmaßung hätte unterstützen können. Ich maaß mit einem Maaßstabe von drey Fuß, diesen Körper, und fand dessen Länge von vier Fuß und eilf Zollen. Nach dem gewöhnlichen Schicksal, das dergleichen Gegenständen zu begegnen pfleget, hätte man erwarten sollen, daß diese Ueberbleibsel, nachdem sie der Luft ausgesetzt waren, hätten eine merkliche, wo nicht völlige Verwesung erfahren müssen; allein obgleich dieser Körper verschiedene Tage hindurch mit den Händen war begriffen und untersuchet worden, so erfolgte doch nur eine sehr kleine oder fast gar keine Veränderung. Es war bey dem Anblicke desselben nichts gräuliches oder widerwärtiges daran zu bemerken, dergleichen man bey dem Anblicke eines kurz vorher begrabenen Körpers gewahr wird, sondern in der Sprache eines Münzverständigen zu reden, war ein

ein ehrwürdiger Rost an dieser Figur, der vielmehr reizend war; denn sie sah einer ägyptischen Mumie sehr ähnlich, von der alle ihre Binden abgenommen sind.

Die bloße Neugierde eines unachtsamen Verstandes, ist eine Leidenschaft, die bald zu befriedigen ist, der größte Haufen ist mit dem bloßen Anschauen dieser Ueberbleibsel zufrieden. Allein eine kluge und verständige Wißbegierde begnüget sich nicht damit. Sie untersuchet, erforschet, und spühret den Sachen bis zu ihren ersten Ursachen nach, und geht mit einem unendlichen Vergnügen durch alle die kleinen Ströme durch, welche zur Hauptquelle leiten. Der Vorwurf dieser Untersuchung ist, was für einer Ursache man die Erhaltung dieses Körpers zuschreiben soll?

An der Verwesung der in die Erde gelegten Körper, scheint nur eine einzige wirkende Ursache Theil zu haben, und dieses ist die Feuchtigkeit des Körpers. Die Feuchtigkeit an den Leichen erreget die Fäulniß, und diese die Auflösung. Die Eingeweide sind wegen ihrer Schlaffheit, Menge der Schweißlöcher und Feuchtigkeit, die ersten Theile, welche der Verwesung unterworfen sind: von diesen breitet sich das Verderbniß stufenweise durch den ganzen Körper aus; und die Knochen werden bald darauf von dem Fleische, damit sie bedeckt waren, entblößet. Es ist augenscheinlich, daß hier dieser Fall nicht war, und wie kam es, daß sich hier etwas anders ereignete?

So wie es nur eine Ursache der Fäulniß begrabener Körper zu geben scheint, so scheinen drey Ursa-

Ursachen der Erhaltung begrabener Körper, zu seyn:

1. Das Einbalsamiren.
2. Der trockene Sand.
3. Ein außerordentlich hohes Alter.

Was das erstere anlanget, so ergab sich, nach der allergenauesten Besichtigung, die nur möglich war, daß an diesem Körper diese Operation nicht war unternommen worden. Es war an dem Leibe keine gemachte Oeffnung, von irgend einer Art, noch sonst kein Merkmaal zu bemerken, das diese Vermuthung bestärken könnte.

Was die zwote Ursache anlanget, so ist wohl bekannt, daß der trockene Sand, die feuchten Ausflüsse der Körper, durch die Alteration an sich zieht. Und nachdem er eine anziehende, nicht aber zurücktreibende Eigenschaft besitzt: so hat man menschliche Körper, nach einem langen Zeitlaufe ganz und unversehrt gefunden, wo sie in einer dergleichen Schicht gelegen haben. Im Gegentheile, da, wo der Boden von Natur feuchte gewesen ist, und dieser Eigenschaft wegen sowohl zurücktreibt als anzieht, hat man die Körper ganz verweset gesehen. Allein bey Besichtigung der Erde, worinnen dieser Körper lag, fand man, daß sie ein weicher Leim, und mehr feuchte und dumpficht, als von sonst einer Eigenschaft war. Vielleicht würde jemand geglaubet haben, daß, da alle Körper, welche in dieser Gegend gelegen, diesen einzigen ausgenommen, verweset waren, derselbe in einer Schicht Erde, von verschiedener Beschaffenheit gelegen habe. Allein, bey der Untersuchung, war

die

die Erde durchgängig einerley, und nirgendswo Sand zu sehen.

Die dritte Ursache scheint, allem Ansehen nach, am meisten geschickt zu seyn, in dieser Sache einiges Licht geben zu können, es ist diejenige, die von dem hohen Alter hergenommen ist. Es ist gewöhnlich, daß in diesem Zeitpuncte des Lebens, die natürliche Feuchtigkeit anfängt, abzunehmen, und daß eine Austrocknung erfolget, welche daher entsteht, wenn die Anzahl der Schweißlöcher verringert, und die Ausdünstung ganz und gar unmerklich wird. Bey diesen Umständen hängt das Fleisch viel fester an den Knochen, sie berühren einander so genau, und sind so fest mit einander verbunden, daß keine Trennung statt haben zu können scheint; es geht fast so, wie mit den Früchten und andern Körpern, deren Feuchtigkeit durch die Sonnenhitze ausgezogen worden; wir finden alsdenn, daß ihre Bestandtheile viel dichter und fester, und daß sie schwer von einander abzusondern sind. Wir hatten vor einigen Jahren ein Beyspiel von dieser Art, in dem Arbeitshause dieses Kirchspieles. Es war Margaretha Patten, welche ein Alter von hundert und dreyzehen Jahren erreichte. Die natürliche Wärme und Feuchtigkeit waren in dieser Frau so erschöpfet, daß man von ihr sagen konnte, sie habe in zween verschiedenen Körpern gelebet; ihre Muskeln, Flechsen, Sehnen und andere ästige Theile, waren lange Zeit vor ihrem Tode gänzlich zu Knochen geworden. Wenn man itzo ihre Ueberbleibsel sehen sollte, würden

sie wahrscheinlicher Weise einer klugen Wißbegierde eine Beschäfftigung verschaffen, die nicht geringer seyn würde, als diejenige, welche wir vor kurzem in dieser Kirche gehabt haben.

Von verschiedenen Begebenheiten, welche ich anführen könnte, diese Meynung zu beweisen, daß die unversehrte Erhaltung der todten Körper sehr oft dem hohen Alter zuzuschreiben ist, will ich nur eines einzigen Erwähnung thun. Es wird in einem Buche angeführet, das den Titel führet: Geschichte der Kirche zu St. Peter zu Westmünster, ausgefertiget von dem Herrn Widmore, Bibliothekar des Dechants und Domcapitels dieser Kirche. Dieses Buch befindet sich bloß in den Händen der Subscribenten, und ich will deswegen die Stelle daraus abschreiben:

„Der Abt Estney starb im Jahre 1498. und ward an der mittäglichen Seite in der Capelle St. Johannis des Evangelisten begraben. Da man den 17 August, nicht weit von Estneys Grabe, in die Erde grub, ward sein Körper in einem großen Sarge, der mit Bley überzogen war, in carmesinseidenem Zeuge gekleidet, ganz und unversehrt gefunden.„

Die Erhaltung des Leichnams des Estney sowohl, als dieser Frau, sind ganz gewiß einerley Ursache zuzuschreiben. Die Trockenheit eines hohen Alters hatte die natürliche Feuchtigkeit gänzlich verzehret, die Zusammenfügung aller Theile wurde viel

einfa-

einfacher und dichter; und hierdurch wurde die Fäulniß abgehalten. Dergleichen Personen hatten vermuthlich die starke Leibesbeschaffenheit, die der gleich kömmt, welche der alte Masinissa hatte, dessen Cicero in seinem unnachahmlichen Buche, vom Alter, gedenkt. Arbitror te audire, saget dieser große Meister in der Beredsamkeit: Scipio, hospes tuus avitus Masinissa quae faciat hodie, nonaginta annos natus: nullo imbre, nullo frigore adduci ut capite operto sit: Summam in eo corporis Siccitatem.

Westminster,
den 8 December.

Edgar Bochart.

(Dugdale bemerket in seiner Geschichte der St. Paulskirche, daß man unter dem Schutte des alten Gebäudes, da es niedergerissen war, den Körper des Bischofs Braybroke in einem bleyernen Sarge gefunden hat; und obgleich derselbe vor mehr als zwey hundert und sechzig Jahren begraben geworden war, wie aus der Aufschrift erhellete, so war er doch im geringsten nicht von Fäulniß angegriffen, indem das Fleisch, die Sehnen und die Haut so sehr auf die Knochen aufgetrocknet waren, daß, wenn man den Körper aufrechts hinstellte, er so steif als ein Bret stund. Eben dieser Schriftsteller erwähnet uns zweener anderer Kör-

 per,

per, welche zu gleicher Zeit gefunden wurden, und die eben so ausgetrocknet waren; zugleich gedenkt er auch des Körpers des Wilhelm Parr, Marquis von Northampton, der in dem Chore der St. Marienkirche, zu Warwick entdecket worden, in dessen Sarge der Roßmarin und Lorbeern eben so frisch noch waren, als ob man sie vor noch nicht zehen Tagen hinein gelegt hätte, ob er gleich funfzig Jahre zuvor war begraben worden. Dieses schreibt er der Wärme und Trockenheit des Sandes zu, darinnen die Körper liegen, nicht aber der Heiligkeit der Personen, wie die herrschende Meynung seiner Zeit war. Mehrere Beyspiele von dieser Art siehe in Gentlemanns Magazin, im 20 Bande, Seite 426.



VI. Nach=

* *

VI.
Zweyte Nachricht,
von
den wunderbaren electrischen Eigenschaften
eines Edelgesteines,
welcher
auf der Insel Ceylon gefunden
wird.

Aus dem Supplement zu dem Gentleman's Magazine, auf das Jahr 1758. S. 617 u. f.

Man findet im Sande, an dem Ufer der Insel Ceylon, einen kostbaren Stein, welchen die Eingebohrnen Trip, die Franzosen aber Tourmalin nennen; er ist durchsichtig, und von einer braunen Farbe, wie der Hyacinth, aber viel dunkler. Seine eigentliche Schwere verhält sich zu der Schwere des Wassers, wie drey hundert, oder dreyhundert und fünf, zu hunderten. Er ist nicht eher, als seit ganz kurzem, überall bekannt geworden, und itzo findet man sehr wenig dergleichen.

Wenn dieser Stein auf glühenden Kohlen warm gemachet wird, pflegt er die Asche, die um ihn herum liegt, wechselsweise an sich zu ziehen, und von

 sich

sich zu stoßen; eben dieses thut er mit den metallischen Kalken, oder Erden, und überhaupt mit allen leichten Körpern, von was für Art sie sind. Diese Eigenschaft wurde zuerst durch einen Jubelierer entdecket, der ihn ins Feuer legte, um seine Härte zu erforschen, und das Merkwürdigste hierbey ist, daß es nicht nöthig ist, dieselbe durchs Reiben zu erregen. Der Schwefel, das Harz und Siegellack, und verschiedene andere Wesen von dieser Gattung, wenn sie geschmolzen, und hernach in ein Gefäß von Metall oder Glas gegossen werden, werden electrisch, wenn sie wieder kalt geworden sind, ohne daß man sie reibt. Allein, beym Glase und andern Materien, welche für sich selbst electrisch sind, hat man bisher kein Beyspiel von der Wirkung dieser Kraft gehabt, als bis sie durchs Reiben ist erreget worden.

Der Tourmalin ist jedennoch eine für sich selbst electrische Materie, und wirket ohne gerieben, nicht aber ohne warm gemacht zu werden.

Es ist anitzo sehr bekannt, daß es zwo verschiedene Arten der Electricität giebt, eine positive und eine negative; wenn zween Körper, eben dieselbige Art der Electricität, und bey nahe in gleichem Grade besitzen: so stoßen sie einander von sich, eben so, wie zween Magnete, wenn einerley Pole an einander gebracht werden; wenn aber zween Körper eine verschiedene Art der Electricität haben, ziehen sie einander sehr stark an sich, auf eben die Art als zween Magnete, deren entgegengesetzte Pole an einander gehalten werden. Die eine von diesen Arten der

Electri-

Electricität ist die gläserne, und die andere die harzige genennet worden, weil man die positive Electricität gemeiniglich bey gläsernen, die negative aber bey harzigen Körpern gefunden hat; es ist aber dennoch aus verschiedenen Versuchen bekannt, daß die harzige Electricität am Glase, und die gläserne am Harze kann erwecket werden.

Die Gesetze der Electricität des Tourmalins sind folgende:

I. Der Tourmalin besitzt von Natur zu gleicher Zeit eine positive und eine negative Electricität; wenn die eine Seite desselben positive electrisch ist, so ist es die andere allezeit negative; allein man kann seinen beyden Seiten einerley Art von Electricität geben.

II. Wenn der Tourmalin in siedend Wasser, oder in eine andere warm gemachte Feuchtigkeit gehenket, und in einigen Minuten wieder herausgenommen wird, wird die eine Seite allemal positiv, die andere aber negativ electrisch, obgleich das Wasser in allen andern Fällen, mehr als irgend sonst ein Körper, der electrischen Kraft nachtheilig ist. Die Electricität des Tourmalins, wird im Wasser, nach dem Maaße der Wärme desselben, hervorgebracht; um den höchsten Grad davon zu erregen, ist es nöthig, daß das Wasser siedend sey. Wenn dieser Stein durch das Reiben an irgend einer metallenen Substanz, merklich warm geworden ist, wird die Electricität desselben sehr wenig beträchtlich seyn, allein die Electricität, welche im siedenden Wasser erreget wor-

den, wird lange anhalten, nachdem der Stein schon kalt ist, und man hat sie zuweilen nach Verlauf von sechs Stunden noch bemerken können.

III. Wenn der Tourmalin auf eine heißgemachte Platte von Metall, oder von Glas, oder auf eine glühende Kohle geleget wird, wird er electrisch, so bald er warm wird, und was für eine Seite, davon man auf die Platte, oder auf die Kohlen leget, bekömmt eine jede von seinen Seiten die Electricität, welche der, so sie von Natur hat, entgegen gesetzet ist; die positive Seite wird negative, und die negative positive electrisch. Eben dieses trägt sich gleichfalls zu, wenn der Tourmalin auf ein Stücke Glas gelegt, und durch die Sonnenstrahlen, welche durch ein Brennglas in einen Brennpunct zusammen gebracht worden, warm gemacht wird.

IV. Nachdem auf diese Art die positive Seite dieses Steines negativ, oder diese positiv gemacht worden ist, kömmt der Stein nach und nach wieder in seinen natürlichen Zustand, und, während dieser stufenweise gehenden Veränderung, wird eben dieselbe Seite, zuweilen, zugleich positiv und negativ electrisch gefunden werden; allein der Zurückgang dieses Steines von dem erhaltenen Zustande zu seinem natürlichen geschieht, wenn man ihn von den Kohlen, oder dem Metalle, darauf er warm gemacht worden ist, genommen hat, so geschwinde, daß man selten diesen Versuch mit Erfolg machen kann, wenn es nicht geschieht, da der Stein auf dem warmen Körper ist. Es ist deutlich, daß die Ursa-

che

che der Veränderung, welche bey dieser Art, den Stein warm zu machen, sich ereignet, in der Ungleichheit der Hitze liegt, welche denen beyden Seiten mitgetheilet wird; denn wenn man ihn zwischen zwo wärm gemachte Metallplatten, oder glühende Kohlen legt, geschieht keine Veränderung. Es folget daher erstlich, daß wenn eine Seite des Tourmalins, auf irgend eine Art heißer gemacht worden ist, als die andere, sie allemal die Electricität bekömmt, welche der, so sie in ihrem natürlichen Zustande hat, zuwider ist. Zweytens, wenn die beyden Seiten gleich heiß sind, so ist ihre Electricität in ihrem natürlichen Zustande.

V. Der Tourmalin wird durch das Reiben electrisch, und um die Gesetze der Electricität, die auf diese Art erreget wird, zu bestimmen, müssen folgende besondere Umstände gemerket werden.

1) Wenn der Tourmalin mit einem wollenen Tuche gerieben wird, bis er eine merkliche Wärme bekömmt, so wird die geriebene Seite allezeit positive, die entgegenstehende aber negative electrisch; also, wenn beyde Seiten wechselsweise gerieben werden, kann die, welche positiv war, negativ werden, und so umgekehret: wenn er aber also gerieben wird, daß er durch und durch merklich warm wird, wird man ihn in seinem natürlichen Zustande zurück gehen sehen.

2) Wenn nur die eine Seite gerieben wird, daß der ganze Stein nicht merklich warm dadurch wird, wird die negative Seite positivisch bleiben, so lange als einige Electricität zurück bleibt.

3) Wenn

3) Wenn der Tourmalin an eine gläserne Röhre befestiget, und an einem wollenen Tuche also gerieben, daß er nicht merklich warm wird, so wird er, wenn man ihn nicht mit den Fingern, oder sonst einem nicht electrischen Körper berühret, an beyden Seiten positive electrisch, und wird nicht in seinen natürlichen Zustand zurück gehen.

4) Wenn der Tourmalin, der an die Röhre befestiget ist, so lange gerieben wird, daß er merklich warm wird, werden beyde Seiten positive electrisch, allein er wird in seinen natürlichen Zustand zurück kehren.

Aus diesen Gesetzen kann man folgende Sätze, als unwidersprechliche Folgerungen, ziehen:

1. Der Tourmalin besitzt zwo verschiedene Arten der Electricität, die vollkommen deutlich von einander unterschieden sind, eine, die er mit gläsernen Materien, die andere aber, die er mit harzigen Substanzen gemein hat.

2. Von der ersten Art von Electricität entstehen alle die Erscheinungen, welche sich zeigen, wenn er so gerieben wird, daß man keine merkliche Wärme an demselben hervorbringt. Zu dieser Nachricht vom Tourmalin, kömmt noch eine andere gleichfalls neue Entdeckung in der Electricität. Man hat durchgängig angenommen, daß der electrische Stoß, welcher bey dem sogenannten leydenschen Experimente, mit der überzogenen Flasche gemachet wird, nicht ohne Glas kann hervorgebracht werden, allein der folgende

gende Versuch beweiset das Gegentheil. Zwey Stücken Holz von sieben und einem halben Fuße, ins Gevierte, wurden mit der dünnen Folie (Plate), dergleichen man zu den Spiegeln brauchet, überzogen, und also aufgehenket, daß sie mit ihren Seiten einander gegenüber waren, in der Entfernung von ungefähr anderthalb Zollen. Die Electricität wurde alsdenn, von einer gläsernen Kugel, welche gehörig erreget wurde, zu der einen dieser Seiten geführet, und die andere bekam sie, vermittelst einer Kette, welche auf dem Plättchen lag, so, daß die electrische Materie, welche durch die Zurückstoßung herausgebracht wurde. Bey Ergänzung des Kreises, auf die gewöhnliche Art, wurde ein starker Schlag, der in allen Betrachtungen, dem, welchen die leydensche Flasche, hervorbringt, gleich war, empfunden.



* *

VII.
Eine neue Art, den electrischen Stoß, mit einer vom Glase sehr verschiedenen Materie hervorzubringen.

Da verschiedene Personen, welche sich mit electrischen Versuchen beschäfftiget, angenommen haben, daß das Glas, oder wenigstens eine solche Materie, die dem Glase am nächsten kömmt, schlechterdings erfordert werde, dasjenige, was sie das leydensche Experiment nennen, mit Erfolg zuwege zu bringen, so sind folgende Versuche angestellet worden. Ein Freund von dem Herrn Du Tour, Mitgliede der königlichen Akademie zu Paris, hatte demselben ein Blatt von derjenigen Gattung von Talk gebracht, welches insgemein moscowitisches Glas, und zuweilen uneigentlich Talkstein (Ising Glass) genennet wird; eine Materie, die, wie wohl bekannt ist, nichts mit dem Glase gemein hat, als die Durchsichtigkeit, und nicht einmal zur Verglasung geschickt ist. Er bekam den Einfall, zu Versuchen, ob man es nicht bey dem Experimente des Herrn Franklin anstatt der gläsernen Raute brauchen könnte; in dieser Absicht legte er das Blatt Talk auf das Ende der electrischen Stange, und drückte mit den Fingern einer von seinen Händen darauf, so, daß sich das Blatt zwischen seinen Fingern

gern und der Stange befand; alsdenn brachte er mit der andern Hand einen Funken aus der Stange heraus, und fühlte eine sehr heftige Erschütterung.

Hierauf wurde das Blatt zwischen zwo metallene Platten gelegt, (welche rund herum breiter als dasselbe waren,) so daß die untere Platte die Stange berührte. Auf die obere Platte, legte er ein Kartenblatt, und setzte darauf das eine Ende eines stumpfen eisernen Nagels, und berührte mit dem andern Ende die Stange, aus welcher ein starker gleichfalls leuchtender Funken durch das Kartenblatt fuhr; dieses wurde sieben bis achtmal wiederholet, worauf es aber nicht mehr gelingen wollte, obgleich die Stange immer electrisirt wurde. Als er den folgenden Tag das Blatt Talk untersuchte, so bemerkte er, daß sich daran verschiedene Risse, und zwey kleine runde Löcher befanden; er legte es hierauf auf die Stange, und drückte mit seinem Finger auf einen Theil desselben, welcher ziemlich weit von denen Rissen und Löchern entfernet war, mit der andern Hand brachte er Funken heraus, und fühlte die Erschütterung. Ob er es nun gleich mit aller Behutsamkeit und Sorgfalt zwischen die Platten legte, wollte es ihm doch nicht mit Durchstoßen des Kartenblattes gelingen; er schnitt also den zerrissenen Theil ab, und machte dadurch das Blatt zu einem Vierecke von drey Zollen, welches er an beyden Seiten vergüldete, und rund herum einen bloßen Rand ließ. Auf diese Art bediente er sich desselben wieder mit gutem Erfolge, sowohl bey dem leydenschen Experimente, als auch zu Durchstoßung des Kartenblattes.

Inhalt

des vierten Stückes im zwey u. zwanzigsten Bande.

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des 22sten Bandes fünftes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759.



I.

Zween Briefe
über einen wichtigen Umstand, in der
Geschichte des Mägdchens von Orleans.

Erster Brief.

Das Fräulein, nach welchem Sie Sich erkundigen, mein Herr, ist vor einigen Monaten, an einen sehr wohlgestallten Edelmann verheirathet worden, dessen Namen ich ihnen nicht sagen kann; ich weiß weiter nichts von ihm, als daß er aus einem Hause ist, das in sehr ansehnlicher Verwandtschaft steht, und daß er sich rühmet, aus dem Geschlechte

des Mägdchens von Orleans zu seyn, welches ein sehr vortheilhafter Beweis des Adels ist, für diejenigen, die denselben darthun können.

Ich hatte beständig sagen hören, daß Carl der Siebente zu Belohnung der wichtigen Dienste, die dieses tapfere Mägdchen dem Staate geleistet hatte, ihre Brüder und deren Nachkommen geadelt hätte; dasjenige aber, was mir itzo eben unter die Hände gekommen ist, giebt Anlaß, zu vermuthen, ob diejenigen, die ihren Adel von dieser Seite her ableiten, nicht vielleicht aus dem Geschlechte dieser Heldinn selbst sind, von der man behauptet, daß sie des Namens Mägdchen, den sie beständig geführet, ohngeachtet verheirathet, und folglich nicht von den Engländern zu Rouen verbrannt worden wäre, wie alle unsere Geschichtsbücher vorgeben. Diese Meynung, ob sie gleich der gemeinen und angenommenen zuwider ist, wird durch zwey Zeugnisse unterstützet, die ein glaubwürdiger Mann anführet, der durch seine seltenen Verdienste und gründliche Gelehrsamkeit berühmt geworden ist. Ich meyne den P. Vignier, Priester des Oratorii, der in dieser Congregation so hoch gehalten wird, und der zu Paris 1661 in einem Alter von 56 Jahren in dem Ordenshause St. Magloire verstorben ist. Um sich zu überzeugen, daß er sich nicht mit Kleinigkeiten abgab, darf man nur das Leben desselben lesen, welches der P. Dom Lucas Dachery in seiner Vorrede zum fünften Theile seines großen Werkes, welches er Spicilegium etc. nennet, beschrieben hat. Nachdem er gemeldet hat, daß derselbe in Burgund aus dem edlen und alten Geschlechte

derer von Vignier gebohren worden, saget er, daß seine Schriften, ihm von seinem dreyßigsten Jahre an, den Ruhm eines der gelehrtesten Männer in seiner Congregation, zuwege gebracht haben; daß er eine Menge sehr mühsam ausgearbeiteter Schriften ans Licht gestellet hat; nämlich die Geschlechtsgeschichte der Herren von Elsaß, einen sehr nützlichen Anhang zu denen Werken des heiligen Augustinus, eine französische Concordanz der Evangelien; daß ihn der Tod zu einer Zeit übereilet, da er eben eine schöne Abhandlung vom heiligen Fulgentius, die bishero unbekannt gewesen, herausgeben wollte, desgleichen den Ursprung der Könige von Burgund, die Geschlechtsgeschichte der Grafen von Champagne, und die Geschichte der französischen Kirche, auf welche Werke er viele Jahre und Arbeit verwendet hatte, und deswegen ganz Frankreich, Lothringen und Elsaß durchgereiset war. Er füget noch hinzu, daß am verdrüßlichsten hierbey sey, daß einige Neider seines Ruhmes, oder vielmehr des Wachsthums der Wissenschaften, sich seiner Schriften bemächtiget hätten, ohne daß seine Erben davon hätten können Nachricht einziehen. Diese Lebensbeschreibung giebt zu erkennen, daß der P. Vignier, in Ansehung der Zeugnisse, welche Sie in einem Briefe des Herrn Vignier, seines Bruders, davon ich Ihnen eine Abschrift sende, finden werden, nicht für verdächtig dürfe gehalten werden. Dieser Brief ist in der Stadt Richelieu in Poitou den 2 November 1683 an den Herrn von Grammont, seinen vertrauten Freund, in folgenden Ausdrücken geschrieben:

„Sie haben mich für verwegen gehalten, mein Herr, da ich ihnen sagete, daß Johanna von Arcq, das Mägdchen von Orleans genannt, nicht zu Rouen verbrannt worden sey. Sie werden mich itzo für noch verwegener halten, wenn ich behaupte, daß sie verheirathet worden ist, daß sie Kinder gezeuget hat, und daß diejenigen, die aus diesem erlauchten Stamme entsprossen sind, dieses für ihren größten Ruhm ansehen. Es ist mir alles dasjenige wohl bekannt, was die Geschichtschreiber von dem grausamen Tode dieser Heldinn melden, und ich zweifele nicht, daß man dieses, was ich sage, unter die Fabeln setzen wird; vielleicht wird sich aber auch jemand finden, der die Stärke meiner Beweise, und die Glaubwürdigkeit dessen, von dem ich diese seltsame Geschichte habe, in Erwägung ziehen wird. Es war dem Gott der Heerschaaren, der das Mägdchen von Orleans, auf eine wundervolle Art geschickt hatte, Frankreich von der Bedrückung seiner Feinde zu befreyen, nicht unmöglich, sie auch, nach der Untersuchung des Bischofs von Beauvais, und einiger Lehrer, welche Sclaven der englischen Tyranney waren, ihren Händen wieder zu entreißen. Man kann dieses aus demjenigen schließen, was Sie in dem Verfolge dieses Briefes antreffen werden; und eben dieses machte, daß die Engländer an ihrer statt eine andere unglückliche Verbrecherinn, denen Flammen übergaben, um die Furcht nicht unter ihr Heer zu bringen, wenn dasselbe erfahren hätte, daß der Arm, der es so oft in die Flucht geschlagen hatte, in Freyheit wäre. Ich habe Ihnen schon gesaget, daß der P. Vignier, mein Bruder, derjenige gewesen

sen ist, welcher dasjenige entdecket hat, was die Engländer, und selbst die Franzosen, zu unterdrücken gesuchet haben. Die genaue Freundschaft, die er mit dem Herrn Vignier, Marquis von Ricey, seinem nahen Anverwandten unterhielt, brachte ihn zu dem Entschlusse, mit ihm eine Reise nach Lothringen zu thun, wohin derselbe als Oberaufseher der Gerichte gieng. Hier beobachtete er in allen Städten, Flecken und Dörfern, durch welche er reisete, dasjenige, was er in seiner Vorrede zu der Geschlechtsgeschichte des Geschlechtes von Elsaß, anführet, indem er sich nach den Alterthümern und besondern Umständen der Oerter auf das sorgfältigste erkundigte. Zu Metz stellte er eine sehr genaue Untersuchung an, welche auch nicht ohne Vortheil vor ihn war, da er das Glück hatte, daß ihm eine alte Handschrift von den Begebenheiten, die sich in dieser Stadt zugetragen hatten, in die Hände fiel. Ich habe dieselbe selbst gesehen, und ich schicke Ihnen hier den Auszug, den er zu Nancy durch einen königlichen Notarium daraus verfertigen lassen, und welchen er mir einige Zeit nach seiner Zurückkunft gegeben hatte. Er lautet folgendermaßen.„

„Im Jahre tausend, vierhundert und sechs und dreyßig, da Herr Plin Marcou, Echevin von Metz, war am zwanzigsten Tage des Monats May obigen Jahres, kam das Mägdchen, Johanna, welche in Frankreich gewesen war, nach La Grange ez Ormes, nahe bey Saint Prive, und wurde dahin gebracht, um mit einigen Herren aus Metz zu reden, und ließ sich Claude nennen. Eben deswegen kamen dahin, um sie zu sehen, ihre beyden

Brüder, davon der eine Ritter war, und Herr Peter, der andere aber Petit Johann, Ecuyer hieß, welche glaubeten, daß sie wäre verbrannt worden. Und so bald, als sie sie sahen, erkannten sie dieselbe, und wurden von ihr wieder erkannt. Und Montags, den ein und zwanzigsten Tag obigen Monats, führten sie ihre Schwester mit sich nach Boquelon, und der Herr Nicole, als Ritter, gab ihr ein Pferd, welches dreyßig Livres werth war, und ein Paar Halbstiefeln, und Albert Roulle eine Kappe, und Herr Nicolaus Grognet einen Degen. Ermeldetes Mägdchen sprang sehr geschickt auf dieses Pferd, und sagte dem Herrn Nicole verschiedene Dinge. Er sahe hieraus, daß sie es wäre, die in Frankreich gewesen war, und sie wurde an verschiedenen Kennzeichen, für das Mägdchen Johanna erkannt, welche den König Carl zur Salbung nach Rheims geführet hatte; und man hörte verschiedene sagen, daß sie in der Normandie wäre verbrannt worden; sie redete aber meistentheils durch Gleichnisse, und sagte nichts von ihrer Absicht, erzählte aber, daß sie vor dem Feste Johannis des Täufers keine Gewalt hätte. Allein nachdem sie ihre Brüder mit sich geführet hatten, kam sie bald wieder auf das Pfingstfest in die Stadt Marnelle *, und blieb ohngefähr drey Wochen daselbst; drey Tage hernach wollte sie nach Notre Dame d'Alliance reisen, und da sie dahin abgehen wollte, kamen

* Nach dem Namen der Stadt Marnelle folgt hier im Originale: En Chief Jehan Renat. Anm. der Uebersetzung.

kamen verschiedene von Metz nach Marnelle, sie zu besuchen, und erkannten deutlich, daß sie das Mägdchen, Johanna von Frankreich, war *. Und da sie von da wieder wegreisen wollte, ließ er ihr einen schönen Panzer machen, um sie damit zu rüsten; nachdem sie denselben empfangen hatte, kam sie nach Erlon, woselbst die Verheirathung des Herrn von Hermoise, Ritters, mit ermeldeter Johanna, dem Mägdchen, vollzogen wurde. Hierauf begab sich der Herr von Hermoise mit seiner Gemahlinn, dem Mägdchen, nach Metz, woselbst sie in dem Hause, welches er vor der Kirche der heiligen Seylenne hatte, wohnten, und so lange daselbst verblieben, als es ihnen gefiel.

Vorstehender Artikel ist aus einer alten Handschrift, von einigen Begebenheiten, die in der Stadt Metz sich zugetragen haben, genommen. Zu Urkund dessen die eigenhändige Unterschrift, des Endes unterzeichneten königlichen, zu Nancy wohnhaften Notarius,

* Hier folget eine Stelle, die der Uebersetzer sich nicht getrauet, richtig zu geben. Sie heißt: A donc l'y donnet Sieur Geoffroy dex un ChIx et puis s'en alloit a Erlon, et y fut grande presse; jusqu' à ten que le fils du Comte Wnenbourg la Men et a Cologne de côte son pere le comte de Wnenbourg et l'aimoit le dit, comte tres fort. Man sieht wenigstens daraus, daß sie der Graf Wnenbourg nach Cöln geführet, wo sie sehr werth gehalten worden. Darauf bezieht sich das Folgende der Uebersetzung. Anm. d. Uebers.

tarius, zum Zeugniß darunter gesetzet worden. Den 25 März 1655.

Unterzeichnet Colin.

Fortsetzung des Briefes des Herrn Vignier.

„Der P. Vignier würde dieser Handschrift nicht viel Glauben beygemessen haben, wenn dieselbe nicht durch einen Beweis wäre unterstützt geworden, welchen er für unwidersprechlich hielt, und welchen ich den Gelehrten zu beurtheilen überlassen will. Da er von allen Standespersonen in Lothringen sehr geliebet wurde, stattete er öftere Besuche bey denselben ab; als er nun einst bey dem Herrn Des Armoises, der aus einem sehr vornehmen Hause, und noch von der alten Ritterschaft war, speisete, lenkte er das Gespräche auf die Genealogie dieses Herrn; wie nun aber die, welche von dem besten Adel sind, nicht allemal diejenigen am genauesten kennen, von welchen sie abstammen, so sagete ihm derselbe, daß er in seinem Archive hiervon mehr, als aus seinem Munde erfahren könnte. Dieses war eben das, was unser Wißbegieriger verlangte. Kaum war die Mittagsmahlzeit vorbey, als man ihm einen großen Bund Schlüssel überreichte, und ihn in dieses Archiv führete. Er brachte den Ueberrest des Tages mit Durchsuchung einer Menge Papiere und sehr alten Urkunden zu. Endlich fand er einen Ehecontract eines Roberts Des Armoises, Ritters, mit Johanna von Arcq, das Mägdchen von Orleans genannt. Stellen Sie Sich selbst vor, mein Herr, wie

wie groß die Bestürzung des P. Vignier war, da er diese Bestätigung fand, und wie groß die Freude seines Wirthes war, als er eine Sache erfuhr, die ihm bisher war unbekannt gewesen, daß er von dieser berühmten Person, die er allen großen Verwandschaften vorzog, herstammte. Ich glaube, Ihnen schon dasjenige erzählt zu haben, was mir mit seinem Sohne in der Gallerie von Conflans begegnet ist. Es stund derselbe vor dem Bildnisse dieses tapfern Mägdchens, und sagte zu seinem Hofemeister: Dieses ist diejenige, von der ich abstamme. Worauf ich ihm, ohne ihn jemals gesehen zu haben, antwortete: Ihr Name, mein Herr, ist also Armoises: Und der Ihrige, erwiederte er den Augenblick, muß Vignier seyn. Der Herr Des Moulins, welcher gegenwärtig war, kann Ihnen alle die Höflichkeiten erzählen, die mir dieser junge Herr erwies, da er erfuhr, daß ich der Bruder von demjenigen war, der das zuerst entdeckt hatte, was er für das Rühmlichste in seiner Familie hielt. Es ist andem, mein Herr, daß Sie mir Gründe angeführet haben, welche fähig sind, eine neue Meynung, gegen welche sich jedermann auflehnen wird, übern Haufen zu werfen; allein Sie werden mir auch gestehen, daß ein Ehecontract, der mit einer alten Handschrift, davon sie den Auszug vor sich sehen, übereintrifft, einiges Ansehen verdienet.

Nach dem Tode des P. Vignier hatte die Urschrift von dieser alten Handschrift eben dasselbe Schicksal, wie die übrigen, von denen in dem Lebenslaufe, den der P. Dachery von ihm gemachet hat, geredet wird; da sie aber Anlaß geben könnte, diejenigen zu entdecken, die sich

der

der übrigen zu meinem Nachtheile bemächtiget haben, so vermuthe ich nicht, daß man sie, so lange als ich lebe, ans Licht stellen sollte. Wenn es bey mir stünde, würde ich sie mit vielem Vergnügen, eben so, wie diesen Auszug, bekannt machen, und ich würde eine außerordentliche Freude empfinden, denen Wißbegierigen über einen so schönen Gegenstand, eine Beschäfftigung zu geben.

Ich bin, mein Herr, ꝛc.

Unterzeichnet Vignier.

Zweyter Brief.

Ueber eben diesen Vorwurf, von dem Herrn von Vienne Plancy, an den Herrn Vignier de Richelieu.

Obgleich Ihr Zeugniß, mein Herr, keiner Bestätigung bedarf, werden Sie doch einen Beweis, zum Besten der Wahrheit, von mir annehmen, und mir erlauben, daß ich Ihnen melde, daß ich Ihren berühmten Bruder, in eben den Ausdrücken, von dem Mägdchen von Orleans, habe reden hören, als Sie an den Herrn von Grammont davon geschrieben haben. Ich war einige Monate vor seinem Tode zu Paris, und da ich meinen Aufenthalt in dieser Stadt mir zu Nutze machte, stattete ich bey ihm öftere Besuche ab, zu welchen unsere nahe Verwandschaft, die vollkommene Hochachtung für seine seltenen Verdienste, und der Antheil, den ich an seiner

ner Unpäßlichkeit nahm, mich verpflichteten. Man war gewiß, ihn allemal zu Saint-Magloire zu finden, weil seine Krankheit ihm nicht erlaubte, sich von diesem Orte zu entfernen; Sie wissen, daß er denselben, wegen der gesunden Luft, die man daselbst genießt, und wegen der Nachbarschaft des Herrn von Morangis, seines vertrautesten Freundes, zu seinem Aufenthalte gewählet hatte; er beschäfftigte sich damals zu seiner Belustigung Reisebeschreibungen zu lesen, und bezeugte mir, daß er sehr viel Vergnügen daran fände. Indem er mir die Reise, die er mit dem Herrn von Ricey nach Lothringen gethan hatte, erzählete, fiel er auf das Mägdchen von Orleans, und erwähnte der Handschrift von Metz, ohne mir dieselbe jedoch zu zeigen, indem er sie einem Geistlichen aus diesem Ordenshause geliehen, der sie mit auf das Land genommen hatte, und versicherte mich, daß er den Ehecontract des Roberts Des Armoises mit dieser Heldinn in Händen gehabt hätte.

Urtheilen Sie, mein Herr, von der Bestürzung, in welche ich bey dieser Rede gerieth; sie war um desto größer, da ich zwey oder dreymal von einem Edelmanne aus der Normandie, der bey mir wohnte, gehöret hatte, daß man zu Rouen den Kessel sähe, worein man dieses Mägdchen gelegt hatte, um es lebendig zu verbrennen, so wie man vor Zeiten die Todten bey den Römern verbrannte, wobey man aber das Wunder bemerket hatte, daß das Feuer eben so wenig Wirkung auf ihr Herz gehabt hatte, als wie auf des tapfern Germanicus seines; und es war nicht lange, daß ich diese traurige Geschichte

in

in dem heiligen Gerichte und den Aufsatz des Processes, die darauf erfolgten Urtheile, und diese unmenschliche Hinrichtung in des Pasquier Untersuchungen von Frankreich, gelesen hatte. Da ich also mit diesen Vorurtheilen eingenommen war, fragte ich lachend Ihren Bruder, ob der Körper dieses Mägdchens dem Feuer, so, wie sein Herz widerstanden hätte, oder ob er lebendig aus seiner Asche, wie der Phönix wieder aufgestanden wäre. Er verstund Scherz, und antwortete mir, daß ich vielmehr fragen sollte, ob nicht Diana an ihrer statt ein Rehe hingebracht hätte, wie sie es bey der Iphigenia gethan, um sie von einem so grausamen Tode zu befreyen, und daß ich mich alsdenn eben nicht zu weit von der Wahrheit entfernen würde.

Diese Worte verringerten meine Verwunderung, indem sie mich an einen Umstand erinnerten, der sich am Ende des Processes dieser Heldinn, bey dem zuletzt angeführten Schriftsteller, befindet. Der Vortheil, den ich aus diesem Buche zu ziehen glaubte, machte, daß ich eine Begierde äußerte, dasselbe nachzusehen. Ihr Bruder, der mich in seinem Büchersaale, der einer der vollkommensten in Paris war, aufgenommen hatte, gab mir es so gleich in die Hände. Ich schlug darinnen die Stelle auf, deren ich mich gegen denselben zu bedienen vermeynte, und las sie vor; es finden sich daselbst auf der 561 Seite folgende Worte: „Sie stund nach ihrem Tode bey uns in so großem Ansehen,„ (Pasquier redet von dem Mägdchen von Orleans, die nach seiner und vieler anderer Meynung, im Jahre 1431 gestorben

war,)

war,) „daß im Jahre 1440 das gemeine Volk sich einbildete, daß sie noch lebte, und daß sie den Händen der Engländer entkommen wäre, die anstatt ihrer eine andere hätten verbrennen lassen; und weil man unter der Gendarmerie, ein verkleidetes Mägdchen gefunden hatte, sahe sich das Parlament genöthiget, sie holen zu lassen, und sie auf dem Marmorsteine vor dem Gerichtshause (Palais) dem Volke darzustellen, um zu zeigen, daß es ein Betrug damit sey. „

Wollten sie nicht vielleicht hieraus schließen, sagte mir so gleich Ihr Herr Bruder, daß diese zwote Heldinn, die der erstern ähnlich seyn mußte, weil man sie für dieselbe hielte, diejenige gewesen ist, deren in der Handschrift von Metz, gedacht wird? Ich antwortete ihm, daß er meine Gedanken errathen hätte, und daß ich sehr viel Wahrscheinlichkeit, dieses zu glauben, vor mir sähe. Ich erklärte mich sehr umständlich hierüber, und er hatte die Geduld, mich anzuhören; da er mir denn erwiederte, daß, wenn man in Paris eine dieser Heldinnen, von der andern hätte so gut unterscheiden können, und die zwote nur als einen Schatten der ersten betrachtet hätte, so würde man diesen Unterschied, an denen in der Handschrift angegebenen Oertern, noch viel leichter und mit mehrerer Gewißheit haben machen können; da diese Oerter viel näher bey dem Vaterlande des Mägdchens waren, daß man nicht muthmaßen soll, daß man sich hierinn betrogen hätte; daß ihre Brüder außerdem sie nicht würden für ihre Schwester erkannt haben, wenn sie es nicht wirklich gewesen wäre; daß endlich die Zeiten nicht genau genug mit einan-

einander übereintrafen, um meiner Meynung günstig zu seyn, indem das Mägdchen 1436 in dem Jahre, da Philippin Marlon Echevin gewesen war; die zwote Heldinn aber erst vier Jahre hernach 1440 zum Vorschein gekommen war. Er setzte hierauf noch hinzu, in Ansehung der übrigen wahrscheinlichen Gründe, die ich seiner Meynung entgegen gestellet hatte, daß, wenn der Gemahl des Mägdchens sie nicht an den Hof geführet hätte, um sich von dem Könige, ihren ihm geleisteten Diensten gemäße Belohnungen auszubitten, es hätte geschehen können, daß, weil sie gleich nach ihrer Verheirathung schwanger geworden, und Zeit ihrer Schwangerschaft, unpaß gewesen wäre, diese Reise bis nach ihrer Niederkunft verschoben werden, und daß, indem sie ihrer Leibesfrucht das Leben gegeben, sie selbst es darüber verloren haben könnte. Daß, wenn die vier Abgeordneten, welche der Pabst Calixtus der Dritte im Jahre 1455 ernennte, ihr Leben zu untersuchen, nichts von dieser glücklichen Begebenheit, davon sie nach Abhörung der 112 Zeugen mehr als zu gut unterrichtet werden mußten, bekannt machten, so kömmt es daher, weil ihnen nicht aufgetragen war, zu beweisen, daß sie zu Rouen dem Tode entgangen sey, sondern nur zu untersuchen, ob man Recht gehabt hätte, sie als eine Ketzerinn, Abgefallene, Abtrünnige und Abgötterinn zu verdammen. Daß, wenn der Kanzler der Universität zu Paris, der 1456 ihre Vertheidigung schrieb, und alle unsere übrigen französischen Geschichtschreiber von dieser erstaunenden Begebenheit nichts gemeldet haben, es daher rühren könne, weil sie dieselbe entweder nicht gewußt, oder

nicht

nicht geglaubet haben. Wenn die Stimme des Volkes, welche man für die Stimme Gottes und der Wahrheit zu halten pfleget, bey einem so wunderbaren besondern Zufalle verstummet wäre, so wäre dieses geschehen, weil das Volk das Neue liebte, und zwey Jahrhunderte, mehr als hinreichend wären, noch wichtigere Sachen als diese, bey ihm in Vergessenheit zu bringen; und endlich, daß wenn dieser Herr Des Armoises, der ihm die Schlüssel zu seinem Archive anvertrauet hatte, selbst nicht gewußt hätte, daß er von dieser unvergleichlichen Heldinn abstammete, er nicht der erste gewesen sey, dem das unbekannt gewesen wäre, was er am besten hätte wissen sollen, und daß, da er von seiner zarten Jugend an in Kriegsdiensten gewesen war, und von Natur eine stärkere Neigung zu den Waffen, als zu den Wissenschaften hatte, er andere Beschäfftigungen gehabt, als seine Zeit mit Lesung alter Contracte zuzubringen.

Nachdem mir ihr Herr Bruder diese Antworten gegeben hatte, kam er auf den Grund der Schwierigkeit, und zeigte mir, daß, nachdem das Mägdchen den 24 May, dem Gutachten zu Folge, welches von der Universität zu Paris nach Rouen war geschickt worden, und welches sie des Todes schuldig erklärte, auf einem Schavot war ausgestellt worden, man ihr nur einen Verweis gegeben, sie ins Gefängniß zurück gebracht, und sie verdammet hätte, ihre übrige Lebenszeit darinnen zuzubringen; welches einen hinlänglichen Grund zu glauben gäbe, daß das Urtheil, lebendig verbrannt zu werden, wel-

ches gegen das Ende des Maymonates, gegen das Mägdchen war ausgesprochen worden, nur den Endzweck gehabt hatte, durch die Furcht vor der allererschrecklichsten Todesstrafe, die unüberwindliche Neigung, die sie bezeigte, in Mannskleidern zu gehen, zu unterdrücken; daß aber dieses Urtheil selbst an einer andern Person vollstrecket worden wäre, die von eben dem Geschlechte war, und einen so grausamen Tod verdienet hatte, und welche man auf eine geschickte Art an ihrer Stelle untergeschoben hatte, so, wie der Pöbel zu Paris selbst vermuthete, (da er die zwote Heldinn für sie gehalten hatte,) und daß man sie, um der Erbitterung der Engländer ein Genüge zu leisten, lebendig verbrannt, da man zu gleicher Zeit die Unschuld unserer berühmten Französinn, gerettet; und daß, wenn das Herz dieser untergeschobenen Person den Flammen, wie man vorgab, entgangen wäre, dieses kein Kennzeichen der Heiligkeit sey, da eines Heiden seines, eben diesen Vortheil gehabt hätte.

Er setzte noch hinzu, daß dieses Verfahren um so viel mehr Glauben verdiene, da es ein Bischof, und zwar ein Bischof von unserer Nation gewesen war, dem das Leben und der Tod des Mägdchens anvertrauet worden; daß 5 ganze Wochen, zwischen dem letzten Urtheile, und der Vollstreckung desselben verstrichen sind, wie man es sehen könnte, wenn man die Tage bey dem Pasquier und Serres zusammen hielte, indem der erstere die Verurtheilung auf den 30 May, der andere aber die Vollziehung davon, auf den 6 Julius setzet; welches ein bey denen Gerichten ungewöhnlicher

cher Aufschub ist, der aber ohne Zweifel damals nöthig war, die Verbrecherinn zu finden, die man dazu brauchte, und alle Anstalten zu einem glücklichen Erfolge zu machen; wozu die Mütze, die man dieser Unglücklichen, da sie zum Tode geführet wurde, auf den Kopf gesetzt hatte, und das mit so vielen Beschimpfungen angefüllte Gemälde, so man vor ihr hertrug, nicht wenig beytrugen, indem dieses eben so viel Mittel waren, die Blicke scharfsichtiger Personen, die diese weise Verstellung hätten entdecken können, abzuziehen, und mit etwas anders zu beschäfftigen. Er legte mir hierauf den Inhalt eines Gnadenbriefes vor, der dem Peter, einem von den Brüdern des Mägdchens, 1443, von dem Herzoge von Orleans war ertheilet worden, der bey dem Pasquier steht, und in folgenden Ausdrücken geschrieben ist: „Auf Ansuchen des obgedachten Herrn Peters, welcher anzeiget, daß er, um dem Könige, unserm Herrn, und dem Herrn Herzoge von Orleans seine Treue zu beweisen, er sein Vaterland verlassen, und in ihre Dienste sich in Gesellschaft der Johanna, des Mägdchens, seiner Schwester begeben, mit welcher er bis zu ihrer Abwesenheit, und von dieser Zeit bis itzo, sein Leben und sein Vermögen im angeführten Dienste, in Gefahr gesetzet?„ Es sind dieses Ausdrücke, welche anzeigeten, daß das Mägdchen nur abwesend, nicht aber todt war, welches ihr Bruder nicht würde unterlassen haben, anzuführen, und in diesem Briefe, wenn es wahr gewesen wäre, bemerken zu lassen, um sich dadurch bey diesem Prinzen ein desto größeres Verdienst zu machen.

Er bezeugte mir endlich, daß er nicht zweifelte, daß der König nicht selbst sollte gewußt haben, daß man diese unglückliche Person nicht habe hinrichten lassen, denn, da sie von denen Burgundern im Kriege war gefangen, und von denenselben an die Engländer verkaufet worden, würde er nicht unterlassen haben, an den erstern von diesen Feinden, die ihm in die Hände gerathen wären, den Tod, den man dieser Heldinn, der er die Erhaltung seiner Krone schuldig war, angethan hätte, öffentlch zu rächen. Da dieses so viel man wisse, nicht geschehen sey: so bestätige dieses die Meynung, daß sie nur einige Jahre im Gefängnisse behalten worden sey; da sie endlich nach dem Tode des furchtbaren Herzogs von Bedfort, des Generals der Engländer, der im December 1435 zu Rouen erfolgte, aus demselben entflohen, so habe man Ursache zu glauben, daß man ihr, wiewohl in der Stille, geholfen habe, die Engländer aus Paris zu vertreiben, welchen Ort sie im Monate Februar 1436 verließen, und daß, nachdem sie ihrer Sendung völlig Genüge geleistet, und alle ihre Prophezeyungen erfüllet hatte, sie nach ihrem Vaterlande zurück gekehret sey, wo sie im folgenden Märzmonate sich gezeiget, und wo sie ihre Begebenheiten durch eine Heirath mit einer Standesperson beschlossen habe, wie man aus der Handschrift, und aus dem Ehecontracte sehen könnte.

Er fügte endlich noch dieses hinzu, daß wenn die himmlischen Stimmen, welche sie zu hören pflegte, und die ihr ihre Gefangenschaft verkündiget hatten, ihr nicht eben gesaget, daß sie wieder aus dem Gefängnisse kommen würde, dieselben ihr doch genug zu

verstehen gegeben hätten, daß sie hätte einige Hoffnung fassen können, indem sie ihr anbefohlen, gutes Muthes zu seyn, und getrost zu antworten, daß sie Gott nicht ohne Hülfe und Trost lassen würde. Er führete den Schriftsteller an, aus welchem er diesen Umstand hatte; allein der Name desselben ist mir entfallen.

Dieses sind, mein Herr, die Urtheile ihres Herrn Bruders, über diesen großen Gegenstand, so viel als ich mich, bey Lesung ihres Briefes, den mir der Herr von Grammont mitgetheilet hat, und bey Nachlesung des P. Caußin, Pasquier und Serres, erinnern kann; es kann seyn, daß er noch mehr hiervon gesaget hat, welches ich wegen der Länge der Zeit vergessen habe. Der Herr von Morangis, kam eben bey dem Beschlusse dieser Untersuchungen, ihn zu besuchen; er hatte die Handschrift in Händen gehabt, und wußte davon alle Umstände ganz genau. Er bezeugte, daß er gewünscht hätte, den Ehecontract des Roberts Des Armoises sowohl, als den von dessen Sohne, auch in Händen gehabt zu haben, um die Ausdrücke derselben, und die Tage, da sie gemacht worden, zu sehen. Er fragte hierauf, ob man die Gültigkeit dieser Handschrift nicht streitig machen könnte, da bey Erwähnung der Brüder des Mägdchens von Orleans, dem jüngsten der Titel Ritter, dem ältesten aber, nur der Name Ecůyer gegeben würde. Worauf Ihr Herr Bruder antwortete, daß der jüngste, der seine Schwester im Kriege begleitet, wie in dem Schenkungsbriefe vom Jahre 1443, ausgedruckt wird, sich ohne Zweifel besondere Verdienste erworben hätte, welche ihm die

Würde und den Titel eines Ritters zuwege gebracht hätten, welche seinem ältern Bruder nicht zugestanden worden, weil er sich nicht eben auf die Art hervorgethan hätte; diese Antwort schien uns sehr wahrscheinlich zu seyn. Sie unterhielten sich hierauf von sehr vielen andern Dingen, die diese Handschrift betrafen, die ich aber nicht verstund, weil sie von Umständen abhiengen, die mir unbekannt waren, wenn ich sie aber gesehen hätte, zweifele ich nicht, daß ich nicht würde Anlaß zu Fragen gefunden haben, die ich unserm gelehrten Vertheidiger hätte vorlegen können.

Zum Exempel, warum diese Kriegerinn durch Gleichnisse redete, und sagete, daß sie vor dem Feste Johannis des Täufers keine Macht hätte, daß sie nicht nach Dompre, Domprin oder Dompremy ihrem Geburtsorte, nach Vaucouleur ihrer Nachbarschaft, oder noch Neufchatel, woselbst sie fünf Jahre gewohnet hatte, gieng, um sich daselbst zu zeigen, und daß sie sich von einem jungen deutschen Grafen, der sie liebete, nach Cöln führen ließ, woselbst er sie, der Himmel weiß, wie lange behielt, indem man die Zeit nicht angiebt, wie lange sie daselbst geblieben ist; denn Sie werden mir wohl zugeben, mein Herr, daß man ein Geheimniß hierbey argwohnen kann, und zwar ein Geheimniß, welches fähiger ist, den Beweis zu entkräften, als denselben zu unterstützen, daß sie das rechte Mägdchen von Orleans gewesen ist. Man berichtet mir über dieses noch, daß Du Haillan, welcher schon vor dem Pasquier geschrieben hat, und welcher den Proceß unserer Heldinn weitläuftig erzählet, saget, daß sie von der Zeit an, da sie anfieng, die himmlischen Stimmen zu hören, ein

ein Gelübde der Jungferschaft gethan, welches in ihrem vierzehenten Jahre geschahe; und daß sie um dieser Ursache willen, einen jungen Menschen abgewiesen, an welchen sie ihre Aeltern versprochen hatten, wie sie es ihren Richtern gestanden hatte. Dieses scheint mir eine wichtige Einwendung gegen die Meynung ihres Herrn Bruders zu seyn. Ich habe dennoch viel Achtung für dieselbe, und ich werde mich allemal nach der Ihrigen richten, indem ich zu der Hochachtung, die ich für Sie habe, noch diejenige hinzusetze, die ich für Ihn hatte. Haben Sie die Gewogenheit hiervon überzeugt zu seyn, und halten Sie mich, mein Herr, für ihren ꝛc.

Unterzeichnet

von Vienne von Plancy.



* *

II.

Herrn Bourbeloin,

der Wundarztneykunst Magisters, und beym Hospital des Herrn Marschall von Biron bestellten Wundarztes,

Beobachtung,

einer vermittelst

Aufschneidung des Mastdarms und der Gebährmutter,

durch den

After ans Licht gebrachten Geburt *.

Aus

der Bibliotheque des Sciences et des beaux arts, pl. m. de Oct. Nov. Dec. 1758, à la Haye, 8. Art. VII. p. 360 - 375.

übersetzt, und mit Anmerkungen versehen,

von

Dr. Joh. Ge. Krünitz.

Die Abänderungen, welche die Natur bey der Bildung der Theile des menschlichen Körpers vornimmt, haben die Kunstverständigen zum öftern in die Nothwendigkeit gesetzet, bey

* Man hat erstaunenswürdige Beyspiele von Kindern, die durch den After und andere außerordentliche

bey neugebohrnen Kindern zu Operationen zu ſchreiten.

liche Wege, theils lebendig, theils todt, und dieſe hinwiederum entweder ganz, oder Stückweiſe, auf die Welt gekommen, oder herausgezogen worden. Des Herrn *Littre* Hiſtoire d' un fetus humain tiré du ventre de ſa mere par le fondement, ſteht in den Memoires de l' Acad. R. d. Sc. à Paris, vom Jahre 1702, S. 234-254. Joh. Dominicus Santorini beſchreibt in ſeiner Iſtoria d' un feto eſtratto delle parti decretane, welche 1727 zu Venedig in 4. herausgekommen, ein lange im Leibe verhaltenes, und durch den After herausgezogenes Kind. Eben dieſe Geſchichte erzählet etwas weitläuftiger. Nicolaus Patuna in ſeiner Relazione intorno al cadavere d' un feto dallui cavato della parte poſteriore, ſo ebendaſ. und in eben dem Jahre, in 4. gedruckt worden, führet zugleich auch andere ähnliche Beyſpiele an, und zeiget, daß es muthmaßlich ein Fetus tubarius geweſen. Roſini *Lentilii* Obſ. de inſolita partus humani via, ſteht im ſiebenten Jahre der zweyten Decurie derer Miſcellaneor. Nat. Cur. Obſ. 237. Von einem Kinde, das durch den Riß des Unterleibes zur Welt gebracht worden, ſiehe II Band der edinburgiſchen neuen Verſuche und Bemerkungen aus der Arztneykunſt und übrigen Gelehrſamkeit, Altenburg, 1758, 8. S. 382-384. M. A. Cappelers Caſus von einem per anum fortgegangenen Sceleto foetus mortui, ſalva matre, ſt. in A. E. Büchners Miſcellaneis phyſ. med. mathemat. A. 1728. Erf. 1732, 4. S. 809. f. Joh. Menradi Vorwaltners Obſ. de foetu fruſtulatim per vmbilicum exempto, ruptis inteſtinis et eorum motu periſtaltico extra abdomen conſpicuo, im fünften Jahre der dritten Decurie der Miſc. Nat. Cur. Obſ. 106. Joſeph Bieners Obſ.

Diejenigen, welche sich mit der Geburtshülfe beschäfftigen, müssen alle Aufmerksamkeit beweisen, und sämmtliche natürliche Wege bey den Kindern besichtigen, damit sie bey denen etwa dabey sich ereignenden Mängeln hülfreiche Hand leisten mögen.

Wann ein Geburtshelfer, oder eine Hebamme, bey sorgfältiger Untersuchung eines Kindes gefunden hat, daß alle Verrichtungen bey demselben gehörig von statten gehen, so glauben dergleichen Personen ihrer Obliegenheit gehöriges Genüge geleistet zu haben, und halten das Kind vor denen aus der Geburt entstehenden Mängeln gesichert; unterdessen giebt es doch Fälle, da eine geschickte Person, aller angewandten Bemühung ohnerachtet, nicht zu Hülfe kommen kann, sonderlich bey dem weiblichen Geschlechte.

Man hat bemerket, daß Mägdchen zur Welt gekommen, bey denen nichts von den äußerlichen Geburtsgliedern zu sehen gewesen *; bey andern hat man

Obs. de sceleto foetus, viis insolitis excluso, in Commercio litter. Nor. A. 1732. hebd. I. pag. 2. s. Christ. Friedrich Daniels merkwürdige Krankheitsgeschichte von einer Patientinn, welche häufige Blutstürzungen aus der Mutter, abgegangene Muttergewächse, unzeitige Geburten, allerhand krampfhafte Zufälle, und endlich ihrem Bedünken nach, durch den Hintern einen Abgang kleiner Knochen von einer im Mutterleibe verfaulten Leibesfrucht gehabt hat: st. in dessen Beyträgen zur medicinischen Gelehrsamkeit, im III Theile Halle, 1755. 4. No. 13.

* Hieher gehören die sogenannten Atretae, oder Imperforatae, bey denen die Schaam mit einem Häutchen

man einen Cirkel beym Eingange der Mutterscheide wahrgenommen, welcher dermaßen stark gewesen, daß

chen überzogen, oder mit Fleisch überwachsen. Solches kann entweder von Natur, oder von einer Krankheit entstanden seyn. In beyden Fällen muß eine Operation vorgenommen werden. Von denen, welche mit einer verschlossenen Mutterscheide zur Welt kommen, und derselben Operation, s. Ge. Wolfg. Wedels 1709 zu Jena geschriebene Dissert. de atretis, vier und einen halben Bogen. Sim. Schulzens Observation de pudendo muliebri natura clauso, arte adaperto, in den Miscellan. Nat. Cur. A. 1672. Obs. 3. Joh. von Muraito Observation, de virgine imperforata, im 3ten Jahre der zweyten Decurie der Misc. Nat. Cur. Obs. 151. Phil. Jac. Hartmanns Observation, de atreta, im zehenten Jahre der zweyten Decurie derselben, Obs. 159. Justus Friedrich Dillenii Obs. de infante puella atreta, in der dritten Centurie derselben, Obs. 43; und eben desselben Obs. de puellula sesquienni atreta, in der siebenten Centurie derselben, Obs. 43. Rud. Jac. Camerarii Obs. de atreta, in der zehenten Cent. ders. Obs. 73. Chirurgische Operationes an atretis, im 3 Vers. der breßlauer Sammlung. vom Jahre 1718. Seite 701 = 703. Sebast. Alischers Observation, von Oeffnung einer Imperforatae, im 17 Vers. derselben, vom Jahre 1721. Cl. 4. Art. 10. Degners Oeffnung einer atretae, im 25 Vers. derselben, vom September 1723. Cl. IV. Art. 11. Henrici à *Moinichen* Obs. de vuluae clausae apertione, nebst Joseph Lanzoni Scholio, in *Lanzoni* Opp. omn. med. phys. et philolog. Lausann. 1738, 4 Maj T. III. p. 418. s. Iosephi *Lanzoni* animaduersio, an imperforatio mulierum matrimonium impediat? in dessen animadversionibus variis, ad medicinam, anato-

daß er bey denen Geburtswehen im geringsten nicht nachgegeben; und noch andere haben eine dermaßen enge

anatomiam et chirurgiam maxime facientibus, Ferrar. 1688, 8. animadu. 128. so auch in dessen Opp. omn. Lausann. 1738. T. III. p. 605. wieder aufgelegt anzutreffen.

Von erwachsenen Personen, bey denen die Mutterscheide, nach verschiedenen vorhergegangenen Zufällen, zu- oder zusammen gewachsen, und die also durch Krankheiten atretae geworden, gehören hieher, das Exemplum atretae ex ruptura colli vesicae coalitae, im ersten Vol. der dritten Decadis der Actorum Medicor. Berolinens. S. 65 fgg. Mich. Bernh. **Valentini** Obs. de coalitu vaginae vterinae in grauida, in der zehenten Decurie der Ephem. Nat. Cur. Obs. 95. Rud. Aug. **Behrens** Obs. de operatione in feminis, quibus vaginae latera concreta erant, instituta, im Commercio litter. Nor. A. 1734, hebd. III. p. 20. Cf. Notae ad A. 1734. pertinentes, in Praef. ad h. a. p. 8. sq.

Man hat sonderbare Exempel, daß dergleichen Atretae dennoch wirklich, theils durch den ordentlichen Weg, theils durch den Beyschlaf im After empfangen haben, und schwanger geworden. Mart. **Schurig** hat in seiner 1730. in 4. zu Dreßden und Leipzig herausgegebenen Gynaecologia historico-medica, h. e. congressus muliebris consideratione physico-medico-forensi, im zweyten Capitel verschiedene Beyspiele und Erzählungen von der Schwängerung, Ehestande, Ehescheidung, und Cur der Atretarum. Ioh. *Lechelii* Obseruatio rarior conceptus humani clauso vtero facti, partusque viui foetus acie ferri tandem expediti, Anno 1686. in den Nouvelles de la republique des lettres, Nov. 1686. S. 1262-1264. Mich. **Pauli** Obs. de conceptione foeminae cuiusdam plebeiae rarissima, im sieben-

enge Oeffnung gehabt, daß man nichts hat hinein bringen können *. Zu diesem letztern Falle gehöret folgende Bemerkung.

Ich wurde den 22 Jun. 1755, zu einer Frau geholet, welche seit zweyen Tagen Geburtswehen empfunden. So gleich bey meiner Ankunft erkundigte ich mich gehörig nach ihren Umständen. Ich erfuhr, daß sie sehr langsame Wehen hatte, daß sie selbige bloß zur Nachtzeit verspürete, und daß sie bey jeglicher Wehe einen Ausfluß des Wassers fühlte, womit ihr Schmerz aufhörte. Sie war über ihren Zustand äußerst verlegen. Ich sprach ihr wegen dieser ihrer Angst Muth ein, und sagte ihr, daß ich ihr, sobald als nur möglich wäre, helfen wollte. Ich untersuchte die Beschaffenheit ihrer Geburtsglieder, und fand zu meinem größten Erstaunen, die Oeffnung ihrer Mutterscheide dermaßen enge, daß ich kaum meinen Finger hinein zu bringen im Stande war. Ich bemerkte, daß diese Engheit, bis ohngefähr drey Queerfinger weit, tief gieng, daß der übrige Theil weit war, und mir den Muttermund zu suchen erlaubte. Ich fand aber selbigen nicht. Es kam

siebenten und achten Jahre der dritten Decurie der Miscell. Nat. Cur. Obs. 83. Franz Ernst Brückmanns Obseruatio itineraria tertia de coitu per anum, st. in A. E. Büchners Miscellaneis phys. med. mathemat. A. 1727. Erfurt 1731, 4. Seite 731 f.

* Siehe Joh. Dan. Rückers Obseruatio de angustia vaginae vterinae, ne digitum extremum admittentis, per emollientia sublata, im Commerc. litter. Nor. A. 1744. hebd. XL. p. 320.

kam mir zu der Zeit die Mutterscheide wie ein Trichter vor, dessen weitester Theil nach der Gebährmutter zu, und der engste nach außen zu gekehrt war, welcher zu Ende eine weite Oeffnung, gleichsam wie an einer Trompete, gehabt. Der zwischen dieser Mündung und dem After befindliche Zwischenraum war größer, als er gewöhnlicher Weise zu seyn pflegt, und stellte eine kegelförmige Masse vor, deren unterster Theil nach auswendig zu, der spitzige aber nach innen gerichtet war.

Weil der Patientinn mein hereingebrachter Finger viele Schmerzen verursachte, setzte ich eine weitere Untersuchung auf den folgenden Tag an, in Hoffnung, daß das herausfließende Wasser, welches bey jeglicher Wehe von ihr gieng, die Theile schlaff machen, und der Muttermund durch die Schwere des Kindes näher an die Enge Scheide gebracht werden würde, da ich sodann die wahre Beschaffenheit der Umstände besser erkennen, und mich leichter entschließen könnte, auf was für Art der Mutter und dem Kinde am besten zu Hülfe zu kommen sey.

Der 23 und 24 dieses Monates vergiengen unter Wehen, die denen vorigen beynahe gleich waren. Ich nahm an jedem Tage eine neue Untersuchung vor, kam aber in meiner Entdeckung nicht weiter. Ich veranstaltete, daß ihr des Morgens und Abends Clystiere beygebracht wurden, um die dicken Gedärme ledig zu machen, und das Herabsinken des Kindes in das Becken, vermittelst des Anstrengens der Gebährmutter, zu erleichtern. Ich bemerkte wirklich, daß der Kopf des Kindes in das Becken herunter

ter sank, und daß, so wie er sich herunter begab, der weite Raum, welchen ich zu Ende der engen Scheide gefühlt hatte, kleiner ward, und der hinterste Theil dieses weiten Raumes, welcher mit dem Mastdarme zusammen hängt, ein Gewölbe über des Kindes Kopf machte, so, daß es schien, als müßte das Kind zum After heraus kommen. Dieses veranlassete mich, daß ich durch diesen Theil die Lage, den der Kopf des Kindes hatte, untersuchte. Ich konnte dieses mit Bequemlichkeit, ohne der Patientinn Schmerzen zu verursachen, bewerkstelligen. Ich fand damals, daß der Kopf des Kindes bloß vom Mastdarme, und demjenigen Theile der Gebährmutter, welchen man den Körper derselben nennet, ohne daß etwas anders dazwischen war, bedeckt gewesen.

Weil die Patientinn alle Tage Wasser von sich gab, und mir nicht gehörig zur Geburt zu arbeiten schien, sagte ich, man müßte auf mehrere folgende Wehen warten, und zusehen, ob die Natur nicht etwa durch Erweiterung des Muttermundes mehr zu Hülfe kommen möchte, daß man die Geburt desto besser befördern könnte.

Den fünf und zwanzigsten des Abends um sechs Uhr merkte ich, daß sich die Wehen wieder einstelleten, und weit weniger Wasser von der Gebährenden gieng. Es floß ein blutiger Schleim von ihr, und dieses gab mir Hoffnung, daß ich den Muttermund entdecken würde. Ich suchte sogleich gehörig darnach, war aber nicht glücklicher, als die vorigenmale. Der Gang blieb beständig versperrt, ja dieses empfand ich so gar noch weit mehr, weil der weitere Raum, den ich am obersten Theile dieses Canals gefühlet

fühlet hatte, verschwand, und dessen Boden, oder hinterster Theil mich unter den Bogen des Schaambeines führte, als wenn ich den Muttermund an diesem Theile hätte suchen sollen. Ich fühlte auch wirklich, als die Wehe vorbey war, daß mir etwas Wasser gegen die Spitze meines Fingers spritzte, wodurch ich auf die Gedanken gerieth, daß der Muttermund, wegen des in das Becken herabgesunkenen Körpers der Gebährmutter und Kindeskopfes, an diesen Theil war heran gerückt worden, und daß man auf keine Erweiterung mehr zu hoffen habe, und mithin darauf bedacht seyn müsse, dasjenige, was die Natur unmöglich gemacht, vermittelst der Kunst zu bewerkstelligen.

Um mir in einem so außerordentlichen Falle keine Vorwürfe zu machen, ersuchte ich meine Collegen um gemeinschaftliche Berathschlagung wegen der besten Handgriffe, die Mutter, nebst dem Kinde, zu erhalten. Ich wählete die Herren Des Vignes und Vermons zu diesem Endzwecke. Ich erzählte ihnen den bisherigen Verlauf der Sache: sie untersucheten auch die Patientinn selbst, und fälleten, nach angestellter Untersuchung einerley Urtheil mit mir, welches dahinaus lief, daß es unmöglich sey, der Gebährenden ohne Operation zu Hülfe zu kommen.

Es waren drey Mittel vorhanden, welche wir ergreifen konnten, nämlich der Kaiserschnitt, oder aber die Hinderniß an den äußern Geburtsgliedern aus dem Wege zu räumen, oder endlich den Mastdarm und Körper der Gebährmutter oberhalb des Kindeskopfes zu öffnen. Das erstere Mittel war in Absicht

sicht der frischen Leibesbeschaffenheit der Frau, und derer nach der Geburt erfolgenden Abgänge, mit vielen Schwierigkeiten vergesellschaftet. Das zweyte war ebenfalls mit verschiedenen Unbequemlichkeiten verknüpft, in Ansehung der Hinwegräumung der Hinderniß und der Lage des Kindes; denn man hätte die beyden Oeffnungen unter einander zusammenhängen, und mithin das dazwischen gelegene hinwegschaffen müssen, damit man zum Kopfe des Kindes hätte kommen können, und folglich hätte man die Frau in die Gefahr gesetzt, ihre übrige Lebenszeit über zerstümmelt zu seyn. Hierzu kam noch die Schwierigkeit, wegen der Entfernung des Muttermundes, und dessen mangelnder Erweiterung, dergleichen vorzunehmen. Wir erwählten demnach das dritte Mittel, als worauf uns die Natur selbst zu weisen schien, theils wegen der Lage des Kindeskopfes, theils darum, weil wir bey Erweiterung des Afters keine Schwierigkeit antrafen. Ueberdem machten wir uns auch Hoffnung, daß die gewöhnlicher Weise nach der Geburt erfolgende Abgänge desto ungehinderter würden ausfließen können. Der Handgriff war gar nicht leicht, zumal da wir keine zu dieser Operation bequeme Werkzeuge hatten: indessen konnte doch die Operation nicht ferner aufgeschoben werden. Zum Glücke hatte ich einen kleinen zum Seitenschnitte gehörigen Lithotom bey mir, dieser schien mir wegen seiner Länge und Festigkeit, und weil er eine kurze Schneide hat, besser als ein bedecktes Bistouri zu seyn.

Ich schritt demnach zur Operation, und brachte meine linke Hand bis zum Gelenke, in den After,

so, daß ich mit der Spitze meiner Finger, noch über den am meisten hervorragenden Theil des Kindeskopfes hinaus reichen konnte. Hierauf führte ich das Instrument nach der Länge, längst meiner flachen Hand, bis zu oberst der Finger hinauf, daselbst legte ich die Schneide auf den hervorragenden Theil des Kindeskopfes, und gab mit dem darauf gebrachten Zeigefinger der inwendigen Hand einen gehörigen Druck, um den Mastdarm von oben nach unten aufzuschneiden. Meine andere Hand konnte mir weiter nichts helfen, als das Instrument herauf und herunter zu bringen. Ohnerachtet es ungefähr sechs Zoll lang war, fand ich es doch zu kurz, so, daß ich das äußerste Ende seines Heftes nicht anders, als mit dem Daumen und Zeigefinger halten konnte, und folglich hatte ich keinen Nachdruck zu operiren. Ich machte es daher so gut, als mir möglich war. Zuerst schnitte ich den Mastdarm ohngefähr drey Queerfiger breit auf. Ich schloß, ob dieses geschehen wäre daraus, daß ich meinen Finger hinein legte. Hierauf setzte ich das Instrument auf die mittelste Gegend dieses ersten Schnittes, damit ich die Gebährmutter öffnen könnte. Dieses verrichtete ich eines Queerfingers breit. Sodann fuhr ich mit meinem Finger in diese Oeffnung, und kehrte das Instrument um, um damit, so hoch, als mir möglich war, hinauf zu schneiden, damit ich den Hals der Gebährmutter, und den zuschließenden Muskel des Afters, (Sphincter) nicht verletzen möchte. Ich kam endlich so weit, und machte einen hinlänglichen Schnitt, daß ich den Kopf des Kindes zu entdecken, und selbigem einen Ausgang zu verschaffen, vermögend

gend war. Von Seiten der Gebährmutter aber, als welche beständig von ihrem obern und breitern Theile (Fundus) bis zum Halse hin arbeitet, konnte man sich keine Beyhülfe versprechen; denn, da ihr Körper aufgeschnitten war, wurde ihre Kraft wegen ihrer zerschnittenen cirkelrunden Fibern verringert. Nunmehro mußte man dahin bedacht seyn, nach den Füßen des Kindes zu suchen. Dieses verrichtete Herr Des Vignes mit aller möglichen Geschicklichkeit. Herr Des Vignes, sage ich, verrichtete es, denn ich hatte mich, indem ich aufschnitte, in zwey Finger meiner linken Hand geschnitten, und an der rechten Hand hatte ich an dem einen Finger einen Wurm (Panaritium). Unterdessen, als Herr Des Vignes nach den Füßen suchte, verband ich meine Finger, damit ich die Hand wieder brauchen könnte. Da er einen Fuß ergriffen hatte, legte ich eine Schlinge um ihn, damit er nicht wieder entwischen möchte, und ich desto leichter daran ziehen könnte. Hierauf gab ich dem Kinde die Nothtaufe auf den Fuß, und wir zogen sodann gemeinschaftlich, und brachten es endlich so weit, daß der Fuß bis zum Knie heraus kam. Nunmehro konnten wir ungehindert den Schenkel bis an den Hintern bringen, da wir sodann unumgänglich einen Schnitt in die Haut machen mußten, welche sich nicht so sehr, als die innern Theile spannte. Vermittelst dieses Schnittes brachten wir es dahin, daß wir die Hinterbacken einschlossen. Hiernächst wendeten wir das Kind, weil es mit dem Gesichte nach oben kam, wie gemeiniglich bey Geburten, da die Füße zuerst eintreten, zu geschehen pfleget. Nach verrichteter Wendung kam das Kind

mit völliger Bequemlichkeit heraus, und schien, nachdem es bereits herausgezogen war, noch einige Bewegung zu haben, welches mich veranlassete, daß ich ihm, um mehrerer Sicherheit willen, auf den Kopf die Taufe reichte. Hierauf war ich ohne Verzug auf die Herausbringung der Nachgeburt bedacht. Bey Lösung derselben bemerkte ich, daß sie ihre Lage auf der linken Seite und dichte beym Muttermunde hatte, welches wahrscheinlicher Weise die Erweiterung desselben verhindert, und verursachet hatte, daß das Kind, nebst dem Körper der Gebährmutter, in das Becken herunter stürzen mußte; daß man solchergestalt, wofern man sich zur Hinwegschaffung der Hinderniß an den äußern Theilen entschlossen hätte, noch alsdann die Nachgeburt im Wege gewesen wäre, und nach geöffneter Gebährmutter vorgelegen hätte. Eine Hinderniß, bey welcher das Kind noch weit schwerer hätte heraus gebracht werden können *.

Nachdem die Frau nunmehr entbunden worden war, ließ man sie ohngefähr eine Stunde lang ruhen, alsdann brachte man sie ins Bette, woselbst sie länger als zwo Stunden schlief. Die Nacht und der darauf folgende Tag vergiengen ziemlich ruhig. Abends gegen sieben Uhr bekam sie Colikschmerzen, welche, nachdem sie viel Winde von sich gelassen, verringert

* S. Joh. Dan. Ehrhart Brunner Diss. de partu p. n. ob situm placentae super orificium internum vteri. Argent. 1730. 4. 3 pl. welche im Commercio litter. Nor. A. 1731. Specim. II. p. 14-16. recensiret wird.

ringert wurden. Dieses bewog mich, daß ich eine gallichte Gährung in dem Canal der Gedärme bey ihr befürchtete. Dieserhalb ließ ich sie ein Tränkchen aus anderthalb Unzen süß Mandelöl und einer halben Unze Veilgensaft nehmen. Dieses Tränkchen machte ihr einen Theil der Nacht, und den folgenden Tag hindurch, Oeffnung; es führte ziemlich ab, und machte die Patientinn noch geruhiger. Hierzu kam noch, daß diese Abführung auch die Reinigung nach der Geburt beförderte, als welche bis daher durch den After geflossen *, worauf sie aber den ordentlichen Weg zu nehmen angefangen.

Weil die Kindbetterinn an der Gebährmutter Schmerzen empfand, entschlossen wir uns mit dem Herrn Des Vignes in ein erweichendes Decoct eingeweichten Flanell über den leidenden Theil zu legen, und von eben diesem abgekochten, und mit Weine, darein Honig gerühret worden, kräftig gemachten Wasser etwas in den Mastdarm zu spritzen, theils um selbigen zu entledigen, theils die in ihn sowohl als die Gebährmutter gemachte Wunden zu reinigen.

* S. Joh. Lanzoni Animadu. de lochiis per aluum euacuatis, in dessen Animaduers. variis, Ferrar. 1688. 8. animadv. 126. so auch in seinen Opp. omn. med. phys. et philolog. Lausann. 1738. 4 Maj. To. III. p. 602 f. wieder aufgelegt anzutreffen. Joh. Ad. Raymanns Obs. de subsidiaria, eaque tutissima lochiorum per aluum euacutione, st. im sechsten Vol. der Actor. phys. med. Academ. N. C. Obs. 2.

Nach geschehener Abführung, welche das ölichte Tränkchen gewirkt hatte, fiengen die um den After und die Geburt gelegene Theile, welche sehr geschwollen waren, merklich zu sinken an. Es war auch diese Abführung um so viel heilsamer, da sie vor dem sogenannten Milchfieber vorher gieng, welches sich zur gewöhnlichen Zeit, ohne, außer einer Schlaflosigkeit, einigen damit verknüpften Zufall, einstellte. Am Fiebertage ließ die Wärterinn bey Auflegung frischer Umschläge, die Patientinn allzu lange aufgedeckt liegen, wornach sie ein ziemlich heftiges Schaudern bekam, so, daß auch das Fieber darauf stärker ward. Jedoch, zum Glücke, ließ selbiges nach erfolgtem häufigen Schwitzen nach, und die durch diesen Zufall verursachte Unruhe wurde besänftiget.

Nach verlaufenen vier und zwanzig Stunden des Milchfiebers, hielten das Fieber und die Schlaflosigkeit annoch an. Zugleich empfand die Patientinn an den auswendigen Geburtstheilen und der ganzen Gegend der Operation viele Schmerzen. Ich schrieb dieses dem Abfallen der Krusten, oder Schorfe der Gefäße, welche bey der Operation und dem Gebähren zerschnitten und zerrissen worden waren, zu. Ich hatte um so viel mehr Grund, diese Wehen von gedachter Ursache herzuleiten, weil bey dem Bauche nicht die geringste Spannung anzutreffen, und die Geschwulst der Theile fast gänzlich verschwunden war.

Die Patientinn war von einem sehr gallenreichen Temperamente, und weil die ölichten Tränkchen bey ihr abführeten, ließ ich ihr selbige fortbrauchen, und Mor-

Morgends und Abends zwey Löffel voll nehmen. Wider ihre Schlaflosigkeit reichte ich ihr gelinde narkotische Arztneyen, doch fast ohne Nutzen. Das Fieber und die Schlaflosigkeit verloren sich bey dem offenen Leibe doch nicht; indessen wurden die Abführungen nicht ausgesetzt, und ich ward dadurch vor üblen Folgen gesichert, zumal ich auch zu gleicher Zeit mit Vergnügen wahrgenommen, daß die Reinigung nach der Geburt immer mehr und mehr durch die ordentlichen Wege geflossen, und diejenigen Theile, welche gelitten hatten, von Tage zu Tage immer besser aussahen. Da aber dasjenige, was abgeführet wurde, beständig gallicht war, gerieth ich auf die Gedanken, daß das Fieber aus keiner andern Ursache, als von einer im Magen und Gedärmen enthaltenen allzu großen Menge gegohrner Feuchtigkeiten unterhalten würde. Dem zu Folge entschloß ich mich, dieselbe durch eine gelinde abführende Arztney heraus zu schaffen. Es war der neunte Tag nach der Entbindung, als die Patientinn selbige nahm. Nachdem dieses Abführungsmittel gewirket, und hinlängliche Oeffnungen verursachet hatte, ward das Fieber ungemein schwächer, die Patientinn schlief in der nächstfolgenden Nacht sechs Stunden lang, und hatte den Morgen darauf kein Fieber mehr. Nunmehro erlaubete ich ihr etwas Suppe, so ihr auch recht wohl bekam.

Den Morgen darauf, nachdem sie die Arztney eingenommen hatte, hielten die Abführungen noch häufig an: da sie nun nicht mehr gallicht waren, fürchtete ich mich vor dem Durchfalle, und beschloß

dieserhalb, die Patientinn ein Decoct aus geraspel- tem Hirschhorn und Reis, welches mit Heilwurzsy- rup versüßet war, statt des Wassers aus Leinsaa- men, dessen sie sich bis daher bedienet hatte, trinken zu lassen.

Nach dem Purgiren unterließ ich das Einspritzen mit erweichendem Decoct, und nahm statt dessen ein anderes, aus Gerste, Camillen, Meliloten, nebst Ro- senhonig. Den Tag darauf, nachdem dieses war eingespritzet worden, fieng die Patientinn an, den Abgang des Stuhls zu fühlen, die Theile wurden täglich immer stärker, der Stuhlgang mehr und mehr derb, und am vierzehenten Täge ihrer Wo- chen fieng sie, sich des Nachtstuhlbeckens zu bedie- nen, an.

Vom zehenten Tage an hatte ich ihre Nahrung stufenweise vermehret, so, daß sie am vierzehenten innerhalb vier und zwanzig Stunden, außer zwo Suppen, auch noch ein weich gesottenes Ey, nebst etli- chen darein getunkten länglichten Schnitten Brodts, und Wasser mit Wein zu sich nahm. Seit diesem bis zum neunzehenten Tage gieng sie nicht zu Stuh- le; am siebenzehenten hörte ich zu spritzen auf; ich bemerkte, daß der auslaufende Eyter und Stuhl- gang, welche bisher röthlich und schleimig gewesen waren, weiß und milchfarbig wurden. Die Theile nahmen wieder eine natürliche Beschaffenheit an, und der Schlaf war wieder ordentlich. Ich ver- mehrte stufenweise die Nahrung, so, daß die Patien- tinn am zwanzigsten Tage, innerhalb vier und zwan- zig Stunden, drey Suppen, drey Brodte vor zwey

Liards,

Liards, zwey Eyer und ein Quartierchen Wein zu sich nahm.

Man hatte seit dem zehenten Tage in ihren Wochen angefangen, ihr alle vier Tage das Bette zu machen, und vom achtzehenten an, wurde sie des Nachmittags zwo Stunden lang aus dem Bette gebracht, den 19ten gieng sie, mit Beyhülfe ihrer Wärterinn, etlichemal in ihrer Kammer auf und nieder, ohne daß sie Schmerzen dabey empfunden. Den zwanzigsten fieng sie von gekochtem Huhn zu essen an; den 22sten hatte sie ihre monatliche Reinigung, wie vordem, nur mit dem Unterschiede, daß, da sie ehemals immer viel Schmerzen in den Lenden und Bauchgrimmen empfunden *, sie diesesmal nicht nur, sondern auch alle folgendemale, nichts dergleichen mehr gespühret.

Den Tag nach ihrer Reinigung, welches der 26ste ihrer Wochen war, purgierete ich die Patientinn, so wie am 24sten. Den 30sten wurde sie auf einem Karren wieder nach ihrer Behausung gebracht, auf dem sie ohngefähr hundert Schritte von ihrem bisherigen Aufenthalte fuhr, da sie sich dann von ihrer Wärterinn an den Arm fassen ließ, und zu Fuße gieng: sie mußte zwey Stockwerke hoch steigen, ehe sie in ihre Kammer kam. Alles dieses gieng ohne Schmer-

* Joh. Jac. Baier Diss. de mensibus dolorificis. Altd. 1709. Rud. Wilh. Crause Dissert. de menstruis difficilibus. Jen. 1704. zwey und einen halben Bogen. Valent. Ern. Eugen. Cohausen Obs. de mensibus dolorosis, im Commercio litter. Nor. A. 1743. hebd. XXV. p. 198-200.

Schmerzen ab. Drey Tage nach ihrer Heimkunft bekam sie einen Durchfall, weil sie etwas zu viel Nahrung zu sich genommen hatte. Dieses Durchfalls wegen mußte sie täglich sieben bis achtmal ein Stockwerk herunter steigen: sie hatte dabey das Vermögen, sich zurück zu halten; jedoch verursachte ihr das beschwerliche öftere Auf- und Absteigen einen kleinen Riß in der Narbe der Haut, als welche sich noch nicht vollkommen wieder geschlossen hatte. Zur Abhelfung dieses kleinen Zufalls, ließ ich die Narbe mit Körbelkrautwasser, welches mit Wein und Rosenhonig vermischet war, waschen, und zur Hebung des Durchfalls, purgierte ich sie zweymal mit Manna und doppeltem Catholicon. Vermittelst dieser Dinge, wobey sie die ihr vorgeschriebene Lebensart genau beobachten mußte, ward die Narbe fester, und der Durchfall hörte auf, kam auch niemals wieder.

Vier Wochen darauf, als sie ihre monatliche Reinigung nach den Wochen gehabt, stellte sich selbige, so, wie sie sie in ihren Wochen gehabt, ohne Schmerz und Bauchgrimmen wieder ein. Nachdem sie vorbey war, gab ich ihr abermal zum Purgieren ein, und seitdem ist sie beständig ordentlich wieder gekommen, und die Frau hat nicht das allergeringste Ungemach, welches man von der Operation hätte herleiten können, empfunden.

Es ist nunmehro weiter nichts übrig, als daß ich noch zum Beweise dessen, was ich in der Vorrede angeführet habe, die zwey Fälle, deren ich daselbst Erwähnung gethan, nahmhaft mache. Der erste betrifft ein Mägdchen, welches ohne äußerliche Geburts-

burtsglieder zur Welt gekommen war, und nachdem es mannbar geworden, ihre Reinigung durch den After gehabt hat *. Aller Wahrscheinlichkeit nach, waren die Theile, welche auswärts seyn sollten, mit dem Mastdarme verwachsen, weil die monatliche Reinigung diesen Weg hat nehmen müssen.

Der zweyte Fall, den ich angeführet habe, war ein Cirkel am auswendigen Theile der Mutterscheide. Diese Begebenheit hat mir jemand von meinen Collegen, dem ich meine Operation erzählte, bekannt gemachet. Er sagte zu mir, daß er einsmals zu einem Frauenzimmer, welches seit drey Tagen in Kindesnöthen gelegen, gerufen worden. So gleich bey seiner Ankunft habe er, um zu wissen, wie die Sachen stünden, sie befühlt; er habe beym Eingange einen ungemein dichten Cirkel angetroffen; nachdem er über selbigen weggefahren, habe er den Muttermund untersuchen können, auch habe er gefunden, daß das Kind zu äußerst an der Mutterscheide gestanden. Seine Meynung gieng dahin, man müsse warten, bis der Kopf des Kindes andränge, alsdann müsse man, wofern er nicht nachgäbe, einen Schnitt in selbige machen **. Das Frauenzimmer lag noch

* Joh. Heinr. Glaser Diss. de mensium Suppressione, et per anum excretione, Basil. 1673. 4. Joh. Lud. Hanneman Obs. de menstruis aluo excretis, im fünften Jahre dritten Decurie der Ephem. Nat. Cur. Obs. 197. Ge. Wolfg. Wedel Obs. de mensibus per anum fluentibus, s. ebendas. A. 1672. Obs. 24.

** S. Joh. Ge. Haseneſt Obs. de vaginae vterinae sub partu difficili incisione non periculosa, sed vtili,

noch zwölf Stunden lang in Kindesnöthen: der Kopf des Kindes näherte sich dem Cirkel, und in der Zeit, daß mein Herr College sich fertig machte, einen Schnitt in den Cirkel zu thun, um das Kind desto leichter heraus zu bringen, kam eine dermaßen starke Wehe, daß die Scheidewand darnach zerriß, und das Kind zum After heraus kam. So stark und dicht war der Cirkel, welcher am Eingange der Mutterscheide befindlich war. Die äußerlichen Theile wurden zwar wieder geheilet, aber die zerrissene Scheidewand konnte nicht wieder hergestellet werden, und das Frauenzimmer hat seitdem ihre monatliche Reinigung beständig aus dem After gehabt.

Hier haben wir zwo Begebenheiten, welche in Ansehung der Bildung der Theile, in Absicht der Umstände, und wegen ihres Ausganges von einander unterschieden sind. Im erstern Falle war ein dichter Cirkel, welcher bey dem Anstrengen der Mutter sowohl, als des Kindes, widerstanden, doch hat er nicht am Beyschlafe gehindert, sondern hat zu Verrichtung desselben Platz genug übrig gelassen.

Im andern Falle war kein Eingang, weil ich meinen Finger nicht anders, als mit großer Mühe in die Scheide bringen konnte; und dennoch war die Frau schwanger geworden. Die Untersuchung der Art und Weise, wie dieses zugegangen, überlasse ich denen Herren, welche entweder das Lehrgebäude der Erzeugung durch Eyer, oder der Zeugung ohne Eyer,

li, im fünften Vol. der Actor. phys. med. Acad. N. C. Obs. 137.

Eyer', annehmen. (Den Herren Ovipariſten und Viviparisten.)

Der Unterschied in Ansehung der Umstände besteht darinn, daß sich in dem einen Falle der Muttermund erweitert hat, im andern aber ganz und gar nicht.

Aus diesen unterschiedenen Umständen folget auch, daß der Ausgang verschieden gewesen. Im erstern Falle, wo sich der Muttermund erweiterte, hatte die Gebährmutter vollkommen Kraft, die Hinderniß in den äußern Theilen zu überwinden, indem diese zerrissen, und dem Kinde freyen Durchgang verstattet. Im andern Falle setzten die mangelnde Erweiterung des Muttermundes, und die Hinderniß an den äussern Theilen, in die Nothwendigkeit, am Körper der Gebährmutter eine Operation vorzunehmen, um dem Kinde einen Ausgang durch einen fremden und ausserordentlichen Weg zu verschaffen.



* *

III.

Merkwürdige Geschichte zweyer taub und stumm gebohrner Kinder *, welche man deutlich reden gelehret hat.

Aus dem Journal des Sçavans, Dec. 1747. S. 513-520.

übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von

Dr. J. G. Krünitz.

Herr Jacob Rodrigues Pereire, ein Spanier von Geburt, welcher sich ordentlicher Weise zu Bourdeaux aufhielt, allwo er sich häuslich niedergelassen, ist der Urheber von dieser merkwürdigen

* Man muß die angebohrne Taubheit nicht mit dem durch innerliche Krankheiten, oder äußerliche Zufälle verlornen Gehör, imgleichen nicht mit der Harthörigkeit, und die angeborne Stummheit nicht mit

würdigen Sache. Er hatte anfänglich bereits zu Rochelle einen Versuch seiner Geschicklichkeit hierinn ange-

mit der Verstummung, (Obmutescentia) oder verlornen Stimme oder Sprache, (Aphonia) welche ebenfalls durch innerliche oder äußerliche Ursachen veranlasset werden kann, auch öfters plötzlich und ohne augenscheinliche Ursachen, zu entstehen, und wieder zu vergehen pflegt, verwechseln. Salomo Alberti hat 1591. in 8. eine Rede, De surditate et mutitate drucken lassen. Anton Deusing handelt in seiner Disquisitione de morborum quorundam superstitiosa origine, welche er 1656. zu Gröningen, in 4. herausgegeben, de mutis illorumque cognitione; auch steht eine Abhandlung von ihm, de surdis ab ortu, in seinem Fasciculo dissertationum, Groning. 1660. 12. Aht. Meniotii Dissertatio de mutitate et balbutie, ist in dessen Dissertationibus pathologicis, welche mit der Historia febr. malign. 1662. zu Paris, in 4. zusammen gedruckt sind, befindlich. Guil. Ryckewärt schrieb 1677. zu Leiden eine Dissertation, de surditate et grauitate auditus, und Joh. Dan. Dorstens Bemerkung, de puero surdo, st. im dritten Jahre der zweyten Decurie der Miscellaneor. phys. med. Acad. Nat. Cur. Obs. 62. eingerückt. Joh. Jac. Jantkens Dissertatio de Surditate, ist 1746. zu Altdorf auf zwey Bogen geschrieben: und im Jahre 1751. erschien ohne Benennung des Druckortes: Lettre sur les sourds et les muets, à l'usage de ceux, qui entendent, et qui parlent, addressée à M*** (l'Abbé *Batteux*) in klein Octav, auf 241 Seiten, so im dritten Theile des dritten Tomi der Bibliotheque impartiale, auf die Monate May und Jun. 1751. Seite 409 = 417. recensiret wird. Derer Schriften und Bemerkungen von der Harthörigkeit und dem verlornen Gehöre, desgleichen von der

angestellet. Er nahm aus Freundschaft einen Knaben von dreyzehen Jahren, jüdischer Nation, Namens Aaron Beaumarin, dessen Aeltern, Israel Beaumarin, ein Kaufmann, und Rahel Vidal, zu Rochelle wohnhaft waren, und welcher laut denen unterm 5 Nov. 1745, öffentlich bekannt gemachten Beglaubigungsacten, taub und stumm auf die Welt gekommen war. Diesen brachte er in hundert Lectionen, welche durch die Handarbeit, worauf dieser Knabe den größten Theil seiner Zeit verwendete, unterbrochen wurden, so weit, daß er die mehresten sowohl mit- als selbstlautende Buchstaben, (Consonanten und Vocalen,) kennen lernete, und durch gewisse Zeichen nannte, auch verschiedene Worte, z. E. Madame, chapeau, vaisseau, que voulez vous, deutlich redete. Es ist dieses eine in der ganzen Stadt Rochelle kundige, und überdem durch verschiedene Proben, welche theils in dem zum Unterrichte in der Wasserbeschreibung bestimmten Lehrsaale der Jesuiten, theils an verschiedenen andern Orten in Gegenwart angesehener, und nicht sonderlich leichtgläubiger Personen, die sich mit einem gerechten Mistrauen wider die listigen Streiche, und so gar wider alles, was nur verwunderungswürdig vorkam, versehen hatten, zu wiederholtenmalen angestellet worden, außer allen Zweifel gesetzte Wahrheit.

Herr

der Verstummung und verlornen Sprache nicht zu gedenken, weil ihre Anzahl zu groß ist, und ihre Erzählung nicht hieher gehöret. K.

Herr d'Azy de Tavigny, Director der fünf großen Landgüter in Rochelle, war mehr, als irgend jemand, auf den Erfolg der Unternehmungen des Herrn Pereire aufmerksam. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Denn er hatte das Unglück, daß sein einziger Sohn taub und stumm gebohren war, und es hatte alles, was nur von geschickten Aerzten und Wundärzten in Frankreich, Italien und Deutschland anzutreffen gewesen, seinen Zustand für verloren und unheilbar erkannt. Man hatte nachdem diesen jungen Herrn von Tavigny nach Amiens geschickt, um ihn daselbst nebst andern ebenmäßig unglücklichen Personen, durch einen Alten, welcher taub und stumm war, aber einen unvergleichlichen Verstand besaß, unterrichten zu lassen. Bey diesem konnte er sich die nothwendigsten Sachen durch Zeichen fordern. Und dieses war der einzige Nutzen, den er von seinem sieben- bis achtjährigen Aufenthalte in dieser Schule gehabt.

Hierauf brachte man den jungen Herrn von Tavigny nach Beaumont in der Landschaft Auge, ins Collegium, welches der Herzog von Orleans, erster Prinz vom Geblüte, gestiftet hat, und von den Benedictinern der Congregation des heiligen Maurus bestellet wird. Er langte den 4 Oct. 1743. daselbst an, und wurde in die Kost gegeben. Man erkannte ihn für taub und stumm, bis ihn Herr Pereire in seinen Unterricht nahm, das ist, bis zum 13 Jul. 1746. als an welchem Tage Herr Pereire, der mit dem Vater des Herrn von Tavigny genommenen Verabredung zu Folge, zu Beaumont anlangete,

indem er sich gegen den Vater anheischig gemacht hatte, seinem Sohne reden zu lehren.

Laut der vom Principal des Collegii ausgefertigten Bescheinigung, redete der junge Herr bereits, als er nur noch wenig Tage war unterrichtet worden, verschiedene Worte, als Papa, Maman, Madame, Château, deutlich und vernehmlich, und nahm ungemein schnell zu, denn er sprach in dem nächstfolgenden Monat November bereits an die dreyzehen hundert Wörter aus, von denen er wirklich einen Begriff hatte; alle andere, sprach er, ohne Unterschied, verstund sie aber nicht.

Da solchergestalt Herr Pereire seine Bemühungen und Methode von einem so glücklichen Erfolg begleitet sahe, wünschte er, daß eine Gesellschaft, deren Zeugniß von allem Argwohne befreyet wäre, durch ihre Bekräftigung selbigen ein Ansehen geben möchte. In dieser Absicht nahm er seinen Zügling, und stellte ihn in Begleitung des Herrn Caseaux, Priors der Abtey Beaumont, in der Landschaft Auge, eines über die verordnete Zahl erwählten Mitgliedes der Akademie der schönen Wissenschaften zu Caen, und Directors des Collegii, dieser Akademie, wobey der Herr Bischof von Bayeux, der Protector derselben, den Vorsitz führete, zur Untersuchung dar.

Herr Caseaux eröffnete die Sitzung der Akademie durch eine Rede, aus welcher wir die berührte umständliche Erzählung genommen haben, in welcher auch unter andern angeführet worden, daß der stumme Jüngling aus Rochelle, nicht der erste sey, bey dem die Methode des Herrn Pereire so glücklich

lich angeschlagen, daß er, Pater Caseaux, und die sämmtlichen Ordensbrüder im Kloster, durch alle mögliche Proben, außer Zweifel gebracht hätten, daß der junge Herr von Tavigny wirklich taub sey, und daß er innerhalb vier Monaten das A. B. C. sprechen, sie in Sylben und Wörter vereinigen, und Begriffe, als: der Größe, des Vielen, des Wenigen, des Guten, des Bösen, des Bejahens, des Verneinens, damit zu verbinden gelernet habe.

Nach geendigter Rede trat der junge Herr von Tavigny vor den Herrn Bischof, und sprach zu ihm: Monseigneur, je Vous souhaite le bon jour. Man muß indeß hiebey anmerken, daß er alle Sylben von einander abgesondert, und, als wenn es so viel Wörter gewesen, hergesaget. Als der Prälat auf einer Karte die Worte geschrieben hatte: Le Pere Caseaux est bon, las es der junge Herr von Tavigny also fort, antwortete darauf Oui, und sahe dabey zugleich den Prior mit einem holdseligen Lächeln an. Hierauf reichte ihm der Prälat eine andere Karte, auf welcher er die Worte: Le Pere Caseaux est mauvais, geschrieben hatte; der junge Herr antwortete alsobald hierauf: Non. Der Herr Bischof gab ihm sodann ein Papier, worauf die Worte standen: Tavigny est mauvais; als es der junge Herr gelesen, warf er das Papier von sich, sagte Non, und sahe unwillig dabey aus. Hiernächst fragten ihn verschiedene Personen durch Zeichen, wie man einen Degen, ein Hemde, einen Hut 2c. nennte, und er antwortete alsofort darauf, nannte die Sachen aufs deutlichste, zerrte aber angeführtermaßen beständig

dig die Sylben von einander. Diese Nachricht ist aus dem Scheine, welchen die Akademie zu Caen, dem Herrn Pereire, unter dem 25 April 1747 ausgefertiget, genommen. Das vom Obersten des Collegii zu Beaumont, am sechsten des darauf folgenden Maymonats aufgesetzte Beglaubigungsschreiben besaget außerdem noch, daß dieser junge Herr verschiedene Redensarten gesprochen habe, womit er seine Gedanken zu erkennen gegeben, und daß er bey der Construction dererjenigen, welche er zum besten ausspricht, wider die Regeln der Syntaxe nicht anstoße, außer daß er überall den Infinitiv gebrauche, und gewisse Wörter versetze. Er spricht, z. E. moi vouloir aller à Paris. Aus diesem Wachsthume zieht der Pater Rector den Schluß, und zwar mit gutem Grunde, es sey kein Zweifel, daß der Herr Pereire seinen Schüler bis zu demjenigen Grade der Vollkommenheit werde bringen können, daß er alle seine Gedanken auszudrücken, und folglich alles, was er nöthig brauchet, zu fordern im Stande seyn wird.

Es ist zu merken, daß es dem jungen Herrn schwer fällt, deutlich zu sprechen: jedoch hindert ihn keine fehlerhafte Bildung daran, sonst hätte es Herr Pereire nicht unternommen, ihn reden zu lehren, so, wie er auch wirklich nicht eher dazu geschritten, als, nachdem er die Einrichtung der Werkzeuge bey dieser Person genau untersuchet hatte: sondern es rührt diese Unvollkommenheit daher, weil die Zunge nicht die Fertigkeit hat, die zarten Bewegungen zu machen, welche zum Deutlichsprechen aufs genaueste erforderlich sind, sondern selbige vielmehr bloß mit der

Länge der Zeit, und nach vieler Uebung erlangen kann.

Ohne Zweifel wird man neugierig seyn, und etwas von der Art und Weise, wie Herr Pereire die taub und stumm Gebohrnen unterrichtet, wissen wollen; es ist uns aber unmöglich, unsere Leser hierüber zu befriedigen. Er behält sich dieses als ein Geheimniß vor, weil er es als ein Erbgut betrachtet. Alles, was wir davon wissen, ist dieses, daß es nicht die Methode sey, wodurch sich Ammann und Wallis unsterblich gemacht haben *, denn diese findet

* Joh. Conr. Ammann, ein Arzt in Amsterdam, hat seine Methode, Taube und Stumme zu unterrichten, unter dem Titel: Surdus loquens, 1692. zum erstenmal zu Amsterdam drucken lassen. Bald darauf, nämlich 1700, veranstaltete er die zweyte vermehrte Auflage. Er wechselte hierüber mit dem Prof. Joh. Wallis Briefe, welche bey vorigem Buche beygedruckt sind. Joh. Wallis, ein berühmter Professor zu Oxford, in England, hat noch eher darauf gedacht, wie man den Tauben das Lesen beybringen möchte, es auch eher versuchet, als Ammann. Er schrieb schon 1653 einen Tractatum grammatico-physicum de loquela, oder de Sonorum loquelarium formatione, und setzte ihn seiner englischen Grammatik vor. Er findet sich auch im dritten Bande seiner mathematischen Werke, unter den vermischten Tractaten. Daselbst ist auch unter den Briefen, im 29 Briefe, seine Lehrart, wie er sonderlich in der englischen Sprache Taube und Stumme unterwiesen, anzutreffen. Eine deutsche Uebersetzung des Ammanns, und einen Auszug aus Dr. Wallis Schriften, hat der ehemals berühmte Rector zu Prenzlau, Ge. Venzky,

er unzureichend und unbrauchbar. Ja, er geht so gar so weit, daß er in einer gewissen Rede, welche er in der Akademie zu Caen gehalten, die von diesen Männern verrichtete bewundernswürdige Thaten einer Unwahrheit beschuldiget.

Es verlohnet sich die Mühe nicht, sich in eine weitläuftige Untersuchung dieser Geschichte einzulassen. Genug, daß Herr Pereire eine Methode erfunden hat, welche viel bequemer ist, als diejenige, welche vor ihm erdacht worden sind *. Es würde, um

ky, unter folgendem Titel herausgegeben: Joh. Conr. Ammanns redende Taube, oder Abhandlung von der Sprache, worinn nicht nur die menschliche Stimme und Kunst zu reden, aus ihren Gründen und Ursprüngen hergeleitet wird, sondern auch Mittel angegeben werden, wie Taube und Stumme die Sprache lernen, übelredende ihre Fehler verbessern, und man einen Redenden bloß durch die Augen verstehen lernen könne, nebst zweyen Auszügen aus Dr. Joh. Wallis Schriften von dieser Materie. Prenzlau und Leipzig 1747. 8. 10 Bogen. Sonst ist auch noch das ammannische Werk in die deutsche und englis. Sprache übersetzet worden. Herr Dr. Wallis schrieb auch 1662 zu Oxford einen Brief an den Herrn Boyle, von der Unterweisung der Tauben und Stummen, den man auch unter dem Titel: Iohannis *Wallisii* Epistola ad Rob. *Boyleum*, concernens dicti Doctoris experimentum, quando hominem mutum et surdum loqui edocuit, et vt intelligeret certam linguam, vna cum successu eius rei, im Anhange zum ersten Bande der Miscellaneorum med. phys. Acad. Nat. Cur. S. 11 = 20, lieset. B.

* Die Methoden, Taube und Stumme reden und hören zu lehren, und die Beyspiele der durch innerliche

um einen ansehnlichen Rang unter denen Wohlthä-
tern des menschlichen Geschlechtes zu verdienen, je-

nerliche und äußerliche Hülfsmittel, unter andern auch durchs Electrisiren curirten Taubheit und Stummheit, sind merkwürdig. Herr Venzky hat in der Vorrede zu seiner obenangeführten Uebersetzung des ammannischen Werkes, einige Schriftsteller von der Unterweisung der Tauben und Stummen namhaft gemacht. Wir liefern hier die Nachricht davon mit einigen Ergänzungen. Aristoteles, Scaliger und Molinäus hielten die Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren, für unmöglich. Die Herren, Ammann und Wallis, aber bestätigen es mit ihrer eigenen Erfahrung. In Wilh. Bonds übernatürlichem Philosophen, oder den Geheimnissen der Magie, und in Chr. Fr. Paullini anmuthigen langen Weile, auch anderswo, findet man verschiedene Exempel davon. Von Hieronymo *Cardano* steht ein Consilium ad surditatem, im ersten Theile seiner Artis paruae, so 1566 zu Basel in 8. gedruckt worden. In dieser Kunst, und deren Erfindung, gebühret den Spaniern vor allen andern das Lob. Der spanische Benedictinermönch, Peter Pontius, war zu Ende des sechzehenten Jahrhunderts der erste, welcher einige Taube schreiben, lesen und sprechen lehrte. Er hat aber nichts davon geschrieben. In seine Fußtapfen trat Paul Bonnet, Constabel bey dem Könige von Arragonien, welcher diese Erfindung zum erstenmale in einer öffentlichen Schrift erläuterte. Er gab sein Buch 1620 in 4. zu Madrit in spanischer Sprache unter folgender Aufschrift heraus: Reduction de las lettras, y arte para ensennar a ablar los mudos. Noch ein ungenannter Spanier lehrete einen savoyischen Prinzen reden. Vincentii Alsarii à *Cruce* consultatio pro nobili

ado-

mand schon weiter nichts nöthig haben, als daß er sich nur der Methoden des Herrn Ammann und Wallis

adolescente, obliuione et surditate secundum alteram aurem laborante, kam 1629 in 4. zu Rom heraus. Nach dem oben angeführten Wallis trat Wilh. Holder, der Gottesgelahrtheit Doctor und Mitglied der königlichen Societät auf, und schrieb Elementa loquelae, id est, Specimen inquisitionis in naturalem litterarum productionem, vna cum appendice pro instructione surdorum et mutorum, englisch in Octav. London, 1669. Der Auszug davon ist in den Actis philosophicis *Oldenburgii*, S. 805 zu lesen. Diesem folgete Georg Sibscota. Er schrieb folgenden Tractat: Deaf and dumb mans discourse, or concerning those, who are born deaf and dumb, das ist, das Gespräch der Tauben und Stummen, oder von denen, welche taub und stumm gebohren. Er hieng eine Abhandlung, von der Art zu reden, bey leblosen Geschöpfen mit an. Es trat 1670 in 8. zu London ans Licht. Franciscus Lana schrieb davon italiänisch. Des Petri à *Castro* Bemerkung, de loquela mutis data et surdis auditu, ist in der 35sten Observation derer Miscellaneorum Naturae Curiosorum, vom Jahre 1670. befindlich, wobey man auch den Appendix desselben Jahres, S. 10 f. nachsehen kann. Endlich folgten die Holländer. Der jüngere Herr von Helmont schrieb Alphabetum naturale hebraicum, und lehrete einen tauben Musikverständigen in drey Wochen ziemlich sprechen und das Gefragte verstehen. Tho. *Bartholini* Bemerkung, de puella muta curata, ist in seinen Actis medicis et philosophicis Hafniensibus, Vol. I. A. 1671. et 1672. S. 15 f. eingerückt. Hierauf folgete der oben genannte Joh. Conr. Ammann. Joh. Jac. Scheuchzer schrieb 1694. zu Utrecht

Wallis mit einem guten Erfolge bediente. Ist wohl noch etwas Wichtigers vorhanden, darauf man

 bedacht

Utrecht de ſurdo audiente. Io. Lud. *Hannemanni* Obſ. de Surditate curata, ſt. im ſechſten Jahre der zweyten Decurie der Miſcellaneor. Nat. Cur. Obſ. 123. Guil. *Kergeri* Epiſtola ad Mich. Ern. *Ettmüllerum* de ſurdo-mutorum cura, im Appendix zu den zwo erſten Centurien der M. N. C. Seite 233-239. Ge. Detharding hat Surditatis remedium, in der 81ſten Obſervation der fünften und ſechſten Centurie derſelben bekannt gemacht. Georg Raphel, welcher 1718 zu Lüneburg, eine Kunſt, Taube reden zu lehren, geſchrieben, kömmt dem Ammann ſehr nahe, und hat Verſuche mit ſeinen eigenen Töchtern angeſtellet. Der eilfte Verſuch der breßlauer Sammlungen, vom März 1720, liefert im eilften Art. der fünften Claſſe, eine Nachricht von eines Deutſchen zu Dreßden, Namens Mag. Schulze, der ſich einen Stiftsrath zu Wurzen nannte, Kunſt, Taube redend zu machen. In denen 1741. zu Amſterdam in 8. gedruckten Caprices d' imaginations, ou Lettres ſur differens ſujets d' hiſtoire, de morale, de critique, d' hiſtoire naturelle etc. handelt der eilfte Brief von Tauben und Stummen, und von den Mitteln, die Ramirez de Cortona und Petrus à Caſtro gebrauchet, ſie zum Gehör, zur Sprache, und zur Erlernung der Wiſſenſchaften zu bringen. Joh. Phil. Baumers prodromus methodi ſurdos à natiuitate faciendi audientes et loquentes, iſt 1749 zu Erfurt auf zwey Bogen gedruckt. Chriſt. Gottl. Kratzenſtein hat 1753 zu Copenhagen ein Programma, quo hiſtoriam reſtitutae loquelae per electrificationem recenſet, auf einen Bogen geſchrieben. Electriſche Curen an Stummen, in einem Auszuge eines Briefes, von Bernh. Caſtle, in Yorkſhire, aus dem Gentleman's

Maga-

bedacht seyn könnte, als die Geschicklichkeit zu besitzen, Taube und Stumme eine deutliche Aussprache der Wörter, es sey in welcher Sprache es wolle, zu lehren; ja, was noch schwerer und wichtiger ist, sie zu unterrichten, welchen Begriff sie mit diesen Worten verbinden, und wie sie von selbst, alles, was sie nur gedenken, sowohl mündlich, als schriftlich, ausdrücken sollen?

Wir beschließen mit zwo Anmerkungen. Erstlich: die Methode des Herrn Pereire ist annehmlich, und hat so wenig Beschwerliches und Hartes vor die Kinder an sich, daß sich vielmehr die Zöglinge dermaßen gern zu ihm halten, und eine so starke Lust zu dieser Art von Beschäfftigung bezeigen, daß man sie so gar davon zurück halten muß, um die Kräfte ihres Verstandes zu schonen. Der Herr von Tavigny ist ein lebendiges Beyspiel hiervon. Zum andern: man sieht den Herrn Pereire nach aller Aufrichtigkeit, welche nur den ehrlichsten Leuten eigen ist, verfahren. Denn er läßt sich nicht allein nichts zum voraus bezahlen, sondern verlangt auch die erste Bezahlung nicht eher, als bis man merket,

Magazine, for Sept. 1753. übersetzt, von C. Mylius; st. im 22sten Stück der physikal. Belustig. Berlin 1754. 8. S. 908. Endlich gehöret auch noch die Dissertatio, sistens nouae methodi, surdos reddendi audientes, physicas et medicas rationes hieher, welche Joh. Jorissen, 1757, zu Halle, unter dem Herrn geheimen Rath von Büchner vertheidiget hat, und wovon man das 45ste Stück der leipziger gelehrten Zeitungen, vom Jahre 1758. S. 404 = 407. desgleichen das 149 Stück der götting. gel. Anzeige. vom Jahre 1758. S. 1413 = 1415. nachsehen kann. B.

merket, daß die Kinder einen zuverläßigen und erwünschten Nutzen vom Unterrichte gezogen, da man sodann, nachdem der Zögling immer weiter kömmt, auch nach und nach der Belohnung etwas mehr zuleget.

Noch vor ganz kurzem wurde in einer unter dem 18 Jan. 1759. aus Paris datirten Nachricht folgendes bekannt gemachet: Als der Graf von St. Florentin am achten dieses im Louvre Audienz ertheilte, hat ein junges neunjähriges Mägdchen eine kleine Rede an ihn gehalten, das taub und stumm gebohren, aus christlicher Liebe dieses Ministers aber durch den Herrn Pereire, königlichen Pensionaire, unterwiesen worden, welcher sich durch seine Geschicklichkeit, Stumme reden zu lehren, bekannt gemachet hat. Gedachtes Kind hat solches Compliment auch mit einer sehr guten Art abgeleget. Es hat dasselbe also gelautet: Monseigneur! der Anfang dieses Jahres giebt meinem Herzen eine kostbare Gelegenheit, Denselben seine Schuldigkeit zu erneuren. Meine Zunge, die Dero Wohlthaten den Gebrauch der Rede zu danken hat, wird nicht aufhören, die Wünsche, die ich für Dero Wohlthaten thue, auszudrücken. Der Himmel, Monseigneur, wolle sie erhören, und Dieselben mit seinem Segen so überschütten, wie Sie mich mit Dero Gnadenbezeugungen überhäufen.



IV. Herrn

* *

IV.

Herrn Sylvius,

Arztes und Mitgliedes der dublinischen Akademie,

Nachricht von einem Mägdchen,

welches

an verschiedenen Gegenden

des Körpers mit Hörnern

versehen gewesen.

Aus den Nouvelles de la republique des Lettres, Juill. 1686. Art. VI. S. 790=796 *.

Uebersetzt, und mit Anmerk. erläutert

von

Dr. J. G. Krüniz.

Herr Denis erzählet im Journal des Sçavans vom 1 August 1672. daß jemanden unter dem Gelenke des Schenkels wegen einer seit drey Jahren daselbst befindlich gewesenen und

* Allwo auch eine in Kupfer gestochene Vorstellung dieses Mägdchens, sowohl von vorne als hinten, anzutreffen. Sonst ist auch eine Uebersetzung die=

und nicht geachteten Wunde ein Horn hervorgewachsen. Zugleich giebt er bey dieser Gelegenheit, nach dem

ser Nachricht, doch bloß der Geschichte davon, unter dem Titel: Geschichte von einem Mägdchen, bey welcher am ganzen Leibe Hörner hervorsprosseten, im I Th. der neuen Anmerkungen über alle Theile der Naturlehre, S. 308 f. befindlich. Siehe Transact. philos. 1685. p. 1202. Acta Erud. 1686. p. 617. Uebrigens haben wir von Hörnern und hornichten Gewächsen des menschlichen Körpers folgende anmerkungswürdige Schriften: Ge. *Franci* 1682 zu Heidelberg herausgegebene Dissertation de cornutis, welche unter dem Titel: Tractatio philologico-medica de cornutis, 1676. ebendaselbst, wieder herausgekommen. Er hat auch eine Bemerkung, de vnguibus monstrosis et cornuum productione in puella cornigera Lalandica, 1716. zu Copenhagen in 4. geschrieben. Eman. *Vrstisii* historia de homine cornuto, ist bey G. F. *Hildani* zwoten Centurie seiner Obseruationum chirurgicar. Genev. 1611. 8. befindlich. Tho. *Bartholini* Obs. de femina cornuta, s. muliere, duobus cornibus hircinis in capite Superba, cranio adhaerentibus incuruis, prorsus similibus arietinis: in dessen Actis medicis et philosoph. Hafniens. Vol. III. A. 1674 et 1675. S. 110 f. Olig. *Iacobaei* Obs. de cornu in palpebris enato, st. ebendas. Vol. V. A. 1677. 1679. Obs. 104. Zach. *Mannagettae* Obs. de affectu cornuto circa duarum vltimarum costarum spuriarum vertebras, in den Miscellan. Nat. Cur. A. 1670. Obs. 30. Frid. *Lachmund.* Obs. de cornu in superiore parte pedis feminae enato, ebendaselbst. A. 1673 et 1674. Obs. 180. Eman. *König.* Obs. de processu conformi digiti longitudine è pollice pedis enascente, im zehenten Jahre der 2ten Decurie der Misc. Nat. Cur. Obs. 114. Ioh. *Lan-*

zoni

dem Schenk *, Nachricht von einem Mägdchen zu Palermo, welches Hörner, wie an einem Kalbe gestaltet, bekommen. Gegenwärtig zu erzählende Geschichte, welche etwas ähnliches betrifft, geht noch weiter. Hier ist sie.

Bey einem zu Waterford, in Irland, von sehr armen Aeltern gebohrnen Mägdchen, wuchsen bald nach dessen Geburt, Hörner, wie bey Widdern, hervor, und zwar nicht am Kopfe, sondern an den Gelenken der Aerme, Füße, Hände und Finger, desgleichen

zoni Obs. de cornu in fronte puelli, im vierten Jahre der dritten Decurie, Obs. 65. Io. Conr. *Zachmann*. Obs. de excrescentia corniformi ex capite mulieris, im Commerc. litter. Norimb. vom Jahre 1736. heb. XIII. n. 1. S. 97 f. Io. Conr. *Gmelini* vlterior relatio de femina cornigera superiori anno à D. D. *Zaçbmanno* descripta, ebend. A. 1737. hebd. VIII. n. 2. S. 59 f. hebd. XXXV. n. 1. S. 273. Anmerkungen von gehörnten Menschen, sind auch im II Th. der neuen Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, Copenhag. und Leipz. 1754. 8. S. 271 = 275. anzutreffen. K.

* In dessen Obseruationibus medicis raris, nouis, admiralibus et monstrosis, so 1510 zu Frankfurt in groß 8. herausgekommen, führet die 24ste Observation des ersten Buchs, die Aufschrift: Capitibus cornutis nati; die 25ste: Adultis cornua in capite pronata; die 26ste: Virgini cuidam nobili non tantum circa articulos brachiorum et pedum, verum etiam in capite et fronte, cornua vitulinis haud absimilia, cutetenus pullulantia, non sine extrema deformatione subnata, percurataque: puella denique pristinae genuinaeque formae restituta. K.

gleichen an den fleischigsten Theilen des Körpers, als am Hintern. Das sonderbarste hiebey ist, daß dieses Mägdchen, da sie neun Jahre alt gewesen, als zu welcher Zeit unsere Gesellschaft sie gesehen hat, auch an ihren Brüsten dergleichen Hörner bekommen. Der Körper dieses Kindes ist ausgedorret und abgezehrt, ungemein trocken und heiß: die Hörner sind aschfarbicht, mit untermengtem Gelb, ihre Substanz ist dichte, und sie haben nicht den geringsten Gestank an sich. Man wollte sie anfänglich abkneipen und sie ausreißen: sie sind aber alsofort aufs neue wieder gewachsen, und dicker, als zuvor gewesen. Diese Geschichte hat mit jener, welche gedachtes Journal ebenfalls anführet, da einem gewissen Edelmanne die Nägel an den Fingern und Zehen, wie Greifklauen gewachsen *, nicht die geringste

* Man hat verschiedene Anmerkungen von monströsen gewachsenen Nägeln. Tho. *Bartholini* Obs. de vnguibus monstrosis, s. in dessen Act med. et philos. Hafniensib. Vol. I. A. 1671 et 1672. S. 43. Greg. *Hillingii* Obs. de vngue vtriusque pedum pollicis monstroso, im ersten Jahre der zwoten Decurie der Miscell. Nat. Cur. Obs. 160. Ern. Fridemanni *Schelhasii* Obs. de vnguibus pedum monstrosis, im dritten Jahre der zwoten Decurie, Obs. 162. Ge. Frid. Franci de *Frankenau* Obs. de vnguibus recurvis monstrosis manuum in puero, in der ersten Centurie derselb. Obs. 32. Joh. Andr. Segners singularis de vnguium humanorum monstrosa progenie casus, im Commerc. litter. Noric. vom Jahre 1734. hebd. XXII. n. 4. S. 173 f. Ge. *Franci* Obs. de vnguibus monstrosis, et cornuum productione in puella Lalandica, Hafn. 1716. 4. K.

ringste Aehnlichkeit, denn hier sind an allen Orten wirkliche Widderhörner gewesen.

Man hat sich viel Mühe gegeben, die Natur der Materie, welche diese Hörner und Gewächse hervorbringt und unterhält, zu erforschen. Einige behaupten, es sey dieses der Nervensaft, andere halten die wässerichte Feuchtigkeit im Geblüte dafür; allein ohnerachtet der Erfahrung, welche in Absicht dieser leztern, nach dem Berichte des Journal des Sçavans angestellet worden, nehme ich mir die Freyheit, andere Gedanken dieserhalb aufs Tapet zu bringen, und werde zu diesem Endzwecke, mit meiner Untersuchung etwas weiter zurück gehen.

Ich stelle mir demnach vor, daß die Theilchen des weiblichen Eyes, eine gewisse Geschicklichkeit, sich zu erhitzen, oder gährend zu werden, von dem männlichen Saamen erhalten, und mithin eine solche Beschaffenheit annehmen, daß zulezt ein menschlicher Körper daraus gebildet wird. Und weil in der gänzlichen Mischung des männlichen Saamens und weiblichen Eyes, die Theilchen unbeschreiblich sehr verschieden sind, so können auch ebenmäßig so viel unbestimmt verschiedene Sachen daraus erzeuget werden.

Ferner stelle ich mir vor, daß, so bald die mit einander vermischte zwey Grundwesen sich zu erhitzen anfangen, die Theilchen, welche von einerley Größe und Gestalt sind, sich sogleich in die ihnen gemäße Oeffnungen herein begeben, und sich solchergestalt Wege bahnen; die größeste Menge hingegen, theils durch ihre eigene Bewegung, theils durch den Nachdruck der Theile, welche sie von hinten zu fortstoßen, sich

sich einen völligen Canal mache, welcher die große Pulsader ist.

Weil aber diese in der Pulsader enthaltene große Menge, aus Theilen besteht, welche in Ansehung der Größe und Gestalt sehr von einander unterschieden sind, und sich natürlicher Weise gleichmäßige Wege suchen, so theilen sie sich, und sondern sich von einander ab, und verursachen solchergestalt verschiedene Aeste, welche mit ihrer Gestalt und Dicke in einer gleichen Verhältniß stehen: und hieraus entsteht nicht nur die Verschiedenheit der Aeste, sondern auch der in denselben fließenden Säfte. Aus eben dem Grunde entstehen auch andere kleinere Aeste, zur rechten und linken Seite der erstern, so zu sagen, bis ins unendliche, dergestalt, daß wir leicht begreifen können, daß die ganze Maschine des Menschen nichts anders, als ein Gewebe von Gefäßen oder Röhren ist, welche nach der beynahe unendlichen Verschiedenheit ihrer Zertheilungen und Zusammenflechtungen, entweder Knochen, oder Fleisch, oder die Leber, oder die Nieren, oder die Milz ꝛc. darstellen. Und, da die Mischung der beyden Grundwesen, (nämlich des weiblichen Eyes, und des männlichen Saamens,) welche in eine Erhitzung geräth, unendlich verschiedene Theile in sich enthält, so müssen auch nothwendig einige vor andern eine mehrere Richtung besitzen, sich nach einer gewissen Seite zu bewegen, und folglich müssen in den verschiedenen erwähnten Röhren, tausenderley Arten von Absonderungen vorgehen, und zwar dieses um desto mehr, da die Säfte, welche sich in diesen Röhren bewegen, anfänglich in sehr weiten Röhren be-

findlich sind, welche unvermerkt immer enger werden, bis sie sich zuletzt in Haarröhrchen, und kaum sichtbare Aestchen endigen. Dieses ist die Art, wie die allgemeine Absonderung der Säfte im menschlichen Körper geschehen kann. Die Ursache, warum der das Fleisch ernährende Saft von dem zum Unterhalte der Knochen dienenden unterschieden ist, beruhet darinn, weil jedes kleine Röhrchen, in welchem die Nahrung zu einem jeglichen Theile fließt, eine absonderliche Zusammensetzung und Gestalt hat.

Nunmehro wende ich angeführte Lehrsätze auf gegenwärtigen Vorfall an, und behaupte, daß die beyden von mir genannten Grundwesen eben sowohl, als das Blut, viele klebrichte und zähe Theile in sich enthalten, und zwar zu dem Ende, damit die Gährung desto besser befördert werde, und die subtilesten nicht zu geschwinde davon fliegen können. Diese klebrichte Theilchen demnach müssen sich Wege und Röhren machen, welche eine ihnen gemäße Gestalt und Größe besitzen. Wenn es sich solchergestalt ereignet, daß die Vereinigung der beyden Materien, aus welchen das Kind gebildet werden muß, mehr klebrichte Theile besitzt, als sie natürlicher Weise haben sollte, so kann es auch nicht fehlen, daß nicht ebenfalls verschiedene ihnen gemäße Gänge und Gefäße erzeuget werden sollten, und wann darauf der Körper seine Nahrung aus selbigen gezogen hat, werden sich diese sodann im Nahrungssafte (Chylus) befindliche klebrichte Theilchen in diese Gefäße begeben, und die aus gleicher Materie entstandene Theile beständig ernähren.

Ich

Ich führe im Vorbeygehen an, daß meiner Meynung nach, die Nägel aus einer mit flüchtigen Theilchen vermengten klebrichten Materie erzeuget werden, welche, nachdem sie sich eine Oeffnung gemacht, vermittelst ihrer eigenen Bewegung, und der Kraft derer sie von hinten zu drückenden Theilchen, bis an die äußersten Enden des Körpers getrieben wird. Wann sie hieselbst angekommen ist, und von hinten fortgestoßen wird, machet sie sich zuletzt Oeffnungen, aus welchen die flüchtigen Theilchen davon fliegen, und die klebrichten mit sich fortziehen: diese letztere werden, weil ihnen die Luft einige Dichtheit (Consistenz) mittheilet, daselbst aufgehalten, und stellen unterdessen, da die flüchtigen Partikeln davon fliegen, die Nägel dar *.

Anitzt stelle ich mir demnach vor, daß bey der Empfängniß dieses Mägdchens, in denen Materien, woraus ihr Körper gebildet worden, mehrere solche klebrichte Theilchen, und also weniger wäßrichte, als zu ihrer Verdünnung nöthig war, vorhanden gewesen. Da nun die Ausbreitung der Haupt- in die kleinen Nebenäste, sowohl zur Bildung der Gefäße,

* S. Io. *Riolani* Tr. de vnguibus et pilis, in seinen nouis opusculis, Paris. 1652. 12. Ge. Frid. Franci de *Frankenau* Onychologia curiosa, s. de vnguibus tractatio, Ien. 1695. Iac. *Martinii* Diss. omnium totius C. H. ossium, vnguium et ligamentorum naturam declarans. Vitemb. 1611. 4. 8 u. ein halb B. Christ. Gottl. **Ludwigs** Programma, de ortu et structura vnguium, Lips. 1748. 4. 2 Bogen. Von dem Wachsthume der Nägel und Hörner, siehe neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre, II Th. Copenh. u. Leipz. 1754. 8. S. 268-270. **K.**

als auch zur Absonderung der Säfte, sich nach jenem gerichtet hatte, so war der Nahrungssaft, (Chylus) welcher sich in der Folge erzeugte, auch klebrichter wegen der Beschaffenheit der Gefäße, Drüsen und Oeffnungen, als welche aus gleichgestalteten Theilen entstanden. Da aber auch in eben diesem Nahrungssafte viel flüchtige und geistreiche Theile vorhanden sind, so ist kein Zweifel, daß sie nicht mit den andern genau vereiniget seyn sollten; denn, da diese zweyerley Theile biegsame Aeste haben, und die spirituösen alsofort in die Oeffnungen der klebrichten herein dringen können, so müssen sie sich auch nothwendig, indem sie mit einander gähren, innigst unter einander vereinigen. Die aus ihnen entstandene Klümpchen haben bis zu den Fingern und Zehen fortgehen können, weil die Materie, woraus die Nägel entstehen mußten, ihnen bereits einen offenen Gang gemacht hatte, und indem sie sich mit dieser vereiniget, haben sie statt der Nägel Hörner dargestellet, und zwar sowohl ihrer Menge, als Gestalt und Bewegung wegen, wodurch die Gänge bis zu einer gehörigen Größe erweitert worden. Hierauf haben sie allenthalben, wo sie nur beynahe gleiche Gänge angetroffen, eben ein solch Gewächse erzeuget. Dergleichen Gänge aber haben ihnen nicht fehlen können, da, nach meinem Grundsatze, gleich anfänglich viel klebrichte Theile, nebst deren eigenen gebahnten Wegen, und ihnen zuständigen gemäßen Röhren vorhanden gewesen.

V. Von

* *

V.

Von einem Gebrauche der Hirten bey den alten Juden.

Da die Untersuchung der Gebräuche des Alterthums eben so viel reizendes für den Verstand, als Nützliches bey sich hat; würde ich einem Ihrer gelehrten Correspondenten für das Vergnügen sehr verbunden seyn, die Art und Weise zu erfahren, welche die Schafhirten der alten Juden, und in andern Morgenländern bey Wartung ihrer Heerde beobachteten.

Wir finden im Ev. Joh. Cap. 10, 3. 4. folgende Worte: Demselbigen thut der Thürhüter auf, und die Schafe hören seine Stimme: und er rufet seinen Schafen mit Namen, und führet sie aus. Und wenn er seine Schafe hat ausgelassen, gehet er vor ihnen hin: und die Schafe folgen ihm nach, denn sie kennen seine Stimme.

Bey diesen Worten merket Dr. Hammond an: Erstlich: daß die Schafhirten im jüdischen Lande ein jedes Schaf besonders kannten. (Dieses, wie ich von einem sehr glaubwürdigen Manne gehöret habe, hat ein Schafhirte in unserer Gegend auch bewerkstelliget). Zweytens: daß die Schafhir-

ten dieses Landes einen besondern Namen für jedwedes Schaf hatten, den ein jedes Schaf kannte, und auf dieses Rufen folgte, indem es gehorsam kam, oder nachlief. Dieses findet, als eine unter uns ungewöhnliche Sache kaum Glauben. — Was ist aber denn so Wunderbares hierbey? Warum sollen den Heerden Schafen nicht eben sowohl, als einer Heerde junger Ochsen, können Namen beygeleget werden? Und warum sollten Schafe, die von ihren Hirten alle Abende in ihren Stall geführet und alle Morgen wieder herausgelassen werden, (und die, wenn sie jung sind, das Futter grossentheils aus der Hand bekommen,) nicht also können abgerichtet werden, daß sie der gewöhnlichen Stimme ihres Hirten folgen, und diese Stimme so gar von der Stimme eines Fremden unterscheiden. Daß die Hirten den Schafen Namen gegeben haben, erhellet ziemlich deutlich aus der vorhin angeführten Stelle, noch deutlicher aber aus dem Theocritus Idyll. V. 103. 104. wo ein Hirte drey oder vier Schafe bey ihren Namen rufet; und daß die Hirten sehr oft vorher giengen, und die Heerde ihnen nachfolgete, wird vom Johannes mit ausdrücklichen Worten gesaget. Daher wird Gott, von dem es heißt, daß er vor den Israeliten vorhergegangen ist, des Tages in einer Wolkensäule und des Nachts in einer Feuersäule, im LXXX Psalm v. 1. der Hirte Israel genennet, der Joseph hütet wie die Schafe; daher wird auch bey dem Propheten Jesaias XLIV, 28. dem Könige Cyrus von Gott der Name eines Hirten beygeleget, so wie die meisten alten Schriftsteller die Könige zu nennen pflegen, die ihre

ihre Heere selbst zum Treffen anführeten; und da David ein eben so erfahrner Hirte, als göttlicher Dichter war, dessen süßen Gesängen ohne Zweifel seine Heerde nachfolgte; so glaube ich, daß man die Fabel vom Orpheus bequem hiervon ableiten könne.

Allein die Sorgfalt dieser Hirten blieb hierbey nicht stehen. Es scheint, daß sie den Widder abgerichtet haben, die Heerde zusammen zu bringen, wenn etwa ein Schaf davon sich verirret, und sie wieder in die gehörige Ordnung zu bringen, in welcher die Schafe, die bey einander sind, gemeiniglich natürlicher Weise zu seyn pflegen. Man merke hierbey, daß ich dieses nicht ganz zuverläßig behaupte, wenn gleich Lucian von dem Schäfer Polyphem saget: ἐντειλαμενος τῳ κϱιῳ, ὁποσα ἐχϱην πϱαττειν αυτον, ὑπεϱ ἐμȣ: d. i. indem er dem Widder befahl, was er für mich thun sollte.

Homer hat ein ähnliches Gleichniß; und man muß zugeben, daß man von allen poetischen Gleichnissen weiß, oder doch annimmt, daß sie wirklich in der Natur gegründet sind, und daß Homer den Ulysses, der sein Heer in Schlachtordnung stellet, nicht mit einem Widder, der die Heerde zusammenbringt, würde verglichen haben, wenn dergleichen nicht wirklich geschehen wäre, oder es doch vermuthet hätte. Man kann die Worte Homers so gut aus der Uebersetzung des Herrn Pope sehen, als aus der Urschrift selbst:

Nachdem er dieß gesagt hatte, übersah er noch einmal das Heer seiner Krieger;
Wer ist der, dessen Waffen zerstreuet auf der Ebene herum liegen?
Seine Brust ist breit, seine Schultern stark;
Obgleich der große Sohn des Atreus über sein Haupt hervorragt.
Seine Sorgfalt und Anführung zeigt sich nicht klein.
Von Glied zu Glied ermuntert er und stellt alle in Ordnung.
So mustert auf dem Felde der ansehnliche Widder,
Der Herr der Heerde dieselbe, und übersieht sie rings herum.

Die Stelle des Widders vertreten heut zu Tage die Schafhunde; man sieht aber aus dem Theocritus (S. Idyll. V, 106. und VI, 11.) daß die Hunde der Schafhirten der damaligen Zeiten Wolfshunde gewesen sind; die sie hielten, um die Heerde für den Wölfen und andern wilden Thieren zu beschützen.

Es ist hier noch eine sehr artige Anmerkung übrig, welche sich auf die unwidersprechliche Glaubwürdigkeit des Philo des Juden gründet. Diesem Weltweisen, welcher ein Jude und in Aegypten gebohren und erzogen war, mußten ihre Gebräuche ganz natürlicher Weise bekannt seyn; man findet bey ihm folgende merkwürdige Worte im ersten Capitel von der Schöpfung: Κριοι βριθοντες βαθεσι μαλλοις ὑποποκοι κατα την ἐαρος ὡραν, ὑπο ποιμενος κελευσθεντες ἱςανται μετα ἠρεμιας, καὶ ἡσυχη κατακλινοντες, ἐμπαρεχουσιν ἀποκειρεσθαι το ἐριον, εθι-

ἐθιζομενοι, καθαπερ αἱ πολεις, τον ἐτησιον ἀποδιδονται δασμον τῳ βασιλει φυσει. D. i. Die Widder, welche im Frühlinge mit einer dicken Wolle behangen sind, kommen auf Befehl ihres Hirten, stehen ganz still und unbewegt, und beugen sich vor ihm, und überliefern sich selbst in seine Hände, damit er ihnen die Wolle abscheeren soll, indem sie gleich wie die Städte gewohnt sind, ihren jährlichen Zoll demjenigen zu entrichten, welchen die Natur zu ihrem Könige gemacht hat. Es erhellet hieraus, daß ihre Schafe ungezwungen und frey unter der Hand des Scheerers standen.

Diese Dinge werden uns fremde vorkommen, da wir uns niemals bemühet haben, zu erforschen, wie groß die Gelehrigkeit eines Schafes ist; und ich will dieses der Betrachtung der Naturforscher überlassen; ob die Schafhirten dieser Gegenden nicht eine große Hülfe dadurch bey der Wartung ihrer Schafe hatten, indem sie ihnen, da sie noch Lämmer waren, Namen gaben; und sie gewöhnten bey Rufung dieser Namen täglich wegzugehen und wieder zu kommen. Der Ausdruck unsers Erlösers, beym Johannes: er rufet seinen Schafen mit Namen, und führet sie aus, scheint diese Muthmaßung zu bestärken. Wenn dieses zugegeben wird, so fallen alsdenn alle übrige Schwierigkeiten hinweg; da man weiß, daß ein jedes Thier, das sich unter den Menschen öfters aufhält, fähig ist, durch Namen und Töne, die es beständig höret, so abgerichtet zu werden; daß es Dinge thut, welche denen, die die Gelehrigkeit dieser Geschöpfe nicht genau

genug betrachten, fast unglaublich vorkommen. Ich muß nur noch dieses einzige hinzu fügen, daß das Bild eines Schafes, welches ganz stille in einer gebeugten Stellung steht, und ganz willig seine Wolle zum Besten des Menschen hingiebt, von dem Propheten Jesaias C. LIII. v. 7. ganz richtig gebrauchet wird, unsern Erlöser abzubilden, der sein Leben von ihm selber ließ, und der auf die sanftmüthigste Art, und ohne sich zu beklagen, vor seinem Richter stund: da er gestraft und gemartert ward, thät er seinen Mund nicht auf: wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird; und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scheerer, und seinen Mund nicht aufthut.

South-Moulton,
den 3 Decemb. 1758.

Joh. Coleridge.



VI. Be-

* *

VI.

Besondere Nachrichten von dem Worte Alleluja,

aus zwo alten Handschriften,

davon die eine zu Toul, die andere aber zu Sens befindlich ist.

Das Wort Alleluja ist ein Ausdruck, mit dem man allerhand Arten von Versuchen angestellt zu haben scheint. Ich will nicht bis zu jenen entfernten Jahrhunderten zurücke gehen, in welchen, vor der Erfindung der Glocken, dieses Wort zum Zeichen diente, die Mönche und Nonnen, zum Gebethe zusammen zu rufen.

Meine Absicht ist auch nicht, das anzumerken, was gewisse Schriftsteller, von einigen außerordentlichen Concerten, anführen, die man in der Luft gehöret hat, und in welchen man das Wort Alleluja vollkommen hat vernehmen können. Wenn man sich auf die Glaubwürdigkeit dieser ziemlich neuen Schriftsteller verlassen dürfte, würde keiner von ihnen mehr Aufmerksamkeit verdienen, als Franz Alvarez, welcher erzählet, daß in Africa ein Klo-

ster

ster gewesen ist, welches zum Andenken einer solchen Begebenheit den Namen Alleluja geführet hat. Allein, um mich nicht von dem zu entfernen, was bloß zur Auslegung der Wörter gehöret, will ich nur anmerken, daß dieser Ausdruck, Alleluja, ob er gleich zu einer Sprache gehöret, die mit der lateinischen keine Verwandtschaft hat, dennoch alle die Biegungen und Wendungen derselben erfahren hat. Und ob er gleich an und für sich einen ganzen und völligen Sinn ausmachet, hat man doch ein lateinisches Wort daraus gemachet, dem man auch seine Casus gegeben hat; man hat ihn so gar unter die Zeitwörter gesetzt, und kein Bedenken getragen, ihn dadurch zu verstellen, daß man ihn, wie ein gewöhnliches Zeitwort conjugiret hat *. Wer sollte glauben, daß man dieses Wort zu einer Person gemacht, um ihm das allgemeine Schicksal der irdischen Dinge erfahren, und es sterben zu lassen, es begraben, und wieder auferstehen zu sehen? Mit diesem letztern Einfalle will ich mich gegenwärtig beschäfftigen.

Man

* *Allelujatici Psalmi*, beym heiligen Hieronymus ꝛc.
Allelujaticum, beym heiligen Gregorius von Tours; in der Regel des heiligen Aurelianus von Arles ꝛc.
Allelujarium. Evcologe des Grecs, p. 102. bedeutet die Verse der Psalmen, vor welchen Alleluja steht.
Allelujare. Responsoria horarum allelujantur. Dieser Ausdruck findet sich in verschiedenen alten Breviarien, von 200 oder 300 Jahren, oder noch ältern.
Allelujatus, (ein Adjectivum) Responsoria allelujata, *Microlog*. cap. 59.

Man findet unter den Statuten der Cathedralkirche zu Toul, welche im funfzehenten Jahrhunderte sind zusammengetragen worden, einen Artikel, der die Aufschrift hat: De Feſto et Epiſcopo Innocentium. Man findet darinnen viel lächerliche Seltenheiten, welche von einer Gattung sind, die mit der Ueberschrift dieses Artikels übereinstimmt; ohne gewisse Ausdrücke aus der neuern lateinischen Sprache zu bemerken, als capellus, romarinus, farſa, marenſia, tortitia. Vor diesem Artikel gehet unmittelbar ein anderer vorher, mit der Aufschrift: Sepelitur Alleluja (das Halleluja wird begraben). Es wird vielleicht dem Leser nicht unangenehm seyn, die eigentlichen Worte desselben zu lesen. Ich will sie hier getreulich abgeschrieben mittheilen: Sabato Septuageſimae in nona conueniant pueri chori feriati in magno veſtiario, et ibi ordinent ſepulturam Alleluja. Et expedito vltimo *Benedicamus*, procedant cum crucibus, torciis, aqua benedicta et incenſo, portantesque glebam ad modum funeris, tranſeant per Chorum, et vadant ad clauſtrum vlulantes; vsque ad locum vbi ſepelitur: ibique aſperſâ aquâ et dato incenſo ab eorum altero redeunt eodem itinere. Sic eſt ab antiquo conſuetum. Hier sieht man ein seltsam scheinendes, ein feyerliches Leichenbegängniß des Alleluja, welches den Sonnabend vor dem Sonntage Septuagesimä, zwischen der Zeit der Nonen und der Vesper, im Beysehn, und mit Vorwissen, des Domcapitels zu Toul gehalten wurde. Die Chorknaben verrichteten hierbey den Gottesdienst. Sie mußten, indem sie durch das Chor giengen, eine Art von Sarge tra-

gen,

gen, welche das verstorbene Alleluja vorstellete. Der Sarg wurde mit Kreuzchen, Fackeln, Weihwasser und Räuchwerk begleitet. Ueberdem aber mußten diese Chorknaben auch noch die Gefälligkeit haben, zu weinen und Klagelieder zu singen, bis zu dem Kloster, wo das Grab zur Beerdigung war bereitet worden; diese Feyerlichkeit mußte ohne Zweifel sehr rührend für die Anwesenden seyn. Man findet aber in dem Verfolge dieser Verordnungen nicht, auf was für Art das Alleluja das Glück hatte, wieder aus dem Grabe heraus zu kommen. Es war auch ehedem der Gebrauch, daß der Gesang des Alleluja weit mehrerer Feyerlichkeit ausgesetzt, als wieder angefangen wurde.

Amalarius, welcher zur Zeit des neunten Jahrhunderts, in derjenigen Provinz geschrieben hat, welcher Toul zugehöret, giebt zu verstehen, daß man zu seiner Zeit daselbst ein Amt (Officium), des Alleluja hielt, welches einem lustigen Leichenbegängnisse nicht unähnlich, und gleichsam eine Art eines feyerlichen Abschiedes war. Man wendete dazu alle Stellen der heiligen Schrift an, die man nur finden konnte. Da dieser Schriftsteller in großem Ansehen war, suchte er diese Gewohnheit durch einige andächtige Sittenlehren zu rechtfertigen. Man bemerkte nur, daß er wegen des Geschlechts, zu welchem, nach der Sprachkunst, das Wort Alleluja gerechnet wurde, ungewiß war, und da man es als ein Neutrum betrachtete, so hatte er Mühe, die Richtigkeit gewisser Stellen zu rechtfertigen, wo das Pronomen im weiblichen Geschlechte gebrauchet war. Man kann seine Erklärungen umständlich in

seiner

seiner Abhandlung, de ordine Antiphonarii Cap. 30. nachsehen. Dieser berühmte Priester zu Metz, welchen einige Neuere fälschlich für den Erzbischof gleiches Namens gehalten haben, saget nichts von der Collecte, welche diesem Amte zum Schlusse diente; allein man findet sie in den Missalen des XIII Jahrhunderts, und in einigen Büchern, worinnen die Antiphonae stehen, aus dem XII Jahrhunderte. Hier ist dieselbe, nebst dem Anfange des Gesangs, welche in den folgenden Zeiten, damit einer solchen Feyerlichkeit nichts fehlen sollte, in die Musik gesetzt worden.

OREMVS:

Deus, qui nos concedis allelujatici cantici deducendo Solemnia celebrare: da nobis in aeterna beatitudine cum Sanctis tuis Alleluja cantantibus perpetuum feliciter Alleluja posse cantare. Per Dominum etc.

HYMNVS:

Alleluja dulce Carmen
Vox perenni gaudii
Alleluja laus suauis
Est Choris celestibus:
Quod canunt Dei manentes
In domo per Saecula.

Ich sollte also glauben, daß es erst in den zweyen zunächst nach dem Amalarius verflossenen Jahrhunderten geschehen ist, daß man darauf gefallen ist, die

Beyse-

Beysetzung des Alleluja durch einige Handlungen, welche mehr mit den Worten übereintrafen, im eigentlichern Verstande vorzustellen. Der Begriff, den man dazumal bey dem Worte Beysetzung (Depositio) hatte, war eben der, den wir heut zu Tage mit dem Worte Absterben oder Begräbniß, verknüpfen. Und es war um so viel leichter, das Wort Beysetzung, in diesem Verstande zu nehmen, da man schon gewohnt war, das Wort Alleluja, wenn man so sagen darf, zu einer Sache oder zu einer Person zu machen. Von dem Jahrhunderte des Amalarius an, war diese Feyerlichkeit auf den Sonntag Septuagesimä festgestellt. An diesem Tage führte man das Alleluja also redend ein, als eine Person, welche eilfertig wieder wegreisen will. Es sagete: Tempus est vt reuertar ad eum, qui me misit etc. An einer andern Stelle dieses Officii gab man ihm seinen Abschied mit den Worten: Reuertere ad Thesauros tuos etc. Kurz hierauf nöthigte man es, noch einen Tag zu verbleiben, und man bath es mit den Worten, die aus dem Buche der Richter genommen sind: Mane apud nos etiam hodie et duc laetum diem et cras proficiscéris. Bey dem heiligen **Udalricus**, der die Gewohnheiten des geistlichen Ordens von Cluni zusammengetragen hat, findet man folgendes, welches in Ansehung des Gegenstandes von dem hier gehandelt wird, merkwürdig ist: In Septuagesima adeps simul cum *Alleluja* sepelitur. Man setzte, wie in der Handschrift aus dem XII Jahrhundert steht, noch hinzu: et dum ortus fuerit dies ambulabis vias tuas: denn man sung damals die Metten in den Cathedralkirchen

um

um zwey Uhr des Morgens. In einer andern Antwort in eben dieser Handschrift, wünschte die Versammlung demselben mit den Worten aus dem Buche Tobias glückliche Reise: Angelus Domini bonus comitetur tecum, et bene disponat itinera tua, vt iterum cum gaudio reuertaris ad nos. Man kann in dem Werke des P. Martene, von den Kirchengebräuchen, sehen, daß einige Kirchen an diesem Tage das Wort Alleluja zwischen einen jeden Vers, in den 148. 149 und 150 Psalmen, einschalteten, so wie es noch heute zu Tage am 26 December geschieht. Die oben angeführte Handschrift enthält diese Art zu singen, welche bey den Laudibus zum Abschiede des Alleluja gewöhnlich war. Der ehrwürdige Herich, Mönch zu St. Germain d'Auxerre, glaubte, daß dieses nur in seiner Kirche üblich wäre. In seinen Büchern von den Wunderwerken findet sich eine Erzählung, die der, welche Alvarez giebt, ähnlich ist, in Ansehung einer nächtlichen himmlischen Musik, die ein Priester, der Capellan zu St. Alban d'Auxerre war, angehöret hatte, da er sich alle Nächte ganz genau bey den Metten in der Cathedralkirche einfand, welche, wie er selbst saget, sehr späte in der Nacht gesungen wurden. Wenn es im übrigen an dem ist, daß diese Gebräuche, nebst der Sammlung der Antiphonen des Amalarius, durch die Kirche zu Metz, welche damals für eine Art von Metropolitankirche gehalten wurde, in den übrigen Theilen von Frankreich, und so gar jenseit des Rheins, sind ausgebreitet worden; so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Kirchen, welche bey dieser zunächst gelegen

gen waren, und die zuerst diese Gebräuche angenommen hatten, sich nicht geneigt finden ließen, dieselben aufzuheben und abzuschaffen. Wenigstens erhellet as dem itzo angeführten, daß die Kirche zu Toul noch am Ende des funfzehenten Jahrhunderts das Leichenbegängniß des Alleluja zu halten verstattete. Die Verordnungen, aus welchen der oben angeführte Artikel ist genommen worden, sind erst um diese Zeit in eine Sammlung gebracht worden. Man lieset daselbst, daß dieses durch die Bemühung des Nicolaus le Sane, Licentiatens der Rechte, Domherrn dieser Kirche, und Archidiaconus zu Port, geschehen ist, welcher sein Werk an der Aschermittwoche 1497. seinen Mitbrüdern auf einer allgemeinen Versammlung des Capitels, überreichet hat.

An eben diesem Tage beobachtete man in der Cathedralkirche eines Kirchspiels, das nicht weit von Paris gelegen war, folgenden Gebrauch. Den Sonnabend vor dem Sonntage Septuagesimä, brachte ein Chorknabe, um das Alleluja wegzuschaffen, einen Kreusel in die Kirche, auf welchem rings herum das Wort Alleluja mit schönen goldenen Buchstaben geschrieben war; und wenn der Augenblick gekommen war, da man ihm seinen Abschied geben wollte, trieb eben dieser Knabe, mit einer Peitsche in der Hand, seinen Kreusel durch die ganze Kirche durch, bis er aus derselben ganz hinaus war. Dieses nennete man das Alleluja auspeitschen.

Diese Arten von Kindereyen unserer Vorfahren lehren uns, mit denjenigen Personen Mitleiden zu

haben,

haben, welche in unsern Tagen so hartnäckicht behaupten, daß eine Gewohnheit gut und löblich ist, deswegen, weil sie da ist, und die keinen andern Grund haben, zu behaupten, daß diese oder jene Gewohnheit beyzubehalten ist, als weil sie dieselbe in Uebung gefunden haben. Dieses war der einzige Grund aller derer, die sich zu Vertheidigern aller dieser vergeblichen und lächerlichen Gebräuche, über die man gegenwärtig mit Recht lachet, aufgeworfen haben. Möchte doch der Himmel allen denen, deren Stimmen mehr durch die Anzahl, als durch den Nachdruck gelten, eingeben, diese irrige Art zu schließen, fahren zu lassen: Ich habe diese oder jene Sache beobachtet gesehen, folglich ist sie gut. Ich habe sie thun sehen so lange, als ich mich erinnern kann, folglich ist sie zu allen Zeiten beobachtet worden; und in Ansehung der Gebräuche, das Daseyn derselben, mit ihrem Werthe, das was Recht ist, mit dem, was geschieht, das Wissen aus der Uebung mit der Wissenschaft nach Grundsätzen und Regeln nicht zu verwechseln.

Man verwahret zu Sens eine Abschrift von einer alten Handschrift, welche das Officium des Narrenfestes enthält, davon die Prosa, Orientibus partibus, davon wir geredet haben, den Anfang machet. Diese Abschrift scheint gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts geschrieben zu seyn. Das Buch selbst ist auf Pergament im länglichtem Formate, gegen die Gewohnheit der alten Handschriften, geschrieben: man sieht aber leichte, daß man ihm dieses Format gegeben, um es in Dypticha, wel-

che man vermuthlich seit einigen Jahrhunderten daselbst aufbehalten hatte, legen zu können, worinnen es sich auch wirklich noch befindet. Es ist, in Ansehung der Schrift, sehr sauber geschrieben, und in Noten gesetzt; allein, die darinnen enthaltenen Stücke sind von so einer wunderlichen Composition, daß man deutlich sieht, daß die Absicht der Verfasser dahin gegangen, dieses berühmte Fest durch sonderbare Dinge ansehnlich zu machen. Man kann hiervon aus dem Alleluja, welches nach Deus in adiutorium gesungen wurde, urtheilen. Dieses einzige Wort war durch zwey und zwanzig in folgender Ordnung dazwischen gesetzte Wörter, getrennet:

Alle resonent omnes Ecclesiae,
Cum dulci melo Symphoniae,
Filium Mariae Genetricis piae
Vt nos septiformis gratiae
Repleant donis, es gloriae:
Vnde Deo dicamus *luja*.

Da alles, was bey dem Narrenfeste gesungen wurde, mit wunderbaren und unrecht angebrachten Wörtern mußte untermischet seyn, war es billig, daß es dem fröhlichsten Worte in den gewöhnlichsten Officiis, vor allen andern so gienge. Es war außerdem seit dem eilften Jahrhunderte nicht ungewöhnlich, ein Wort von einander zu trennen, um andere dazwischen zu setzen, vornehmlich, wenn es darauf ankam, einen Vers oder sonst etwas dergleichen ähnliches zu machen. Man sieht davon ein schönes Beyspiel, im vierten Bande des Spicilegii, woselbst man

lieset,

lieset, daß ein Dichter dieser Zeiten, da er der Nachwelt kund thun will, daß Angelran, Abt von Saint-Riquier, das Epistel- und Evangelienbuch mit Silber beschlagen lassen, also anhebt:

Est et Episto (liber) larum atque Euangeliorum.

Allein, wir wollen wieder auf unser Narrenfest kommen. Nach dem prächtigen Alleluja, wovon wir oben geredet haben, geschah eine zwote Ankündigung des Festes durch vier oder fünf Sänger mit groben Stimmen, die hinter den Altar gestellt waren; daselbst mußten sie, in einem falschen Tone (ex falso heißt es in der Handschrift,) die beyden folgenden Verse singen:

Haec est clara dies clararum clara dierum.
Haec est festa dies festarum festa dierum.

Man kann sich leicht vorstellen, wie weit man ohne große Bemühung ein so erhabenes Gedicht treiben konnte, und wenn die Rubrik, welche aus einem falschen Tone zu singen befahl, wie man nicht zweifeln darf, beobachtet wurde, so überlasse ich andern zu urtheilen, was für eine Wirkung, ein solcher Wohlklang in den Ohren der Zuhörer hervor bringen mußte.

Die Diptycha, in welcher diese merkwürdige Handschrift liegt, sind mit silbernen Blättern eingefaßt, und mit helfenbeinernen Tafeln besetzt, die vom Alter gelb geworden sind, auf welchen man ein Bacchusfest, die Göttinn Ceres in ihrem Wagen, und die Mutter der Götter, die Cybele &c. erblicket. Oh-

ne Zweifel werden die, welche so hartnäckicht auf die Beybehaltung dieses Festes drungen, nicht unterlassen haben, das Alterthum desselben aus dem Alterthume des Bandes dieses Buches zu beweisen.

Da man nichts vorbey lassen darf, was eine Handschrift von dieser Art betrifft, so will ich noch anführen, daß man inwendig in diesem Buche sechs Knittelverse findet, die von einer Hand des funfzehenten Jahrhunderts geschrieben sind, und also lauten:

Festum stultorum de consuetudine morum.
Omnibus Vrbs Senonis festiuat nobilis annis
Quo gaudet Praecentor: tamen omnibus honor
Sit Christo circonciso nunc semper et almo.
Tartara Bacchorum non pocula sunt fatuorum
Tartara vincentes si fiunt vt sapientes.

Der Verfasser hat nicht für gut befunden, seinen Namen unter diese Verse zu setzen, allein der Ausdruck läßt deutlich sehen, woher er seine Einfälle genommen hat. Es scheint, zu Folge des dritten Verses, daß der Vorsänger allein die Ehre oder das Vergnügen von diesem Feste hatte. Die zween letztern geben uns keine guten Begriffe von der Mässigkeit der vorstellenden Personen. Man sieht aber aus dieser Handschrift, daß die Erfrischung der Kehlen dabey nicht vergessen wurde. Es befindet sich ein ganzer Absatz darinnen, der die Ueberschrift hat: Conductus ad Poculum, welcher sich mit den Worten

ten anfängt: Kalendas Ianuarias folemnes Chrifte facias etc.

Es ist nicht undienlich, vor dem Beschlusse noch einige besondere Anmerkungen beyzufügen, welche sich bey dem Anblicke dieses Buches darbiethen. Man sieht ein Inuitatorium bey dem Anfange eines jeden Nocturni: welches zum Beweise dienen kann, daß man an diesem Tage die drey Nocturna in drey Wachen abtheilte, welches um so viel leichter geschehen konnte, da die im Winter am geschicktesten zu dieser Abtheilung waren; oder man muß vielmehr sagen, daß dieser Gebrauch beobachtet wurde, diesem Feste ein besonderes Ansehen und eine Art von Freyheit für andern zu geben. Dieses Officium ist ein rechter Mischmasch von allen dem, was das ganze Jahr hindurch gesungen wird. Alle Theile der übrigen, zum wenigsten die vornehmsten davon, zeigen sich hier einer nach dem andern. Die von den Festen der Heiligen sowohl, als von den Festen der Glaubensgeheimnisse; die Ostergesänge, so wie die aus der Fasten. Das Lustige ist mit dem Traurigen, und das Klägliche mit dem Fröhlichen, ohne Unterschied vermischet; es ist dieses die wunderlichste Zusammensetzung, die man sich nur vorstellen kann; dieses Officium mußte zweymal so lange dauren, als wie die an den größten Festen. Man schließe hieraus, ob die Kehlen nicht nöthig hatten, von Zeit zu Zeit angefeuchtet zu werden.

Die Wiederholungen in den Officiis der Kirche sind alt; allein in diesem hier finden sich sehr son-

derbare, welche einige Spuren von dem Ursprunge dieser musikalischen Wiederholungen eines oder zweyer Worte, entdecken lassen. Zwischen der neunten Antwort und dem Te Deum lieset man die Ueberschrift: Conductus ad Ludos. Was hierauf folget, stimmt als eine Motette an: Natus est, natus est hodie dominus . . . . vt facturam redimeret et paradisum redderet. Hierauf geht es ferner fort: Nec nec minuit quod erat, assumens quod non erat. Und endiget sich endlich mit diesen Worten: Quando flos iste nascitur, Diabolus confunditur, et moritur mors, et moritur mors, et moritur mors. Die Melodie davon gehet an. Man sollte fast glauben, daß dieses etwas von der Musik der damaligen Zeiten sey.



VII. Nach=

* *

VII.

Nachricht von einem physikalischen Werke, so unter dem Titel microscopische Augen- und Gemüthsergötzungen, mit dem 1759sten Jahre herauskommen wird.

Unsere Zeiten sind so aufgeklärt, daß die Vorwürfe und Machtsprüche gewisser düstern Köpfe, die alle der Naturkunde gewidmeten Stunden für verloren schätzen, bey billigern Gemüthern, welche den wahren Werth der menschlichen Beschäfftigungen zu schätzen wissen, nicht leicht einigen Eindruck machen können. Man begreift heut zu Tage genugsam, wie vielen Einfluß in das Wohl eines jeden Landes, die genauere Kenntniß der ihm von der Natur verliehenen Schätze, haben muß; und der Nutzen, welchen die Naturkunde von dieser Seite verspricht, ist so ungezweifelt, daß er die Aufmerksamkeit der Großen, schon seit geraumer Zeit,

auf sich zieht. Man begreift aber auch, daß noch außerdem, die sorgfältige Betrachtung der Werke des Höchsten, an und für sich, eine, vernünftigen Geschöpfen höchst anständige Beschäfftigung, ja eine ihnen obliegende Pflicht ist, die sie mit der tiefsten Ehrfurcht gegen ihren Anbethenswürdigen Schöpfer erfüllen kann; daß ferner das holde Vergnügen, welches sie uns gewähret, schon allein unendlich schätzbar ist; und daß ein Geist, den die Ordnung, das Regelmäßige und Schöne reizet, so durch die ganze Natur vom Größten bis zum kleinsten herrschen, ganz natürlich einen Abscheu vor allen dem fassen muß, was in den Sitten unordentlich, unregelmäßig und häßlich ist. Je gewisser alles dieses ist, und je mehr sich der Geschmack an der Naturgeschichte unter beyderley Geschlecht, und unter Personen vom höchsten bis zum bürgerlichen Range, und fast in allen Ständen heut zu Tage ausbreitet; ein Umstand, der unserm Jahrhunderte bey den Nachkommen viele Ehre machen muß! Desto mehr kann sich dem Ansehen nach alles, was auf die Beförderung eines so edlen Theils der menschlichen Erkenntniß abzielet, mit einer geneigten Aufnahme schmeicheln: Und der hiesige bürgerliche Kupferstecher, Nußbiegel, machet sich daher Hoffnung, daß ein dahin gehöriges Werk, welches er den Liebhabern unter dem Titel:

Microscopische Gemüths- und Augen-Ergötzungen

hiemit anbiethet, und welches auf gewisse Weise das

das Erste und Einzige in seiner Art ist, denselben nicht gleichgültig seyn werde.

Niemanden können leicht die Verdienste eines Loeuwenhoeks, Schwammerdamms, Malpighi, Grew, Hocke, Bonani und Hills, unbekannt seyn, deren vortreffliche Schriften einen Schatz der angenehmsten, durch Beyhülfe der Vergrößerungsgläser gemachten Entdeckungen enthalten; vieler andern geschickten Naturforscher nicht zu gedenken, welche uns dergleichen, theils in ganzen Werken, wie z. E. unser berühmter Landsmann, Herr Rößel von Rosenhof, in der Beschreibung der kleinen Polypen und andern Schlammthierchen ꝛc. theils auch in geringerer Anzahl, und zuweilen nur beyläufig, wie der gelehrte Herr Mag. Schäfer zu Regenspurg und andere mehr, mittheilen. Dem ungeachtet hoffet obgedachter Kupferstecher Nußbiegel, daß eine neue Sammlung solcher Beobachtungen, als er sich zu liefern vorgesetzet hat, und unter den sogleich anzuführenden Bedingnissen niemanden überflüßig finden werde.

Denn ohne zu erwähnen, daß diese an sich vortreffliche Werke, heut zu Tage eben so leicht bey uns nicht zu haben, und da sie in einer fremden Sprache geschrieben sind, nur von Gelehrten genußet werden können, Schwammerdamms Naturbibel ausgenommen, welche durch die davon verfertigte deutsche Uebersetzung endlich gemein genug worden ist; und daß durch diese Schriften, das so weite und fast unermeßliche Reich der Natur noch lange nicht erschöpfet worden, vielmehr kaum in selbigen der kleinste Theil anzutreffen ist: so wird das Vorzügliche

dieser

dieser neuen Sammlung zuvörderst darinnen bestehen, daß alle Gegenstände nicht allein auf das sauberste und richtigste in Kupfer gestochen, sondern auch überdieß mit lebendigen Farben, der Natur so ähnlich, als möglich, und ohne daß die Liebhaber, die durch das Sonnenmicroscop erscheinende Regenbogenfarben befürchten dörfen, gemalet oder illuminiret werden, als weswegen alle Observationes nicht sowohl durch das Sonnenmicroscop, als vielmehr durch ein besonderes hierzu erfundenes vollkommenes Handmicroscop, um die Farben unbetrüglich zu erhalten, nachgezeichnet und entworfen worden.

Diese Zeichnungen sind eine Frucht fünfjähriger Beobachtungen des hiesigen Herrn Procurator, Martin Frobenius Ledermüllers, welche derselbe mehrentheils in Gegenwart verschiedener Gönner und Freunde angestellt, zu Papier gebracht, und neulich erst solche mit einander dem Verleger gefälligst behändiget, ihm auch zu gleicher Zeit eine jede Observation, selbsten vor Augen gestellet hatte, um solche genau prüfen, und das, was er nun selbst gesehen, mit denen Zeichnungen gegen einander halten zu können. Was man nun zu ändern befunden, ist sofort corrigiret, verbessert und alles der Natur auf das ähnlichste nachgebildet worden. Ueber dieses alles ist mehrgemeldter Verleger von gedachtem Herrn Procurator Ledermüller, mit einem außerordentlich feinen und fest stehenden Handmicroscop versehen worden, durch dessen Hülfe er bey Aufzeichnung einer jeden Observation auf die Kupferplatte, allemal eine jede Beobachtung wiederholen, und das Object

selbst,

selbst, nebst der Zeichnung, zu gleicher Zeit vor Augen haben, und also auf das genaueste abbilden kann.

Und wie der Herr Beobachter niemalen einige verführerische Neigung zum Wunderbaren gehabt, sondern dergleichen übertriebenes und fabelhaftes Gezeug, äußerst gehasset, indem derselbe die sich selbst gelassene Natur viel zu schöne befunden, als daß er sie besser auszuschmücken für nöthig gehalten, oder wohl gar die Verwegenheit gebrauchen mögen, dergleichen schwache Erdichtungen dem Publico aufzubürden, wie z. E. Herr Johann Franz Griendel von Ach * sich nicht gescheuet, der Welt weiß zu machen: er habe aus einem Tropfen Mayenthau, nach dreyen Tagen, einen jungen Frosch, den er mit vier Beinen, wie einen großen ausgewachsenen Frosch abgebildet, unter dem Miscroscop, unter währender Betrachtung, ausschliefen sehen ꝛc. welche unverschämte Fabeln, dieser Autor so gar Kaiser Leopolden glorwürdigsten Gedächtnisses, zu dediciren kein Bedenken getragen: so werden sich auch daher die Liebhaber um so mehr natürlicher und wahrhafter Vorstellungen, welche man ja ohnehin zu eines jeden Untersuchung und Prüfung überlassen muß, zu versichern haben.

Was aber die Art und Weise der Ausgabe dieses Werkes betrifft, so ist man gesonnen, monatlich vier

* Micrographia Noua, siue noua et curiosa variorum Minutorum Corporum singularis cuiusdam et nouiter ab Autore inuenti Microscopii. Norimbergae 1687. in 4to.

vier Platten, nebst einem Bogen Erläuterung zu liefern. Man wird sich dabey um die nöthige Abwechselungen zu beobachten, nach der gemeinen Eintheilung, in die drey Naturreiche richten, und aus jedem alle Monate, eine Platte ausfertigen; als eine Zugabe aber zuweilen etwas von den feinsten, durch Menschenhände verfertigten Arbeiten, mit ihren Farben abbilden, um den unendlichen großen Unterschied zu zeigen, der sich zwischen diesen und den geringsten Werken der Natur findet.

Es würde unnöthig seyn, ein vorläufiges Verzeichniß von dem Inhalte derer nach und nach auszugebenden Platten, einzurücken. Wir wollen nur anitzo davon so viel melden, daß man sich überhaupt, so oft es die Gelegenheit giebt, die zwar bereits bekannten, aber in dem Thierreiche gewissermaßen noch streitigen microscopischen Beobachtungen, z. E. von der wahren Figur der sogenannten Blutkügelein, von der vom Herrn Needham angegebenen Entstehungsart der sogenannten Infusionsthierchen zu berichtigen, und anderer Gelehrten Beobachtungen, dabey mit bekannt zu machen, befleißigen wird. In dem Pflanzenreiche werden die Saamen verschiedener Pflanzen, der mancherley Blumenstaub, die Gerippe und Netze der Blätter, die vielerley Arten von Mooßen und Schimmel, zu Stoffe, nebst vielen andern Dingen dienen; im Mineralreiche soll die Configuration und die Crystallen der Salze sowohl, als die verschiedenen Arten vom Meersande, zum Grunde genommen werden, und

was noch im Thierreiche übrig ist, wird niemand verlangen, daß man ein Verzeichniß davon anführen solle, da außer dem Staube von den Sommervögeln, oder deren Federn, Haaren und Wolle, eine unzählige Menge kleinster lebendiger Creaturen und deren Glieder vorräthig sind, welche Liebhabern und Kennern der Naturgeschichte besser bekannt sind, als man hier davon Erwähnung thun könnte.

Und hiebey wird gewißlich keinem Journal oder andern dergleichen periodischen Werke, nur der geringste Eintrag geschehen, maßen wir nichts als unsichtbare, oder kaum sichtbare, aber doch unerkenntliche Dinge, die man nur mit bewaffneten Augen sehen muß, vorstellen wollen.

Die erste Ausgabe wird in der Neujahrswoche des herannahenden 1759sten Jahres bey dem Verleger, der auf dem neuen Baue, gegen dem großen Springbrunnen über, in seinem eigenen Hause zu erfragen ist, zu haben seyn, woraus Liebhaber sich einen Begriff machen können, was man von der Fortsetzung dieser Sammlung zu hoffen habe.

Das erste Blatt zeiget die Gestalt der Blutgefäße und den Kreislauf des Bluts in dem Mesenter oder Gekröse des Frosches, nebst der Art, wie diese Beobachtung anzustellen ist; das zweyte, einen sehr schönen auf rothen Weintrauben gefundenen Schimmel; das dritte Blatt enthält zwey Figuren, in der die Anschüsse des Salis sedativi vorgestellet. Auf

dem

dem vierten Blatte endlich sieht man den sogenannten Muschelsaamen oder eine nette Abbildung verschiedener von den kleinsten mit dem Meersande ausgeworfenen Muscheln.

Der Preiß einer jeden monatlichen Ausgabe, wird nicht höher als für zwanzig Kreuzer zu stehen kommen, und die Liebhaber werden aus Ueberzeugung selbsten unparteyisch gestehen müssen, daß dieser Preiß sehr billig, und die Kosten zu Anschaffung dieses Werkes nicht umsonst angewendet seyn werden.

Nürnberg,
den 18 Decemb. 1758.

Georg Paul Nußbiegel.



VIII. Ver-

* *

VIII.

Vermischte geographische Anmerkungen.

So gewiß es ist, daß die Bemühungen itzt lebender Gelehrten die Erdbeschreibung vieler Länder in Europa, theils durch Errichtung ganzer Gesellschaften, theils auf Vorschub der Kosten großer Regenten und Potentaten zu weit größerer Vollkommenheit gebracht, als ehedem möglich gewesen, so gewiß ist es auch, daß die Geographie aller der Länder, die außer Europa liegen, wann auch Rußland und China hievon ausgenommen würden, noch mit so viel Unwissenheit und Dunkelheit umgeben, daß man sich von allen ausländischen Charten wenig oder gar keine Gewißheit versprechen kann. Da nun in allen diesen Gegenden nicht leicht solche geographische Anstalten, als in Rußland und China gemacht worden, zu vermuthen seyn, so halte dafür, daß diejenigen, so fleißige Leser guter Reisebeschreibungen abgeben, durch fleißige Aufzeichnungen aller geographischen Beobachtungen in den Stand gesetzt werden können, unendliche Fehler ausländischer Charten zu corrigiren, und also zu Verbesserung der Geographie an ihrem Theil etwas beyzutragen. Mit einer solchen Arbeit habe ich voritzt einen kleinen Versuch gethan, welcher, wann er der Her-

ren Verfasser des schon längst beliebten hamburgischen Magazins und derselben Leser Beyfall zu verdienen, das Glück haben sollte, mich aufmuntern würde, mehrere dergleichen Beobachtungen mitzutheilen. Es wird aber niemand von mir fordern, daß ich mich bey Mittheilung gedachter Beobachtung an eine systematische Ordnung binden solle; es sind bloße Materialien, die ein jeder Geographieverständiger seines Orts einzuschalten im Stande ist. Sie folgen also, wie sie mir unter Händen kommen.

I. Nach der Charte des Strahlenbergs von Rußland und Siberien sind die Gränzen des tobolsckischen Gouvernements von der Stadt Ustinga um 50 Meilen zu weit entfernet, wie solches die neuern Charten des Kyrilow und des Atlantis Rußici, auch selbst Lorenz Lange in seiner Reise bezeugen, der von dem Dorfe Spasa, ohnfern dem Ustinga gelegen, binnen zween Tagereisen, bis an die Gränzen Siberiens gelanget.

II. Die kyrilowische Charte ist durch den Atlantem Rußicum in unzählichen Stellen emendiret, und ob sie wohl viele Oerter besser als die strahlenbergische angiebt, so findet sich doch auch hinwiederum bey unterschiedenen Stellen in der strahlenbergischen eine nähere Gleichförmigkeit mit dem Atlante, wie, z. E. der Fluß Succona bezeuget, welcher bey Ustinga in die Duina fällt, und welcher in der kyrilowischen Charte gar nicht befindlich. Dieser Fluß entsteht, nach dem Atlante, aus einem stehenden See der Coubelicka Osera genannt wird, und dessen Name der Atlas nicht anzeiget.

III. In der homannischen Charte von Persien ist der Lauf des Tygris fehlerhaft, und viel zu weit östlich hinter Bagdad gestochen, wie solches die Relation des Thevenot klärlich darthut, der diesen Fluß herunter gefahren. In der Charte des türkischen Reiches von eben diesem Autore, die viel älter ist, ist dieser Fehler gar nicht vorhanden.

IV. In eben dieser Charte ist ein Fehler, von dem die türkische Charte frey ist, nämlich, daß die Stadt Monsol am östlichen Ufer des Tygris gesetzt ist, da sie doch, dem Zeugnisse des Thevenots zu Folge, am westlichen lieget.

V. In eben dieser Charte von Persien finde ich den Fehler, daß Aleppo an den Fluß Aßi oder Orontes gesetzt worden, da doch nur Antiochia an selbigem liegt, nicht aber Aleppo.

VI. Nach des Chardins Reise, T. II. p. 95. fließt der Fluß Kur, bey der Festung Akabzike in Georgien vorbey, die homannische Charte ist also voller Fehler, daß sie diesen Fluß lange nicht so weit zurück gesetzet.

VII. Nach eben diesem Autore, T. II. p. 223. geschieht die Vereinigung des Flusses Zengi, oder Kur, mit dem Flusse Araxis, ohnfern des caspischen Meeres, welches mich in der Meynung bestätiget, daß die Stadt Irivan weit östlicher lieget, als sie in allen Charten gesetzet worden.

VIII. Eben dieser Autor scheint einen Fehler zu begehen, T. II. p. 309. daß er den Ursprung des Araxes von dem Berge Ararat herleitet, der vor diesem grossen Flusse zu nahe am caspischen Meere liegt, da nach der homannischen Charte von Persien an einem

Orte, Namens Camasour, fast 100 Meilen nordwestlicher gelegen, derselbe seinen Anfang nimmt.

IX. Die Reisebeschreiber differiren in Bestimmung der Ruderum antiquae Babylonis ganz ausnehmend. Rauwolf nennet einen Flecken Felugo, am Euphrat, der in den Mappis nicht zu finden, so seiner Beschreibung aber nach kurz vor dem ersten Communicationscanale, zwischen dem Euphrat und Tygris, so vielleicht das Odoine der Alten ist, liegen soll. Thevenot setzet diese Ruinen unweit Tacrit am Tyger, weil der Ort Drescki - Bagdat heißt. Die homannische Charte von Persien, da ich nicht weiß, wem sie folget, setzet diese Rudera in der Insel, so der Tyger und Euphrat formiret, Erac - Arabi genannt.

X. Der Beobachtung des Corn. le Bruyn seiner Reisen T. IV. pag. 421. zu Folge, ist die Lage der Stadt Schiras in Persien in allen geographischen Charten falsch angegeben, weil sie in selbigen die Hälfte des Weges zwischen Hispahan und Gamron ausmachet, da der Autor bey seiner zweymaligen Reise bezeuget, weil er auf der Reise zwischen Hispahan bis Schiras 12, von Schiras bis Gomron aber 23 bis 24 Tagereisen zugebracht.

XI. Die in den meisten Charten zwischen Schiras und Lar angegebene Stadt Kachal hat weder Thevenot noch le Bruyn bemerket.

XII. Wann der Nachricht der Herren Patrum Iesuitarum zu trauen ist, die auf Ordre des chinesischen Kaisers Kang - hi, den Ursprung des Flusses Ganges aufsuchen müssen, so entsteht selbiger aus verschiedenen an dem Fusse des Gebirges Kenteißee gelegenen Quellen, welche in einen Alueum allmählich zusammen fließen,

der

der nachgehends durch zwey große Seen fortgeht, und seinen Cours gegen Abend fortsetzet, bis er endlich sich nach Süden kehret, und nach öftern Wendungen aus Süden nach Morgen, und aus Morgen nach Süden sich in den Golfo de Bengala exoneriret.

XIII. Seuther hat also in seiner Charte vom mogelischen Reiche den Lauf des Ganges von Norden nach Süden gar zu oßlich gesetzet, weil nach selbiger Charte Delli wohl 80 Meilen von den Ufern dieses Flusses gezeichnet ist, da es doch nur 30 Meilen davon liegt.

XIV. Es scheint, daß Mr. de l'Isle, indem er die Charte von der Küste von Malabar und Coromandel, so Homann nachgestochen, verfertiget hat, hauptsächlich der Charte der Herren Jesuiten gefolget ist, die in der XV Recueil des Lettres edifiantes enthalten ist; allein eine weit vollkommenere findet sich in eben diesem Werke in dem XXIII Recueil, so 1738 heraus gekommen.

XV. Aus eben dieser Charte ersehe, daß unsere deutschen geographischen Charten von Homann und Seuther die zwey Städte, Kourigtam und Crudurgam, so in dem Königreiche Carnate, auf der Küste von Coromandel gleich nach der Festung Velour folgen, ganz und gar ausgelassen worden.

XVI. Die Jnsel Sundiva in dem Golfo de Bengala ist vom Seuther in seiner Charte des großen Mogols Reich sehr unrecht an der Embouchure des Ganges geleget; nach dem Ovington liegt sie 20 Meilen (welches wohl englische seyn werden), von der Küste von Arracan, gehöret dem Könige von Arracan, und ist über hundert Meilen im Umkreise, sie

fourniret eine große Menge Salz. In der Charte des Sinus Gangetici, von einem holländischen Autore fehlt sie gänzlich.

XVII. In der sonst fehlerhaften Charte des Seuthers vom Reiche des großen Moguls wird der Fluß Martaban, woran Arracan liegt, vorgestellet, sich mit zwey Armen in den Sinum Gangeticum zu ergießen, welches wenige Charten angemerket, da es doch an und vor sich selbst wahr ist, maßen Ovington bezeiget, daß an dem einen Arme die Stadt Orietan, am Ausflusse aber desselben die Stadt Peroum mit einem großen Hafen versehen, befindlich ist, der südliche Arm aber an seinem Ausflusse den wegen dortiger Handelschaft bekannten Hafen Dobazi habe.

XVIII. In den meisten Landcharten wird die Seestadt Ramu oder Romeo, die zu Arrakan gehöret, den Gränzen von Bengalen näher als Arrakan gesetzt, Ovington aber bezeuget im Gegentheile, daß sie den Gränzen von Pegu näher liege, als die Stadt Arrakan, folglich sehr weit von Bengalen entfernet sey.

XIX. Die Charte von den so genannten neuen philippinischen Inseln, deren die Lettres edifiantes Recueil VI. erwähnen, scheint aus der Imagination der Herren Jesuiten selbst entstanden zu seyn, indem die Passage zwischen den Inseln Gilolo und Mindanao zu sehr frequentiret wird, um zu glauben, daß die dortige Gegend, bis zu itzigen Zeiten, gänzlich unbekannt geblieben sey, auch ist der Raum dieser Charte so groß, und die Lage dieser Inseln so proportioniret, daß es fast unmöglich, daß sie den holländischen Seefahrern, die jährlich nach Japan gehen, unbekannt

bekannt geblieben sey; ja, wann die Wirklichkeit an diesen Inseln Antheil hat, so kömmt mir wahrscheinlich vor, daß es vielmehr die carolinischen Inseln seyn, die unter dem 9 und 10 Grad der Lat. sept. liegen. Denn ob sie zwar selbige in ihrer Charte unter den 17 Grad der Lat. sept. setzen: so wissen doch die Einwohner der alten philippinischen Inseln nichts von diesen neuen.

XX. Der Herr Prof. Hase in seiner Charte von Africa, setzet Sennar die Hauptstadt von Nubien, nebst noch zwey geringern Oertern, Giesim und Serce, unter einer Parallele, da doch Mr. Poncet in seiner Reise nach Nubien, die in dem IV. Recueil des lettres edifiantes angeführet wird, einen Unterschied der Breite von diesen drey Oertern von mehr als 5 Grade machet.

XXI. In dem 12 Recueil der Lettres edifiantes befindet sich eine Charte von dem Lande der Moxen, zwischen dem 11 und 20 Grad der Lat. australis, diesseits der Alpen von Cusco, wo gewisse Misiones der Jesuiten seyn, und welche sowohl den Lauf der Flüsse, als die Namen der Nationen ganz anders vorstellet, als die homannischen und seutherischen Charten von America.

XXII. Nach dem Zeugnisse des Baron de la Hontan, S. 263. fällt der Fluß der Nation Outaous in den See der Hurons, und eben dieses bekräftiget die Charte des Hennepins von Canada, inzwischen ist nicht zu begreifen, warum eben dieser Autor, S. 264. seine Sprache plötzlich ändert und saget, daß der Fluß der Outaous nicht in den Lac Huron sich ergieße.

XXIII. Alle neuere Charten von Nordamerica stimmen darinnen überein, daß der so genannte Lac Superceur. Die größte unter den canadischen Seen sey, da doch die americanischen Wilden den See der Aßinipoils vor den größten unter allen ausgeben; dieser aber liegt weit höher, und hat eine ungewisse Größe und Stellung in den meisten Charten, wann die Außage dieser Wilden wahr, so könnte vielleicht die Entdeckung des Admirals de Fonte mehrere Glaubwürdigkeit erlangen.

XXIV. In der Charte des Herrn de l'Isle von Neufrankreich wird die Mißion der Jesuiten von dem heil. Joseph, und das Dorf Misselimakimack dicht hinter einander gesetzt, da nach dem XI Recueil der Lettres edifiantes p. 375. versichert wird, daß diese beyde Oerter über 100 französische Meilen von einander entfernet seyn.

XXV. Von eben daher kann mit wenigem anmerken, daß der Lac der Illinoisen mit unrecht diesen Namen führet, weil von der Nation der Illinoisen kein Mensch in der Nachbarschaft dieses Sees, der in der Landsprache Mischigan heißt, wohnhaft ist.

XXVI. Wann dem B. de la Hontan Glauben beyzumessen, S. 225. so hat Mr. de l'Isle in seiner Charte von Canada zu viel gethan, auf der Abendseite von Nordamerica zwey Seen zu zeichnen, da nur einer, nämlich der längere, vorhanden.

A.



IX. Aus-

* *

IX.

Auszug

eines vom Herrn Buißiere,

Wundarzte des Herrn Grafen von Roye, aus Copenhagen, unterm 25 Aug. 1685.

an Herrn Bayle,

abgelassenen Schreibens,

darinn eine seltsame Begebenheit

im Magen

ausgewachsener Haberkörner

bekannt gemachet wird.

Aus den Nouvelles de la republique des lettres, par Mr. Bayle, Sept. 1685. Art. VI.

übersetzt und mit Anmerkungen erläutert,

von D. J. G. K.

Ein gewisser Soldat vom seeländischen Regimente, welches in dieser Stadt zur Garnison liegt, hatte im vergangenen Winter etliche Körner Haber gegessen, welche sich bis zu Ende des Julius in seinem Magen aufgehalten. Diese ganze Zeit über, wurde er bald von einem Fieber, bald von einem Triebe zum Brechen, zu seiner größten Beschwerde befallen; am allermeisten aber empfand er starke Magenschmerzen, nebst einem Ansatze zum Scharbocke. Als er im letztverwichenen Monate Julius

eine ungewöhnliche Belästigung verspürte, gab ihm der Regimentsfeldscheerer zum Brechen ein, wornach er diese Haberkörner, nebst mancherley andern garstigen Dingen von sich gab.

Das Sonderbare hierbey ist nicht nur der lange Aufenthalt dieser Körner im Magen *, ohnerachtet dieser Theil beständig so gewaltsam angegriffen worden, und der Soldat zum öftern starke Brechmittel eingenommen, sondern, daß sie auch in eben diesem Magen Wurzel geschlagen, und gekeimet, (ausgewachsen) **, als

* Man findet erstaunenswürdige Beyspiele nicht nur von Nahrungs- und Arztneymitteln, sondern auch verschiednen widernatürlichen hinunter geschluckten Dingen, welche erst nach einem langen Aufenthalte, den sie im Schlunde, oder Magen, oder in den Gedärmen gehabt, durch Brechen oder den Stuhlgang weggegangen. Um nur der Nahrungs- und Arztneymittelel allhier zu gedenken, so finden wir Valent. Andr. *Möllenbroccii* Observation, de carne cruda vomitu reiecta, in den Miscellan. Nat. Cur. A. 1671. Obs. 18. und eben desselben Observation, de pilulis post annum vomitu adhuc integris reiectis, ebendaselbst Obs. 92. Ge. Dethardings Observation, de pilulis, post annum adhuc integris reiectis, im Append. zum 7ten und 8ten Jahre der dritten Decurie der Miscellaneor. Nat. Cur. Obs. 71. Joh. Cph. Götzens Observation, de frusto cordis bubuli post biennium excluso, im 2ten Volumine der Actorum phys. med. Acad. Nat. Cur. Obs. 206 Anton Joh. Groners Observation, de cerasis per biennium indigestis, vomitu eiectis im Commercio litterar. Norimberg. A. 1733. hebd. XXIV. S. 189 f.

** Hieher gehören noch ein paar andere ähnliche Bemerkungen, als Alardi Herm. *Cummeni* Obseruatio

als wären sie in die Erde gesäet gewesen, nur mit dem Unterschiede, daß sie bloße Halme ohne Körner hervorgebracht. Die Halme waren sehr schwach, und hatten eine große Aehnlichkeit mit denen auf den Kornähren wachsenden Spitzen, außer, daß sie nicht so steif, und viel länger waren. Unter andern war ein Korn, welches einen sieben bis acht Zoll langen Halm getrieben hatte, welcher überdem nicht eine bloße Sprosse war, sondern dessen Länge in drey oder vier kleine Knoten abgetheilt gewesen, welche die Gestalt und Dicke eines ganz kleinen Haberkornes hatten. An der Seite des Stiels hatte jegliches Korn drey oder vier kleine Wurzeln geschlagen, welche zwey bis drey Finger lang, und ungemein dünn waren. Dieser Mensch hat sich nach diesem Brechen gebessert, und ist nunmehro vollkommen wieder gesund. Viele sind der Meynung gewesen, daß dieser Haber die Ursache der Krankheit bey dem Soldaten gewesen. Fast alle seine Cameraden hielten ihn vor bezaubert. Ich bin aber hierinn mit ihnen nicht einstimmig, sondern halte vielmehr vor wahrscheinlich, daß dieser Mensch bereits damals, da er diese Körner gegessen, einigen Ansatz zu einer Krankheit gehabt,

tio de officulo pruni germinante, a rustico excreto, in den Miscellaneis Nat. Curios. A. 1672. Obs. 109. und Sam. Ledelii Obseruatio de germinatione nuclei e malo in ventriculo, im 9ten und 10ten Jahre der dritten Decurie, gedachter Miscellaneorum Obs. 15. Eben so merkwürdig ist Franz Ernst Paulini Obseruatio de pullis gallinaceis in ventriculo hominis natis, im Append. zum 5ten Jahre der 2ten Decurie der Ephemeridum. Nat. Cur. p. 34.

habt, und, daß etwa schon in seinem Magen eine gewisse klebrichte Materie vorhanden gewesen, (wie denn dieses öfters bey denjenigen, in denen eine Anlage zum Scharbock ist, zu seyn pflegt,) in welcher sich diese Körner verhalten, und, daß beym Zunehmen seiner Krankheit, diese im Magen befindliche Feuchtigkeiten dermaßen zähe geworden, daß sie dadurch vollkommen vermögend gewesen, diesen Haber aufzuhalten, und die in diesem Theile zur Verdauung befindliche saure Flüßigkeiten dergestalt stumpf zu machen, daß sie den Körnern nichts anhaben können *. Denn nachdem das Brechmittel diese Feuchtigkeiten, nebst dem Haber herausgestoßen hatte, ist der Magen wieder ledig geworden, und der Patient hat wieder gesund werden können.

* S. Friedr. Hofmanns Dissertation de tardiori ventriculi concoctione, Hal. 1703. 4. und Joh. Heinr. Schulzens Dissertation de naturali ac praeternaturali menstrui ventriculi constitutione, Hal. 1736. 4. 3 und einen halben Bogen.



* *

X.

Von einer Leiche,

welche

nach langer Zeit frisch und unversehrt

gefunden worden ist.

Carl Martel, Graf von Fontaine-Martel, Herr von Bretigny *, Ritter der königlichen Orden, und General-Lieutenant, war im Monate April 1706 verstorben. Hr. Dücarrouge, welcher damals Pfarrer von St. Peter zu Bretigni war, ließ in dem Chore der Kirche, neben dem herrschaftlichen Stuhle, graben, um eine Gruft zu machen, in welche der Sarg des Grafen von Fontaine-Martel sollte beygesetzet werden.

Die Arbeitsleute hatten kaum angefangen, zu arbeiten, als sie ein Gewölbe, und den Eingang zu einer Gruft entdeckten, die man nicht kannte; sie eröffneten dieselbe, und fanden darinnen zween bleyerne Särge, worinnen der Herr Blosset, und die Frau von Berthevin, seine Gemahlinn, lagen. Ihre Namen und Titel waren auf diese Särge eingegraben;

* Bretigny, unterhalb Montlhery, der Hauptstadt in der Landschaft Harepoix, in dem Gouvernement von Isle de France, ist in der Geschichte berühmt wegen des Friedens, der im Jahre 1360 zwischen dem Könige von Frankreich, Johann dem Zweyten, und Eduard dem Dritten, Könige von England, daselbst ist geschlossen worden.

ben; auf seiner Gemahlinn ihrem stund: Hier liegt Anna von Berthevin, tugendhafte Frau von diesem Orte, verstorben im Jahre 1587. rc.

Es kamen verschiedene Personen herbey, diese Gruft und die zween Särge, die man eben entdeckt hatte, zu besehen; da man dieselben aufhob, um sie auf die Seite zu setzen, so fand man zu nicht geringer Bewunderung, daß der eine schwerer war, als der andere; es war dieses der Frau von Berthevin ihrer. Die Neubegierde reizte die Zuschauer an, diese beyden Särge zu eröffnen, um zu sehen, wovon ein so merklicher Unterschied in Ansehung ihrer Schwere herrührete; sie thaten es auch so gleich ohne den Pfarrer, den Herrn Dücarrouge, davon zu benachrichtigen. Einer von ihnen gieng nach Hause, und holete ein großes Küchenmesser, womit er die beyden Särge aufmachte; in des Herrn Blosset seinem fanden sie weiter nichts, als ein wenig feuchte Asche.

In demjenigen, worinnen die Frau von Berthevin lag, fanden sie ihren Körper frisch, unversehrt und ohne die geringste Verwesung; ihr Fleisch war frisch und roth, als wenn sie noch lebete; man hob einen ihrer Arme auf, welcher biegsam war, kurz, sie schien nur zu schlafen; das Band, womit ihre Haare zusammengeknüpft waren, hatte seine Farbe behalten, und war nicht im mindesten verdorben; das Tuch, worinnen sie lag, war ein wenig roth geworden, im übrigen aber war es rein und noch ganz; man bemerkte nur, daß die Nasenspitze der Verstorbenen ein wenig schwarz geworden war, als wenn sie verletzt wäre, welches man einigen Schlägen zu-

schrieb,

schrieb, die man vielleicht auf den Sarg gethan hatte, da man ihn hatte öffnen wollen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie groß das Erstaunen der Anwesenden war, diese Leiche so frisch und unversehrt zu finden, nachdem sie 123 Jahre zuvor war begraben worden; da sich das Gerüchte hiervon ausgebreitet hatte, kam so gleich eine große Menge Volks herzu gelaufen, so wohl aus dem Orte selbst, als aus den benachbarten Gegenden, welche diese außerordentliche Begebenheit mit ansahe. Das Volk hatte so gar den Sarg aus der Gruft herausgezogen, und die Leiche der Frau von Berthevin, mit aufgedecktem Gesichte in der Kirche öffentlich ausgesetzet, welche in diesem Zustande länger als vierzehen Tage verblieb, ohne daß sich diese Leiche der Frau von Berthevin, nur im geringsten veränderte.

Der Pfarrer, der Herr Dücarrouge, der sich diesem allen, wiewohl vergeblich, widersetzt hatte, faßte den weisen Entschluß, dem Cardinale von Noailles, seinem Obern, davon Nachricht zu geben; dieser Prälat verordnete sogleich die Leiche der Frau von Berthevin wieder in den Sarg zu legen, und denselben wieder in der Gruft zu verwahren, woselbst man ihn gefunden hatte, welches auch unverzüglich vollzogen wurde; der Sarg des Grafen von Fontaine-Martel wurde zwischen den Sarg der Frau von Berthevin und ihres Gemahls seinen beygesetzet.



Inhalt

Inhalt

des fünften Stückes im zwey u. zwanzigsten Bande.

Hamburgisches Magazin,

oder

gesammlete Schriften,

Aus der

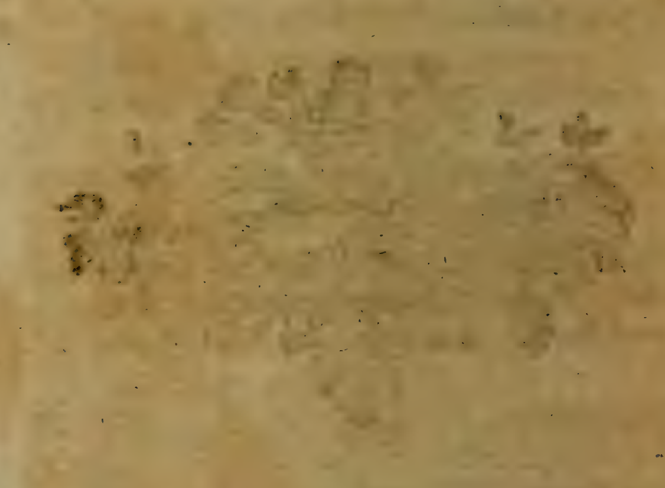
Naturforschung und den angenehmen Wissenschaften überhaupt.



Des 22sten Bandes sechstes Stück.

Mit Königl. Pohln. und Churfürstl. Sächsischer Freyheit.

Hamburg und Leipzig,
bey Georg Christ. Grund und Adam Heinr. Holle.
1759.

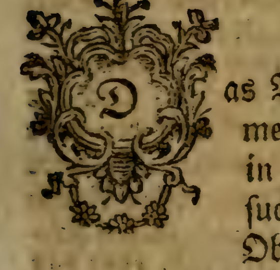




I.

Abhandlung vom Hanfe,

von Herrn Marcandier.



Das Verborgene der tiefsten Alterthümer entdecken: auf den Feldern und in Wäldern mit unsern Vorfahren suchen *, und alle Pflanzen, die die Oberfläche der Erde bedecken, von denjenigen aussondern, welche ihnen zu jederzeit die nützlich-

* Cannabis in silvis primum nata est. *Plin.* Lib 20. „Wenn der Ursprung einer Kunst unbekannt ist: so muß man die Muthmaßung und hypothetische Historie der wirklichen entgegen setzen: man kann in diesem Falle versichern, daß der Franzose mehr Unterricht hat, als die Wahrheit . . . . Ins-

 gemein

nützlichsten und nöthigsten gewesen seyn, den Ursprung endlich des Hanfes wissen, und sagen, auf was

gemein giebt ein Ohngefähr die ersten Versuche an die Hand; sie sind ohne Nutzen, und bleiben unbekannt: ein anderer machet solche bekannt, er thut solches mit gutem Erfolge, aber alsdenn redet man nicht mehr davon: der dritte folget dem andern, der vierte dem dritten und so weiter, bis der letztere Erfahrungen beybringt, die vortrefflich sind, und alsdenn erwecket es erstlich Aufmerksamkeit. . . . Erhält man die Erfindung von einem Ausländer, so verschweigt die Nationaleifersucht den Namen des Erfinders, und er bleibt unbekannt. . . . Mit dem Anfange und Fortgange einer Kunst ist es nicht so, als mit den Wissenschaften; die Gelehrten halten zusammen, sie schreiben, sie bringen ihre Entdeckungen in Ansehen, sie widersprechen einander, und werden widerlegt. Diese Streitigkeiten entdecken das Geschehene, und bekräftigen das, was gesaget worden. Die Künstler hingegen leben als unbekannt, öde und verlassen; alles, was sie thun, geschieht ihres Nutzens wegen, und unternehmen bey nahe gar nichts, was zu ihrer Ehre wäre. Es giebt Erfindungen, die ganze Jahrhunderte bey Familien bleiben; sie kommen vom Vater zu den Kindern, sie verbessern oder verändern sich, ohne daß man eigentlich weiß, wem, oder welcher Zeit die Entdeckung zugeeignet werden muß. Die unvermerkten Zugänge, durch welche eine Kunst zunimmt, verwirren auch die Zeiten. „Einer sammlet den Hanf; ein anderer röstet ihn; ein anderer brechet solchen; dieß ist anfangs ein grober Stengel, hernach ein Faden, und denn Leinewand; allein unter allem diesem Zunehmen vergeht ein Jahrhundert. Derjenige, welcher ein Product

was Weise sich das menschliche Geschlecht dessen von seinem Anfange bedienet hat, dieß ist eine desto beschwerlichere Unternehmung, weil uns die Geschichtschreiber hiervon keine Nachricht geben, und weil ich gar nicht weiß, woher ich dessen Entdeckung und Nutzen entlehnen soll.

Es ist zu vermuthen, daß diese Pflanze bekannt gewesen, angebauet, und selbst lange Zeit vor der Historie zum Nutzen verwendet worden; derjenige, der das erstemal davon schrieb, glaubete nicht, daß es nöthig wäre, von einer Sache zu reden, welche schon so gemein und bekannt wäre.

Ich setze also zum voraus, daß das Ungefähr, oder die Nothwendigkeit, als zwey große Quellen der Erfindung, diese Pflanze den Menschen entdecket hat, welche so gemein als schätzbar ist. Der erste, der sich deren bediente, suchte vielleicht nichts weiter als ein Band, einen Baumast zu befestigen, oder sich einen Gurt zu verfertigen. Er fand am Hanfe das Biegsame, die Weiche und Dauer. Er suchte diese Pflanze auf, und bemerkte selbige. Er zeigte dieses seinen Angehörigen und seinen Nachbarn an; ein jeder nahm den Nutzen dieses Products bey allem Anbinden wahr. Ohne Zweifel wollte man eine

Product von seinem natürlichen Zustande an, bis zu seiner größten Vollkommenheit brächte, würde schwerlich unbekannt bleiben. Wie wäre es möglich, daß ein Volk, welches sich in kurzer Zeit mit einem neuen Etoffe bekleiden könnte, nicht fragen sollte, woher dieses gekommen wäre? Dergleichen Fälle aber kommen nicht vor, oder wenigstens selten.„ *Encycl.* Vol. 5. p. 647.

Pflanze, die so nöthig schien, vermehren, und sich deren Nutzen allgemeiner machen; man baute solche an: viele Jahrhunderte verstrichen vielleicht, ehe man sich vorgestellt hätte, die Schale von dem Strohe abzusondern. Man sahe hierauf, daß man hierdurch den Nutzen viel beträchtlicher und allgemeiner machte. Man kann sich leichte vorstellen, daß die erste Röstung nicht so geschickt gewesen ist, als wie wir solche heut zu Tage anstellen. Vermuthlich fieng man an, Seile zu verfertigen *, eben so, wie die Hirten dergleichen noch itzo auf dem Lande davon machen. Hernach suchte man Oerter aus, wo Seile oder Stricke gemacht wurden. andere versuchten wahrscheinlicherweise das Spinnen, woraus man Leinewand machte **. Aber was vor Leinewand? Endlich haben sich die Künste, gleichsam stufenweise, eben so, wie die Menschen verbessert; nach

* Cannabis sativa Planta, magni usus in vita, ad robustissimos funes factitandos. *Dioscorid.* L. 3. C. 141.

Utilissima funibus Cannabis. . . . *Plin.* L. 19. C. 9.

** Aus der Historie lernen wir, daß die Leineweberstühle der Alten von einer ganz verschiedenen Bauart gewesen, als wir sie heut zu Tage haben. Die Leineweber saßen nicht, sondern bückten sich nur, und wenn sie Stücken machten, die mehr als eine Seite hatten, so wendeten sie solches um.

Arguto tenues percurrens pectine Telas. *Aeneid.* 7. Homer, Herodot, Theophylact rc. lehren uns, daß die Weberfaden von oben nach unten gespannt gewesen, und der Queerfaden durchgebracht wurde, nach diesem schlug man zum öftern mit einem Säbel von Holze verfertiget, daran, bey nahe, wie es unsere Riemer machen.

nach vielen tausend Jahren verfertiget man aus dem Hanfe die schönste Leinewand; und es müssen sehr erfahrne Leute seyn, welche solche von der andern, die aus dem Flachse bereitet wird, unterscheiden können.

Herodotus, der älteste unter den Geschichtschreibern, berichtet uns im 4ten Buche seiner Geschichte, daß man zu seiner Zeit in Thracien eine Art Hanf (κανναβις) erbauet hätte, welcher dem Flachse sehr nahe käme, ausgenommen der Stengel, welcher viel größer als beym Flachse gewesen wäre. Man hat daselbst erbauten und selbst gewachsenen: beyde Arten sind alle demjenigen vorzuziehen, den wir in Griechenland sammlen. Die Thracier * machen Kleider davon, welche eben so schön als die leinen Kleider

* Nach Herodotus Erzählung L. 5. waren die Thracier, nach den Indianern, die ausgebreitetste Nation. Ihr Ursprung und ihr Name war vom Thiras, ihrem Patriarchen, der ein Sohn Japhets gewesen: vor alten Zeiten begriff man unter diesem Namen nicht nur die Bewohner Thraciens, sondern auch noch die Gothen, Dacier und Mysier: bisweilen bedeutete auch Thracien und Scythen einerley. Nascitur autem apud eos (Scythas) Cannabis Lino simillima praeter quam crassitudine et magnitudine, sed multo quam nostra praestantior, l. sua sponte nascens, l. sata, ex qua Thraces vestimenta conficiunt Lineis simillima, quae, nisi quis sit valde exercitatus, linea sint, an cannabea, non queat dignoscere, et qui non viderit Cannabem, existimet, lineum esse vestimentum. . . . *Herodot.* Melp. p. 281. edit. graec. lat. Henrici Stephani ann. 1592.

anzusehen sind; und man kann daran keinen Unterschied finden, so gut und vollkommen ähnlichen sie wenigstens einander.

Da es nach der angeführten Stelle gewiß ist, daß schon lange Zeit vor Christi Geburt, der Hanf in Thracien sowohl als Griechenland * angebauet worden, und daß man schon damals daraus schöne Leinewand verfertigte, so kann man ja dahero muthmaßen, daß die andern angränzenden Nationen, oder mit welchen diese Völker in Correspondenz gewesen, dessen Nutzen auch gewußt haben. Warum hätten sich dessen die Chaldäer, Babylonier, Persier, Aegyptier, wenigstens nicht zu Seilen bedienet **, welches doch das erste gewesen, das man daraus hat verfertigen können? Ist es zu vermuthen, daß die prächtigen Gebäude, die aus dem Alterthume so berühmt seyn, denjenigen prächtigen Thurm, als das erste Merkmaal der Bosheit und Bemühung der Menschen, nicht ausgenommen, ohne die Beyhülfe der Stricke hätten vollkommen aufgeführet werden können? Ohnerachtet die heilige Schrift bey allen Gelegenheiten, wo von der Leinewand und Kleidung geredet wird, nur den Lein erwähnet, und der hebräische Text den Hanf unter dem Namen, den wir ihm

* Der Hanf aus Griechenland, war nicht so gut, als der aus Thracien: man verfertigte aber davon vortreffliche Seile, wie wir in der Folge sehen werden; ohne Zweifel auch große Seegeltücher und andere Stücke von dieser Art.

** Demisit ergò eos per funem de fenestra. . . Josua C. 2. v. 15. Dieses Seil ist in der griechischen Uebersetzung σπαρτίον benennet worden.

ihm geben, nach den Griechen und Lateinern nicht anzugeben scheint, so ist dieß doch kein hinlänglicher Grund, zu glauben, daß dessen Nutzen und Eigenschaften den Juden gänzlich unbekannt gewesen wäre. Das Wort λινον * oder Linum, dessen sich die griechischen oder lateinischen Uebersetzer bedient haben, muß als einer von denjenigen generellen Ausdrücken verstanden werden, deren sich die hebräische und chaldäische Sprache öfters bedient **.

Die Griechen bedienten sich in Wahrheit einer Art Geniste (spartum, σπαρτον *** die sie durch ihre Ma-

Nn 5 rine

* Das Wort Linum und λίνον wurde gebraucht, um alle diejenigen Stücke zu bemerken, welche zu Bereitung der Leinewand und Seile geschickt sind. Diß erklärt Robert Etienne in seinem lateinischen Wörterbuche, wenn er sagt: λίνον ἀπὸ τοῦ λινέω, antiquo verbo, quod est teneo, quia lino omnia tenentur. Er führet dieserwegen verschiedene Schriftsteller an, aus welchen er 9. oder 10. verschiedene Bedeutungen genommen. (1) Das Wort Linteum wäre auch aus dieser Ursache geschickt, alle Sorten Leinewand zu bezeichnen, quae ex cortice Lini, Cannabis aut Byssi texebantur. Man wird im Folgenden sehen, daß das Wort Spartum auch von dieser Art gewesen - - - - Veteribus Graecis σπαρτον dicebatur, id omne, ex hinc Lino sparton, non quo lintea, aut Carbasa texerentur, sed crassius Linum, aut cannabim, quo funes tantum torquerentur.

** Die Hebräer z. E. bedienten sich des Worts Baal, um damit alle Arten von Göttern und Göttinnen anzuzeigen.

*** In Graecia sparti copia modo coepit esse ex Hispania, neque ea ipsa facultate usi Liburni, sed hi plerumque

eine zu Ausbesserung ihrer Schiffe aus Spanien bekamen, weil diese Genißte dem Wasser mehr widerstand,

rumque naves loris suebant. Graeci magis Cannabo et stupa, caeterisque sativis rebus, a quibus σπαρτα, Sparta appellabant. - - - *Aul. Gel.* L. 17. C. 3.
In sicco praeferunt e Cannabe funes. *Plin.* L. 19. c. 2.

Dieses Spartum σπαρτον hat den Gelehrten viele Schwierigkeit gemacht. Die griechischen Schriftsteller, reden so verschieden davon, daß es noch sehr ungewiß ist, in welchem Sinne man es verstehen solle. Einige geben vor, der Name wäre von satum hergeleitet, id est sativum, an statt daß Plinius behauptet, das Spanische Spartum wüchse von sich selbst, und könnte nicht gesäet werden, - - - sondern wollen, es käme von σπείρειν nectere et complicare (α), her, weil die Griechen diesen Namen einer jeden Sache beylegten, welche sich spinnen und drehen ließe: und dieses ist die Meynung der besten Schriftsteller. Sie bedienten sich dieses Worts *Spartum*, um alles dasjenige anzuzeigen, was die Eigenschaft des Hanfes an sich hätte, eben wie die Hebräer sich des Worts Lein oder Flachs bedienten, und damit 3. Dinge anzeigten, welche man in der heiligen Schrift so oft verwechselte; nämlich: *Bad*, (Linum) das gemeinste, das man zu Seilen und groben Tüchern brauchte; *Schesch* (Gossypium) das war das allerfeinste, dieß nahm man bisweilen zum Cattun, und diente vor vornehme Leute zur Kleidung; *Buz* (Byssus) sehr fein, dieses diente zur Zierrath und Nutzen der Priester und des Tempels: es ist gar nicht glaublich, daß der Hanf, welcher andern Nationen so bekannt gewesen, (β) den Juden hätte unwissend bleiben sollen. Weit natürlicher ist es, wenn man voraus setzt, daß es eine Art von Flachse verursacht, die verschie-

stand, als der Hanf. Die Seile aber vom Hanfe gebrauchten sie zu den übrigen Sachen. Wäre es möglich, daß Ninive, Babylon, Memphis, Palmire, Thebes, und so viele andre berühmte Städte den Nutzen einer so nöthigen und gemeinen Pflanze nicht gewußt hätten? quo fierent vitilia, aut funes, aliaque ad nexum idonea, ut sunt Linum, Cannabis, Junci, Genistae etc. *Vossius* Diction. Et

(i) Linum pro filo *Cels. L. 7. c. 14.*
Pro fune nautico *Ovid. 3. fast.*
Pro Verriculo *Virg. I. Georg.*
Pro Vinculo *Id. 5. Aeneid.*
Pro Velo Navis. *Homer. Iliad.*
Pro linteo, in quo dormitur. *id.*
Pro hamo piscatorum. *id.*
Pro Fidibus nervorum. *id.*
Pro Cassibus, quibus ferae capiuntur. *Ovid. 3. Met.*

Die

schiedenen Stellen der heil. Schrift zu unterscheiden, wenn von Leinewand, grober oder feiner, oder von Seilen geredt wird. bes. Ezech. 27. v. 16. 1 Paral. 4. v. 21. c. 15. v. 27. und 2 Paral. c. 2. v. 14. c. 3. v. 24. Esther. c. 2. v. 6. c. 8. v. 15.

(α) Hesychius, Suidas, Aristophanes, Pollux, vocant, σπαρτία l. σπαρτίον funes l. funiculos, quibus utebantur fabri ad varios usus; sive ex Lino, Cannabe, Junco vel alia materia nexi fuerint, aut conserti. *Henr. Steph.*

(β) Est enim vero Eleorum ager et caetera ferax, et Byssum educat felicissime. Cannabem quidem, Linum et Byssum serunt, qui idoneum ad haec serenda solum colunt. *Pausan.* L. 6. ad finem.

Die Römer verfertigten davon Seegeltücher und Seile zu ihrem Nutzen, sowol zu Wasser * als zu Lande. Sie hatten hievon 2 Magazine in den zwey vornehmsten Städten des occidentalischen Reichs. Derjenige Hanf, welcher zur Kriegsequipage nöthig war, wurde auf Befehl der Kaiser zu Ravenna in Italien und zu Wien in Gallien gesammlet. Derjenige, der die Aufsicht darüber über den Alpen hatte, wurde der Aufseher des Flachswerks in Gallien genannt, und sein Aufenthalt war zu Wien. Auf dem Felde band man die Ochsen damit zusammen ** und ohne Zweifel brauchten sie solchen zu alle dem, was den Ackerbau betraf. Wir wissen, daß sie das Leinenzeug wenig brauchten, aber sie hatten es; und Vigenere in seiner Erläuterung über die Geschichte des Titus Livius berichtet uns, daß sie sich des Hanfes bedienten: selbst ihre Gesetze und Jahrbücher, waren auf Leinewand geschrieben ***. Nichts ist so gemein und bekannt als die Verwendung der Leinwand zu Bedeckung ihrer Theater Gassen und öffentlichen Plätze, Amphitheatre und beym Thurnieren, um den Zuschauern Schatten zu verschaffen. - - - *Plin.* L. 19. c. 1.

Marti=

* Tu'n mare transilias tibi torta Cannabe fulto. Coena sit in transtro. - - *Perf.* Sat. 5. v. 146.

** Cannabisque funibus cornua jumentorum ligato. *Columell.* L. 16. c. 2.

*** Licinius Macer auctor est et in foedere Ardeatino, et in linteis libris ad monetae inventa - - - - quae si in ea re si error, quod tam veteres annales, quodque magistratuum libri quos linteos in aede repositos Monetae, Macer Linius, citat identidem Auctores - - - - *Tit. Liv* L. 4. c. 7. et 20.

Es

Martial berichtet uns, daß sich auch die Römer der Leinewand bey der Tafel bedienten, und daß ein jeder Gast insgemein sein Tellertuch hatte *.

Wir können also nicht mehr zweifeln, daß der Hanf den Alten ** zu Verfertigung der Leinewand und der Seile zum Nutzen der Schiffahrt sowol *** als auf dem Lande, zu den Kriegsübungen sowol als zum Ackerbau, nicht hätte bekannt seyn sollen; und wenn sich die mehresten Schriftsteller bisweilen des Wortes *Spartum* † bedient haben, um damit Seile oder Stricke anzuzeigen, so haben dieses können hänfene seyn; denn dieses Wort betrachteten sie als eine generische Bedeutung, welche sowol dem Hanfe, eben so wie dem Flachse, und andern ähnlichen Materien, zukam: †† wenigstens ist doch die Bedeutung dadurch nicht ausdrücklich bestimmt. Was würden wir nicht von dessen Nutzen in China und Japan erfahren, wenn wir ihre Geschichte genauer beschrieben hätten?

Jetzt

Es war der Tempel *Moneta*, wo die Bücher von Leinewand, welche die Schicksale und unglücklichen Vorfälle des römischen Reichs in sich faßten, sorgfältig aufbehalten wurden. Die Samniter bedienten sich ebenfalls der Leinewand, wenn sie schreiben wollten. - - *Tit. Liv.* L. 20.

* Attulerat nemo mappam dum furta timentur *Mart.* L. 12.

** In der Folge wird man sehen, in wie weit sonsten der Hanf genutzet worden.

*** Ubi vis magna sparti fuit ad rem nauticam congesta ab Asdrubale. *Tit. Liv.*

† Sparteus generaliter, pro quovis funiculo ponitur, sive e sparto nexus sit, sive e cannabe, lino l. aliunde. *Athen.* L. V.

†† Graeci juncos quippe ipsos, et Genistas et quidquid denique ad funes nectendos et aliquid ligandum

Jetzt lese ich in Kolbens Reisebeschreibung, daß sich die Hottentotten anstatt des Tabacks einer Pflanze bedienen, die Dakha heißt, oder sie vermischen diese damit, wenn ihr Vorrath vom Tabake zu Ende geht. - - Dieß ist (sagt er) eine Art vom wilden Hanfe, welchen die Europäer vornehmlich zum Gebrauche der Hottentotten säen - - allgemeine Historie der Reisenden im 15 Buche, in dem Capitel, das aus Kolbens Reisebeschreibung entlehnt worden.

Obschon die Etymologie des Hanfes nicht ein allzuwichtiger Vortrag zu seyn scheint, so wollen wir dieses

dum verti posset, σπαρτον vocavere: hi autem vocem hanc σπαρτον, de herbis omnibus ad vitilia, nexilia textiliaque aptis usurparunt - - - *Salmas.* Exercit. Plin. p. 261 - - - und fügt hinzu - - - ex lino hispanico quis putet rudentes navium tortos unquam fuisse? Nugatur itaque Solinus, nec enim ad id dixit Mela. Ex lino tamen armamenta navium etiam olim fuisse, eruditioribus placuisse, ibidem notat Plinius, qui versum Homeri ita interpretabantur, quoniam cum sparta dixit, significaverit sata. Quae non intelligo, quasi necesse sit σπαρτον nomine linum accipi, quia significaverit sata. An non et cannabis sativa, de qua τα σπαρτα, id est sata, in illo Homeri loco possumus interpretari - - - - nugatur itaque Solinus, nisi dicamus eum sub materia rudentum spartum tantum comprehendisse.

Das Spanische Spartum, (Genista) ist eine Art vom Junco, (Juncum aridi soli) er wächst bey Carthago, und wird eben wie der Hanf zubereitet, nämlich sie rösten ihn: er wächst natürlich allda, und darf nicht gesäet werden. Die Griechen bedienten sich noch einer andern Art Junci, wovon sie Seile machten, und hießen es χοῖνος.

dieses doch nicht übergehen, damit nichts übrig bleibt, was von dieser Pflanze könnte gesagt werden. Es sind einige, welche behaupten, es käme das Wort Cannabis, (deutsch: Hanf) vom celtischen Worte Canab * her; andre finden den Ursprung in dem griechischen Worte κάννα oder κάννη **, welches aus dem hebräischen *Kanneh*, im lateinischen Canna und Französisch Canne, entspringt. Was die Figur, Länge und Dicke des Stengels anlangt, so kann es mit einem Rohre verglichen werden. Also sagt man ebenfalls **Zuckerrohr, Binsenrohr** rc. man kann also auch sagen **Hanfrohr**. Die Benennungen einer jeden Sprache, griechisch κάνναβις oder κάνναβος, lateinisch Cannabis oder Cannabum; italiänisch Canapo; spanisch Cananeo etc. sind eigentliche und besondre Ausdrücke einer jeden Sprache, davon aber die Verschiedenheit der Bedeutung der Sache keine Veränderung beybringt.

Man unterscheidet insgemein den Hanf in zwo Sorten: die eine in den wilden Cannabis silvestris, und den andern in den gepflanzten, Cannabis domestica. Dieser leztere ist von zwo Gattungen; das Männlein fructifera und das Weiblein florifera, aber unrecht: denn man sollte von rechtswegen dasjenige vielmehr das Weiblein nennen, was die Körner bringt, als das andre mit den Blumen.

Der Saame und die Wurzel des wilden Hanfs sind dem Ebisch Kraute gleich. Die Stengel sind viel

* Pezron Cannabis, Graece κάνναβις l. κάνναβος, unde et Belgicum kennep quasi kannab, herba est funibus faciendis idonea, a Lino et tenuitate et candore distans. Est vero κάνναβις, κάννα.

** *Vossius.*

viel kleiner, schwärzer, härter und anderthalben Fuß ohngefähr hoch; die Blätter ähnlichen dem gesäeten Hanfe, sie sind aber viel härter und schwärzer *. Die Wurzel des gesäeten Hanfs ist insgemein 6 Zoll lang, weiß von Farbe, holzigt, ohne Aeste, markigt, 2 Linien im Durchschnitte gegen über fibrös, wenn sie frey wachsen kann, und nach dem Verhältnisse des Stengels dick. Der Stengel ist von der Wurzel an, bis zum ersten Aste, rund; nach diesen wird er viereckigt hohl, eingekerbt, holzigt und ist mit einer grünlichten und faserigten Rinde bedeckt, welche rauch und harte anzufühlen: von einer Entfernung zur andern, ist diese Rinde gleichsam von sechs kleinen Spitzgen oder Häkgen unterstützt, welche solche an dem Hanfstengel befestigen; es stellt dieses gleichfalls gewisse Arten von Nägeln vor, die in einer gewissen Ordnung sich allda befinden, und bey nahe in völliger Gleiche um den Stengel herum gesetzt sind. Die Länge und Dicke ist nach dem Erdboden, der Cultur, Himmelsgegend und Witterung verschieden. Es giebt Hanfstengel, die 8 bis 10 Schuhe, bey nahe wie Bäume, in die Höhe wachsen **: andre scheinen auf der Erde zu verweilen, und werden kaum 2 oder 3 Fuß hoch, bisweilen noch nicht einmal so hoch.

Ein Hankorn in ein darzu geschicktes Erdreich alleine gesäet, bringt insgemein einen sehr dicken *** har-

* Nigriore folio et asperior *Plin.* L. 20. c. 23.

** Quod ad proceritatem attinet, Rosea agri Sabini arborum altitudinem aequat. *Plin.* L. 19. c. 9.

*** Aus diesen Stengeln verfertigt man Kohlen, die zum Kanonenpulver gut zu gebrauchen sind.

harten und ästigen Stengel hervor und ähnlichet einem kleinen Baume. Bringt er Körner, so werden ihrer sehr viel, und sind sehr schön: die Schale aber ist sehr hart und dicke, und würde zum Arbeiten nicht geschickt seyn. Wenn hingegen die Hanfkörner in eine gute zubereitete Erde, einige neben den andern, gesäet werden: so entstehen hieraus gerade und neben einander aufschießende Stengel ohne Aeste, viel dünner * und zärter, deren Rinde weich, fein und seidenartig und zu vielerley Nutzungen schätzbar ist. Die Blätter wachsen an den entgegenstehenden Stäben immer zwey und zwey; sie sind eingekerbt in vielen Einschnitten, aufrechts, länglicht rund, zackigt, adrigt, dunkelgrün, hart und von einem starken und einnehmenden Geruche.

Die Blumen, welche auf dem Stengel wachsen, und die man insgemein das Weibgen heißt, entstehen aus den Winkeln der Blätter auf einem Stiele von vier kleinen Stengeln, die kreuzweis gesetzt seyn: sie haben keine Blumenblätter, sondern fünf Blumenfasern, welche oben auf der Spitze gilblicht scheinen, und in einem Blumenkelche von fünf auswendig purpurfarbigen und inwendig weißen Blätterchen eingeschlossen sind. Diese Blumen werden mit keiner Frucht begleitet, und die Früchte die ebenfalls an den Stengeln befindlich, haben auch keine Blume zuvor gehabt.

Die Ordnung der Natur bey dem Wachsthume dieser Pflanze mag nun seyn wie sie will: so entsteht doch das eine sowol, als das andre, ohne Unterscheid, von dem Hanfkorne durch eben denselben Stengel, wovon

* Quo densior, eo tenuior - - - *Plin.* L. 19. c. 9.

wovon uns bloß das Auskeimen den Unterschied zeiget. Beym Säen weiß man nicht, wie viel von dieser oder jener Art daraus entstehen wird, vielweniger was sie für ein Verhältniß zur Fruchtbarkeit gegen einander haben; nur nach einem Verlaufe von 50 oder 60 Tagen *, kann man leicht den Unterschied machen: diese Beobachtung aber scheint bishero, von keinem Erfolge gewesen zu seyn.

Die Früchte wachsen traubenweise in großer Menge an der Spitze der Stengel und Aeste: Diese Frucht hat am Ende eine getheilte Spitze, weil es nichts anders als ein junges Pflänzgen vorstellt, und ist mit einem Häutgen umgeben, welches selbige verwahret, bis sie zur völligen Reife gekommen; hernach wird das Knöpfgen in einen rundlichen Kern verwandelt, dieses zwingt die häutige Capsel, welche es in sich schloß, daß sie sich eröffnen muß: hierinnen entdeckt man ein rundes und etwas plattes glänzendes

* Die Zeit kann man nicht gewiß bestimmen, in welcher der Hanf aufschosset. Dieses hängt von verschiedenen Ursachen ab. Bisweilen ist er nicht über einen Schuh hoch; und alsdenn bleibt der Hanf schwach, und wird nicht länger, oder wenigstens nicht viel. Die große Hitze und andre Witterungen, sind öfters daran schuld; bisweilen wird er 4. oder 5. Schuh hoch, ehe er schosset und wird noch eben so hoch, nachdem er geschosset hat. Der Hanf, der Blüten bringt, überwächst insgemein denjenigen, der Körner trägt, und wächst ohngefähr einen halben Schuh höher. Diese Größe kann in der Ordnung der Natur einigen Grund haben, wenn es andem, daß das Pulver, welches aus den Blüten kömmt, diejenigen Stengel befruchten soll, welche Körner tragen.

des graulichtes und glattes Körnchen, welches unter einer dünnen Schale einen weißen, zarten, weichen, öligten und stark riechenden Kern, der, wenn er neu ist, den Kopf einnimmt, in sich fasset. Dieser Kern wird von einem grünen Häutgen bedecket, welches sich in einem Puncte an der Seite der neuen Frucht endiget, und seinen besondern Platz hat.

Dieses Körnchen, das man Hanfsaamen (Chenevi) nennt, ist eben so nützlich, vermöge seiner besondern Eigenschaften, als vermöge derjenigen, die es mit der ganzen Pflanze gemein hat. Die Substanz, als Saamen betrachtet, ist weich, dick, öligt, harzigt, keimet und entwickelt sich mit einer gleichen Fertigkeit. Die Luftlöcher sind beträchtlich, zart und biegsam, sie nehmen den Druck der Wärme und Feuchtigkeit begierig an. Hierdurch geht der Nahrungssaft, welchen eine gedüngte, lockre und gut durchgearbeitete Erde darreicht. Dessen Fibern entwickeln sich nach einem jähligen Keimen, nehmen zu, und werden stärker; und das Harz, welches selbige zusammenhält, unterstützet und erhält sie. Außer dem Nutzen, den dessen Oel in der Arztneykunst leistet, ist es noch von gutem Nutzen in den Lampen und zur groben Mahlerey: man macht einen Teig davon und giebt solchen den Schweinen und Pferden, um selbige fett zu machen; es kömmt unter die schwarze Seife, deren Nutzen in den Etof- und Haubenmacher-Manufacturen sehr beträchtlich ist.

Ein Hanfkorn durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, stellet anfänglich eine aschgraue, adrigte Oberhaut vor, davon die Eintheilungen gewisse Arten von Austerschalen vorstellen. Unter dieser ersten

Haut sahe man eine braune grüngelbe Rinde, welche inwendig sehr glatt war, und 2. Schalen vorstellet, die sich in der Mitte, eben wie bey einer Nuß, genau von einander gaben, und deren Nath ungemein zart war. Unter einer grünen Decke befand sich der Kern unter der Gestalt einer kleinen Pomeranze, und hatte an einer Seite das verlängerte Keimchen, welches ihm eine etwas niedergedrückte Figur gab. Als man diese Decke abgesondert hatte, befand man eine weiße Materie, die aus zwey vereinigten Stücken zusammengesetzt war, welche gleichsam einen Kopf vorstelleten, und welchen das Auskeimen auftreibt, eröffnet uns absondert. Das rundlichte Keimchen, das längst der äußern Länge des Korns zurück gebogen war, und sich gleich unter der Nath der beyden Schalen befand, endigte sich spitzig, und bildete einen Schwanz, welcher allein in der Erde wühlet und seine Wurzel befestiget; der andre Theil des Keimchens, so inwendig zwischen den zwey Seitenstücken verborgen lag, und solchen sowol befestigten als erhielten, stellte eine sehr feine und zarte Lanze vor *, woraus die zwey ersten Blätterchen entstehen; und man muß davor halten, daß dieses der wahre Grund des Wachsthums und Lebens sey. Diese zween Seitentheile verwandeln sich von selbst in zwey dicke, grüne und eyrunde Blätter, die nicht eingeschnitten seyn **, und diese dienen den neuen Blätterchen zum Schutze. Dieses ganze Wesen scheint sehr fett und schwammicht: Die Luftlöcher scheinen eben so eröffnet, als beym Schnee:

Dieß

* Dieß nennt man die Feder.

** Dieß nennen die Kräuterlehrer Saamenblätter.

Dieß rühret ohne Zweifel von der Lage des Keimchens und von der Weiche der ganzen Substanz her, davon das Hanfkorn die große Neigung vor allen andern Körnern bekömmt, sich bey nahe eben so geschwind in Bewegung zu setzen und auszukeimen, als geschwinde solches gesäet worden. Die Rinde oder Schale am Stengel stellet eine grüne, glänzende, rauche oder dornigte Decke vor. Diese Erhabenheiten oder Dornen sind nichts anders als Austriebe vom Harze, woraus die ganze Rinde zusammen gesetzt worden: sie haben aber große Verschiedenheiten in Betrachtung der Festigkeit und des Widerstandes. Dieses Harz auf der Oberfläche dienet zu nichts anders, als die Fibern des Hanfes untereinander zu verbinden; es ist bey nahe wie Mastix, welcher solche befestiget, unterstützet und wider das Ungewitter, den Staub und Regen vertheidiget: dieses Harz geht ab, löset sich auf und bricht ab, wenn die Rinde geröstet wird.

Die innere Seite, welche am Strohe anliegt, hängt beysammen, ist glatt und weiß; die Fibern sind sehr von einander unterschieden und bedecken einander vollkommen in ihren Dimensionen, nämlich durch das Rösten, wovon wir gesagt haben. Man wüßte noch nicht, daß der Faden vorhero in der Pflanze gewesen wäre, und solches nicht auf die Wirkungen der Kunst ankömmt: die Arbeit gründet sich nur darauf, solchen zu saubern und mehrmalen zu theilen, indem nur die Seide abgesondert wird, woraus die Rinde besteht, und diese Art vom Bande ist eine natürliche Strenne (écheveau naturel) wo die Fäden simpel nach der Länge, vermittelst einer sal-

zigten und leimigten Feuchtigkeit beysammen seyn, welche nothwendig abgespült und weggeschafft werden muß, indem dieses sowol dem Werkmeister als der Sache selbst Schaden bringt. Diese Fäden selbst, sind also nichts anders als Harz, aber von einer andern Eigenschaft, als das Harz ist, welches sich auf der Oberfläche befindet; sie sind weich, feste und widerstehen dem Reiben, welches das erstere nicht vertragen kann. Eine jede Fiber besteht aus harzigten sehr feinen durchscheinenden und glänzenden Kügelchen, und ist hinglänglich von diesem Harze entledigt, das die Oberfläche umgiebt, und wovon man vollkommen den Unterschied mit dem Vergrößerungs Glase sieht; und auf die beschriebene Art stellen sich die Fibern vor, wenn man einige Fäden nimmt, die sehr weiß sind. Die Hanffibern sind in diesem Umstande von den Fibern der Baumwolle und Seide gar nicht unterschieden, und man kann sie als einerley betrachten. Die Vermischung, welche diese Sachen unter dem Kamme zeigen, allwo alles einerley aussieht, ist davon ein noch stärkerer Beweis.

Wir hätten unfehlbar merkwürdigere und umständlichere Betrachtungen in den mehresten Schriftstellern gefunden, die von dieser Pflanze geschrieben haben, wenn sie sich eben so sehr um den Nutzen der Künste, als vielmehr um die arztneyischen Kräfte, bemühet hätten.

Plinius berichtet uns, daß der Hanfsaamen austrockne und den männlichen Saamen vermindere *, wenn er oft genossen wird. Im Gegentheile macht er

* Semen ejus extingvere genituram virorum dicitur - - L. 20. c. 23.

er die Hühner fruchtbar, denen man ihn mit Fleiß im Winter giebt; er ist auch eine gemeine Nahrung vor die Vögel. Er vertreibt die Blähungen; er ist schwer zu verdauen, und dem Magen zuwider; er erzeuget üble Säfte und verursachet Kopfschmerzen *: sonsten gehörte er unter die Hülsenfrüchte, die man auf die Tafel trug, um den Appetit und Durst zu erwecken; voritzo aber ist dieses üble Gerichte gänzlich von den Tafeln verbannt **: er erwärmet so stark wenn man davon ißt, daß er sehr gefährliche Dünste verursachet ***; diejenigen also, die das Decoct davon den Kindern vors böse Wesen eingeben, schaffen keine Linderung, sondern verstärken das Uebel noch mehr. Der frisch ausgepreßte † Saft bringt die Würmer oder andre Insecten aus den Ohren, die hinein gekommen sind. Zu einer Milch gemacht †† ist er gut wider den Husten und die Gelbsucht, desgleichen auch vor den Saamenfluß; Hanföl wird in Salben zun Kinderblattern angerathen; es zertheilet. Innerlich genommen, oder äußerlich gebraucht, hat es nicht die schädlichen Eigenschaften, welche man der ganzen Pflanze nebst den Blättern zuschreibt; Hanfmehl unter das Getränke gemischt, macht diejenigen, welche es genießen, trunken, dumm und faul: man

 sagt,

* Sed cum dolore capitis ibid.

** *De la Mare* Traité de Police.

*** *Galenus* L. 7. de Simpl. Medic.

† Succus ex eo vermiculos aurium et quodcunque intraverit, ejicit. *Plin.* L. 20.

†† Man findet dieses in vielen Schriftstellern, welche deren Wirkung sehr gerühmt haben. bes. Doläus, Ettmüllers, Michaels, Mynsichts rc. Emulsionem cannabinam ad Gonorrhoeam.

sagt, daß die Araber * eine gewisse Art Wein daraus machen, welcher trunken macht; arme Leute gebrauchen das Hanföl in Suppen.

Hanfsaamen und die grünen Blätter zerquetscht und in Form eines Umschlags auf die schmerzhaften Geschwülste gelegt, zertheilet und lindert den Schmerz ungemein. Der Geruch davon ist sehr stark und betäubend. Man giebt vor, daß das Wasser, worinn man den Hanf hat rösten lassen, denjenigen höchst schädlich wäre, die es tränken; dieses aber vielleicht? Was aber der gemeine Mann hievon erzählet, und solches als einen Gift vor die Fische ausgiebt, ist sehr falsch. Der Fisch liebet diese Pflanze und suchet sie, und wenn einiger Schade entstanden ist, so kann dieses vielleicht nur da geschehen, wo das Wasser keinen Abfluß hat, und von der Hanfbrühe allzusehr angefüllt ist: denn diese gute Nahrung ist den Fischen zu überflüßig, da alsdenn die große Menge jederzeit schädlich ist.

Dasjenige, was uns Plinius von der großen Eigenschaft des Hanfes versichert, welche es zeiget **, wenn man selbigen mit Wasser infundiret, und hievon das Wasser seine Flüßigkeit verliert, scheint nicht übertrieben zu seyn, wenn man auf die Eigenschaft und Menge des Harzes sein Augenmerk richtet, das alle Fibern dieser Pflanze zusammenhält und daraus

* *De la Mare* Trait. de Pol. L. 5. tit. 15. wo er den Simeon Sethi de aliment. facult. anführet C. *Apitii* de re culinaria.

** Tantaque vis ei eft, ut aquae infufae eam coagulare dicatur, et ideo jumentorum alvo fuccurrit, pota in aquam. *Plin.* L. 20. c. 23.

aus besteht: ohne Zweifel geschieht es aus dieser Absicht, daß man dieses Infusum den Stutepferden zu saufen giebt, um solche hartleibig zu machen.

Der Trank vom grünen Hanfe, nebst den Körnern, wovon das Mark wohl zugemischt werden muß, locket die Regenwürmer aus der Erde, wenn man etwas davon darauf gießt; die Fischer bedienen sich insgemein dieses Mittels, wenn sie Regenwürmer nöthig haben.

Matthiolus vermuthet, daß es auch könnte die Eigenschaft haben im menschlichen Körper, und die Würmer abtreiben. Den Ochsen und Pferden giebt man es unter das Futter, wenn sie den Durchfall haben. Da das ganze Wesen des Hanfes harzig ist, so ist es nicht wunderbar, daß er eine stopfende Eigenschaft habe; dieserwegen sind die gestoßenen Hanfblätter, unter das Futter gemengt, sehr gut in der Ruhr; und dasjenige subtile Wesen, was die Seiler währendem Arbeiten einschlucken, verstopft ihnen die Lungen, und haben fast beständig kurzen Athem.

Hanfwurzel in Wasser gekocht *, und als ein Umschlag gebraucht, erweichet, und machet die Gelenke der Finger biegsam. Es ist sehr gut wider das Podagra und andere Flüsse, die die nervigten, musculösen und tendinösen Theile betreffen. Es lindert die Entzündung; es zertheilet die harten Ge-

 schwülste

* Radix contractos articulos emollit in aqua cocta; item podagricos et similes impetus: ambustis cruda illinitur, sed saepius mutatur, priusquam arescat *Plin.* L. 20. c. 23.

schwülste und Knoten, welche an Gelenken entstehen. Gestoßen und frisch mit Butter in einem Mörsel gerieben, legt man es auf die Brandschäden; dieses macht baldige Linderung, und muß oft erneuert werden. Die Brühe davon, und das Decoct in den Mastdarm der Pferde gebracht, treibt auch die Würmer heraus.

Selbst die Baumwolle *, desgleichen Leinewand, besonders diejenige, welche zu Seegeltüchern gebrauchet wird; wird in der Arztneykunst sehr hoch geschätzet. Die Asche von diesen Seegeltüchern dienet zur Gallmeyasche oder Tutie.

Nachdem ich alles dasjenige angeführet habe, was uns unsere Untersuchungen in Betracht der natürlichen Historie vom Hanfe haben leisten können, und da ich mir auch die alten Schriftsteller zu Nutze gemacht: so scheint mir nun der Anbau des Hanfes, der wichtigste Gegenstand zu seyn.

Das Erdreich, welches man zu einem Hanflande zuzubereiten gedenket, muß von der besten Art seyn; es sey nun nahe am Hause **, oder entfernet, an einem Flusse oder Graben; doch muß davon keine Ueberschwemmung zu befürchten seyn. Um das Erdreich fruchtbar zu machen, muß man weder Dünger noch

* Repertaque linteorum lanugo e villis navium maritimarum maxime, in magno usu medicinae est, et cinis Spodii vim habet. . . *Plin.* L. 19. c. 1.

** At pauper rigui custos alabandicus horti
Cannabias nutrit sylvas, quam commoda nostro
Armamenta operi, gravis est tutela sed ipsis
Tu licet Aemonios includas retibus ursos.
Gratius in Cyneget. v. 46.

noch Arbeit schonen. Die Hanffelder müssen nothwendig alle Jahre gedünget werden, da man aber einen guten Fortgang verlanget: so muß man den Dünger vor der Winterarbeit darauf führen lassen, damit sich solcher verzehren und eine genaue Vermischung mit der Erde geschehe. Wenn nun diese mit neuen Salzen angefüllt ist: so kann sie die Einflüsse dieser Jahreszeit desto besser einsaugen, und die flüchtigen Salze der Luft desto stärker annehmen, besonders, da diese Salze im Winter insgemein sehr überflüßig gegenwärtig seyn.

Unter allem Dünger, den man zun Hanffeldern gebrauchet, ist der Taubenmist, oder anderer kleiner Mist, der beste, welchen man vor dem letzten Umackern auseinander streuen muß: und dieses kann in verschiedenen Gegenden mit gutem Erfolge geschehen. Auf dem Lande, wo viel Feld ist, wird der Acker insgemein nach dem Herbste umgeackert. Auf diese Art ist die Erde viel weicher und zärter, als wenn das Umackern nur einmal geschieht. Schnee und Regen, der sich den Winter durch hineinzieht, und die gewöhnlichen Fröste dieser Jahreszeit verwandeln die Erde gleichsam in einen Kalkstein, und richten es dergestalt zu, daß man nur im Hornungmonat, durch ein hurtiges und leichtes Umackern, die Trennung vornehmen darf. Alle Theile und die kleinsten Stückchen sind alsdenn sehr gut getheilet, leicht und wirksam.

Die Verschiedenheit der Felder erfordert auch zuletzt eben so viel verschiedene Arten, solche zuzubereiten; und dieses können verständige Leute an jedem Orte thun, daß sie nämlich die besten Pratiquen an derje-

derjenigen Stelle setzen, welche sie zeithero nicht in der erforderlichen Ordnung ausgeübet haben.

Der Hanf ist eine von denjenigen Pflanzen, welche die Natur allen nützlich, gleich gemein und zu allen Ländern und Gegenden gleich geschickt, hervorgebracht hat. Es ist wahr, daß die sehr warmen Länder selbigem nicht zuträglich sind. Da aber diese Pflanze eine sehr kurze Zeit in der Erde bleibt, und wenn auch wenig Menschen in einer Gegend wohneten: so dächte ich doch, daß sie auch allda den Hanf anbauen könnten. Die regnichte Witterung würde sich wohl zum Säen schicken, und wenn sich eine Zeit ereignet, daß man das Erdreich bedecken kann: so würden die in diesem Lande überflüßig sich ereignende Thaue hinreichend seyn, den Hanf bis zur Reife zu erhalten. Er wird zwar nicht so hoch wachsen, als in den temperirten oder kältern Gegenden, aber er wird vielleicht von besserem Nutzen seyn.

Ich werde beweisen, daß in den temperirten Himmelsgegenden, z. E. Frankreich, der in mittägigen Provinzen angebauete Hanf von einer bessern Eigenschaft sey, als der in den mitternächtlichen Provinzen wächst, wo das Erdreich grob und viel kälter ist.

In dem nordischen America und Europa wächst der Hanf sehr gut, und diese Erndte hat England, Holland und Frankreich selbst zum Schaden und zur Schande unserer Anbauer abgeschafft. Könnte man nicht ein Mittel finden, selbige anzufrischen, und deren Zahl zu vermehren? Welches Land kann es wohl besser thun, als Frankreich, und Nutzen dar-

von

von ziehen? Alle diese Provinzen erzeugen guten Hanf, und da wir ihn nicht brauchten, von Fremden zu nehmen, so könnten wir uns in solche Verfassung setzen, daß wir ihnen könnten welchen ablassen. Guyenne, Languedoc, die Provence, Dauphinee, Auvergne, Bourgogne und Berry haben guten Hanf, und sie dürfen nur dessen Cultur und Zubereitungen verbessern.

Das erste und wichtigste ihrer Arbeiten muß vor dem Winter geschehen. Einige verrichten dieses mit dem Pfluge, andere mit dem Grabeisen. Dieß letztere ist ohnfehlbar das beste, denn das Grabeisen dringt tiefer ein, und machet auch die Erde klärer. Zu Anfange des Frühlings * bearbeitet man die Erde wiederum aufs neue zum Saamen, so, daß kein einziger Erdenkloß übrig bleibt, und daß das ganze Hanfland milde wird, und einem Gartenbeete vollkommen ähnlich sehe. Um guten Saamen zu haben, muß man Hanfsaamen von der letzten Erndte auflesen, wo die Körner glatt und dicke seyn. Der Saame von 2 Jahren würde nicht so gut seyn, der von 3 und mehr Jahren noch weniger, ja öfters würde er ganz und gar nicht aufgehen. Man muß weder zu dicke, noch zu dünne säen **. Sowohl das eine als das andere haben unauflösliche Hindernisse; In-

* Deinde utilissima funibus cannabis seritur a favonio. *Plin.* L. 19. c 9.

** Allgemeine Regeln kann man nicht geben, dieß kömmt auf die Eigenschaft der Erde und des Hanfsaamens an. So viel ist gewiß, daß man ihn dicker als den Roggen säet.

Inzwischen hat man noch mehr Schaden, wenn man zu dichte säet. Denn außer dem Verluste des Saamens, den man hätte ersparen können, so findet das Hanfkorn, welches viel Säfte zum Auskeimen und Aufgehen, weggenommen, nicht hinlängliche Feuchtigkeit zur Reife zu gelangen; alsdenn erstickt eine große Anzahl Wurzeln, die später aufgegangen sind *, oder wenn er sich ja erhält, so wächst er aus Mangel der Nahrung nicht fort, und der hervorgekommene Hanf hat weder die Länge, noch die Gewalt, die er erlangt hätte, wenn er dünner gesäet worden wäre.

Die erste Aussaat geschieht vor dem Monat April ** nicht, und die spätere geschieht noch vor dem Ende des Juniusmonates. Die Verschiedenheit der Felder in einer Provinz, desgleichen die Unbeständigkeit der Witterungen, verursachen diesen Unterschied. Diese Zwischenzeit ist um so vielmehr nöhig, weil man auf diese Art die Hanffelder mit leichter Mühe zwey oder dreymal besäen kann, aufserdem sonsten, wegen verschiedener Vorfälle, die erste Aussaat hätte verloren gehen können. Die erste Aussaat kömmt indessen insgemein am besten fort, wenn nicht die Hitze, oder Nachtfröste zu der Zeit einfallen, wenn der Hanf zu wachsen oder auszukeimen anfängt. Einige Tage vor und nach dem Auskeimen, sind insgemein die allerbedenklichsten: vergeht aber einige Zeit: so erlanget das Hanfkorn mehr Stärke, der üblen Witterung, so öfters nachkömmt,

* Quo denſior eo tenuior. *Plin.* l. c.

** Hoc tempore cannabum ſeris. *Palladius*, L. 3. c. 6.

kömmt, zu widerstehen. Ein gelinder Regen vor und nach der Aussaat ist dem Hanfe sehr zuträglich.

Ist der Hanf gesäet: so muß man ihn einscharren; dieses kann nun geschehen mit der Egge, wenn das Feld gepflüget worden; oder mit dem Harken, wenn die Erde mit dem Grabescheide bearbeitet worden; der Saame mag aber bedeckt seyn, wie er will: so muß man doch das Hanfland niemalen aus dem Gesichte lassen, bis daß die Hanfkörner völlig aufgegangen seyn. Die Vögel, und besonders die Tauben, sind Feinde, die man beständig abhalten muß. Ob gleich die Tauben nicht kratzen, und auch dem nur gesäeten Getreide, wenn es wohl eingeegget worden, keinen Schaden thun: so muß man doch bey dem Hanfe hierauf Acht haben, weil der Hanf gänzlich außer der Erde liegt, wenn er auskeimet; dahingegen die andern Körner in der Erde verborgen bleiben. Die Tauben entdecken dahero von weitem die Hanfkörner, da sie bloß liegen, sie reißen solche heraus, und alles verdirbt.

Und dieß ist beynahe diejenige Bemühung allein, welche die Hanffelder nöthig haben von der Saamenzeit an, bis zur Erndte. Diejenigen Felder, die längst den Flüssen, oder Bächen, ihre Lage haben, oder die mit einem Graben umfaßt sind, können begossen werden, wenn die Dürre groß ist. Erlaubet es die Lage der Länder: so kann man solche durch das Ueberschwemmen naß machen: diese Bemühung und Aufsicht des Anbauers ist oft sehr vortheilhaft, und wird reichlich vergolten. Ist der Hanf zu dünne gesäet, oder das Unkraut nimmt

über-

überhand und verhindert den Hanf im Wachsthume: so muß man solches mit Fleiß ausjäten. Gegen das Ende des Juliusmonates fangen die Stengel, welche man uneigentlich weibliche nennet, an, an der Spitze gelb, und gegen die Wurzel zu weiß zu werden; die Blüthe fällt ab, die Blätter verwelken, und dieses ist das gewisseste Merkmaal von der Reife. Hernach * reißt man einen nach dem andern aus, sammlet selbige in Haufen, und legt sie an das Ende des Feldes; hierbey muß man so viel als möglich, die Stengel, die von einer Länge sind, zusammen legen, und zwar nach den Wurzeln: besonders aber muß man der Stengel schonen, welche Körner tragen sollen. Dieses Ausraufen, wenn es mit Vorsicht geschieht, giebt der Pflanze, welche in der Erde zurücke bleibt, neue Kräfte: diese Art von Jäten befreyet nicht allein das Hanfland von vielen Wurzeln, die einander schadeten und erstickten, sondern es ist auch vor die noch rückständigen eine nützliche Arbeit, indem die Erde, so die Wurzeln umgiebt, bewegt und aufgelockert wird.

Wenn der Hanf in Bündel zusammen gebunden: so legt man sie an einigen Orten in die Sonne, ehe der Hanf geröstet wird, damit die Blätter trocknen **, und wenn sie wohl trocken seyn: so machet man

* Es wäre schädlich, wenn man sie länger im dem Erdreiche ließe; denn außerdem, daß sie andern schaden, so werden sie auch unbrauchbar und verderben, weil sie bey solchem Austrocknen Kraft und Eigenschaften verlieren.

** Rösten, Rouir. Einige leiten dieses Wort von rosber, weil man an einigen Orten den Hanf in Thau leget,

man solche ab, indem man die Bündel wider eine Mauer, einen Baum, oder die Erde anschlägt. Diese Methode aber scheint mir nicht die beste. Denn da dieses die Mühe und Arbeit vermehret: so wird der Hanf auch vielen Unglücksfällen ausgesetzet, wenn die Witterung regnicht ist. Wenn der Hanf naß wird, ehe er austrocknet, so wird er fleckicht und schwarz. Dieses könnte man vermeiden, wenn man einer Methode folgte, welche nach meiner Meynung den Vorzug zu verdienen scheint. Wenn der Hanf vollkommen reif ist; denn die Eigenschaft muß er nothwendig haben, so muß man ihn so gleich rösten, so bald er aus der Erde gezogen worden; dessen Harz ist alsdann noch gewissermaßen weich und folglich kann es desto eher und leichter abgespület werden *. Bey diesen Umständen brauchet man nur 4 Tage zum Rösten; dahingegen, wenn man den Hanf

legt, um ihn rösten zu lassen. Zu der Zeit, als schlecht Latein geredet wurde, sagte man rohiare, anstatt rouir und Roshorium neunte man den Ort, allwo der Hanf geröstet wurde. *Ducange.* Im Befehle des Kaisers Friedrichs, welcher den 35 Titel des dritten Buches der sicilianischen Constitutionen ausmachet, heißt diese Arbeit *cannabum maturare*, *macerare*, *diluere*, *aqua subigere.*

Andere behaupten, dieses Wort *rouir* käme von der röthlichen Farbe her, die der Hanf unter dieser Bearbeitung überkäme.

* Zu mehrerer Verbesserung wäre es nöthig, die zwey äußersten Enden des Hanfes abzuschneiden, besonders aber die Wurzeln, die zu nichts weiter dienen, als den Ueberrest der Hanffäden zu verderben.

Hanf zuvor trocknen läßt, so giebt sich das Harz schwerlich los, und man muß ihn, nachdem die Jahreszeit ist, 8, 10, auch mehr Tage im Wasser lassen. Die warmen Wasser befördern und die kalten verlängern das Rösten.

Alle Leute, die sich mit dem Hanfanbau beschäfftigen, wissen insgemein, wie man den Hanf in Wasser legt, wenn er rösten soll. Man bedeckt ihn mit ein wenig Stroh, damit sich der Koth nicht daran legt, und man gießt hernach das Wasser darüber, daß er 5 bis 6 Zoll bedeckt ist, man muß aber den Hanf mit Holze, großen Steinen, oder andern bequemen Lasten beschweren.

Als man das Physikalische der Röstung noch nicht untersuchet hatte *, so verfiel man in Irrthümer, deren Folgerungen nicht statt funden. Das Hanfrösten ist nichts anders, als eine proportionirte Auflösung einer gewissen Menge desjenigen Harzes, welche alle Fibern des Hanfes unter einander, und diejeni-

* Viele haben geglaubet, daß dieses Rösten eine anfangende Fäulniß der ganzen Pflanze wäre, welche seyn müßte, wenn der Hanf mit leichter Mühe getrennet werden sollte; dieses nun scheint uns nicht gegründet. Der Hanffaden würde sich eben so gut ablösen, wenn auch der Hanf nicht geröstet würde; allein der Faden oder die Rinde würde sich nicht so leicht ablösen, und zwar aus der Ursache, die ich davon angeführet habe. Der Hanf mag um einige Tage eher oder später aus dem Wasser genommen werden, so bemerket man in der That an den Hanffäden keinen Unterschied, aber in Betrachtung der Rinde ist dieses von einer wichtigen Folge.

jenigen, welche mit dem Hanfe zusammen gewachsen, verbindet; es ist nicht vergeblich, zu untersuchen, wo, wenn und wie diese Auflösung geschehe. Das hellste und reinste Wasser ist jederzeit das beste. Manche verfertigen an dem Ufer eines Flusses einen Graben, allwo das Wasser, da es insgemein mehr Ruhe und Wärme hat, viel leichter fermentirt, und die Hanfbündel, die man zum Rösten hinein legt, geschwinder durchdringt. Es ist hinlänglich, wenn man solche aus dem gemachten Graben nimmt, und im Fließwasser abspielt, damit sich das Harz und der angelegte Schlamm wegbegebe. Derjenige Hanf, welcher in den Flüssen selbst geröstet wird, ist jederzeit der weißeste und beste. Derjenige Hanf, welchen man in die Graben, Teiche und Pfützen legen muß, wo das Wasser stille steht und unsauber ist, ist jederzeit vom schlechtern Ansehen, unangenehmen Geruchs, voller Koth, und geht ihm beym Arbeiten vieles ab.

Dieses Unternehmen mag nun geschehen auf was Art es will, so weiß man, daß der Hanf hinlänglich geröstet ist, wenn sich die Rinde von dem Strohe oder Hanfstengel leichte ablösen läßt; man untersuchet dieses, wenn man alltäglich einige Stengel zum Versuche auszieht. Nachtheilig wäre es, wenn man den Hanf allzu lange rösten ließe; die Fibern der Rinde würden, vermittelst einer allzu verstärkten Auflösung des Harzes, allzu sehr von einander getrennet, und hätten alsdenn nicht hinlängliche Gewalt, derjenigen Kraft zu widerstehen, wenn der Hanf gebrechet wird; das mehreste würde sich mit dem Strohe vermischen.

Aus dieser Ursache ist es also nöthig, daß man den Hanf nicht länger im Wasser läßt, als es nöthig ist, um die Rinde von dem Hanfstengel genau und ohne Schaden abzusondern. Eben diese Sorge muß man vor denjenigen Hanf haben, welcher den Saamen trägt, und der insgemein 5 oder 6 Wochen nach der ersten Erndte in der Erde zurück bleibet, bevor er die vollkommene Reife erlangt. Es gehört vieles darzu, ehe dieses Verweilen der Pflanze nachtheilig seyn kann, wie sich doch einige eingebildet haben; die Rinde, wenn sie reif wird, erlangt alle Gewalt und allen Widerstand, der nach seiner Natur möglich ist, und besonders nützet er alsdenn zur Verfertigung der Seile, die niemals zu fest und dicke seyn können.

In der ersten Septemberaussaat *, oder vielmehr, wenn man sieht, daß der Saame dicke, reif und zum Ausfallen geneigt ist; so reißt man eben, wie das erstemal, den Hanf aus, und bindet ihn gleichfalls in Bündel zusammen. An einigen Orten, um die Reife des Hanfes zu befördern, und den Hanfsaamen desto leichter aus den Schalen zu bringen, machet man auf dem Felde in gewissen Entfernungen runde Löcher, einen Schuh tief und zehen oder zwölfe im Umfange. In diese Löcher leget man den Hanf, ein Bündel nach dem andern, und zwar so, daß die Körner unten und die Wurzel oben kömmt. Hierüber legt man Bündel Stroh, und wirft die

Erde

* Semen ejus cum est maturum ab aequinoctio autumni defringitur, et sole aut vento, aut fumo siccatur. . . *Plin.* L. 19. c. 9.

Erde oben darauf, welche man aus dem Graben genommen hatte, damit die Saamenbüschel wohl zusammengedrückt werden. Die Wärme der Erde und die Feuchtigkeit der Hanfblätter, erregen eine Art von Gährung, welches die Saamenhülsen erweicht, ohne daß dem Saamen dadurch Schaden geschähe. In diesem Zustande muß man aber den Hanf nicht lange lassen, denn sonst würde er anlaufen und der Saame würde nicht zur Aussaat dienen.

An andern Orten, ist man zufrieden, wenn man die Hanfsaamenköpfe trocknet, und die Körner auf einem Tuche oder Tenne, zur nächsten Aussaat ausdrischt: was bey dieser ersten Unternehmung nicht hat herausgebracht werden können, das wird vermittelst eines Instruments, das man Egrigeoir nennt, und beynahe eine Hächel mit Zähnen vorstellt, wodurch die Saamenhäupter gezogen werden, geendiget: Blätter und Saamen kommen untereinander; man schüttet dieses auf einen Haufen, damit es sich erwärmet; nach diesem setzet man es an die Sonne, und wenn alles trocken ist: so klopft man, damit sich der Hanfsaamen absondere, hierauf siebet und schwingt man das Unnütze davon, so ist es gut.

Dieser andere Saame ist nicht so gut, als der erste; er dient auch zu nichts als zum Oele und zur Nahrung des Federviehes. Nach unsern Grundsätzen, die wir vorhero davon angeführt haben, scheint es uns viel besser, wenn man alle Hanfsaamenköpfe so bald der Hanf ausgezogen wird, durch das Egrigeoir oder die Hächel zöge und davon soviel absonderte, als möglich wäre, nachdem den Saamen zusammenschüttete, und ein wenig erwärmen ließe. Nach diesem

könnte man bald darauf die Hanfbündel zum Rösten ins Wasser legen, wie wir dieses schon angezeigt haben: diese Arbeit könnte man bey guter Witterung vornehmen, und zwar so geschwind, als es Zeit und Umstände erlaubten; zuletzt weiß ein jeder, wie man den Hanf trocknet, wenn er geröstet worden, und wie viel daran gelegen ist, daß man solchen an einem trockenen Orte aufbehalte, bis man ihn zerquetschen oder brechen will.

Wir sind nicht willens, die Methode mit dem Brechen zu verwerfen, da dieses in vielen Provinzen geschicht, und wobey man alle nöthige Vorsicht braucht. Dieses Unternehmen ist oft dem Abschälen der Hanfstengel vorzuziehen; hiervon werde ich die Unbequemlichkeit und den Schaden mit wenigem anzeigen.

In denjenigen Provinzen, wo die Hanferndten sehr reichlich vorfallen, wird insgemein aller Hanf gebrecht. Dieserwegen muß er sehr trocken seyn und die Hanfstengel müssen währendem Brechen ganz zerquetscht und fast zermalmt abgehen. Die Hanffibern werden durch diese erste Bearbeitung von dem mehresten groben Harze befreyet, sie werden theilbar, zart und weich; und wenn dieses Unternehmen gut verrichtet wird, wie ich es habe vollbringen sehen *, so geschicht die Absonderung des Hanfsfaden vom Stengel ohne Schaden, und es wächst hieraus den Arbeitern großer Vortheil zu.

Um den Hanf vor dem Brechen recht trocken zu machen, bedienet man sich besonderer oder gemeiner

Oefen;

* In verschiedenen Cantons von Niederberry, Argis, Busancois, Azay, Martizai ꝛc.

Oefen; und diejenigen, die dieses unternehmen, wissen alle nöthige Vorsicht anzuwenden; andere lassen ihn längst einer Mauer, so vom Hause entfernt ist, oder in gewissen Höhlungen, die mit Fleiß darzu gemacht sind, und die Mittagslage haben, auch wo der Nordwind nicht darzu kommen kann, unter einem Felsen oder nur schlechtweg mit trocknen Steinen, oder mit Erde überworfen, nach Gelegenheit der Oerter, bedeckt, austrocknen oder ausdüften (hâler).

Dieser Ort, welchen die Landleute Hâloir nennen, ist insgemein 9 bis 10 Schuh tief, über 6 bis 7 hoch und 5 bis 6 Schuh breit: vier Schuhe ohngefähr über den Heerd und zwey vom Eingange; man legt 3 Stücken grün Holz ein oder zwey Zoll dicke queer über von einer Mauer zur andern, und macht es feste. Ueber diese Stangen legt man den Hanf, den man austrocknen will, ohngefehr 1½ Schuh übereinander; eine Person, die stets Achtung geben muß, unterhält stets ein kleines Feuer mit Hanfstengeln und nimmt wohl in Obacht, daß sich die Flamme nicht zu sehr erhebe, und den Hanf anzünde, besonders, wenn er schon eine Zeitlang in dieser Höhle gelegen hat. Den Hanf muß man von Zeit zu Zeit umwenden, damit er nach der Länge sowohl, als nach der Dicke, gleich trocken werde; ist er trocken, so schaffet man ihn zur Breche und trocknet wieder andern. Die Beschreibung von der Breche, will ich nicht beybringen, weil sie denjenigen, die sie nicht brauchen, eben so bekannt ist, als denen, die sich deren bedienen; und weil man sie im Nothfalle daher bringen lassen kann, wo sie im Gebrauche ist. Dieses Instrument, welches man aus zwey Stücken Holze verfertiget, ist

von sehr mittelmäßigem Preise; und wenn ein Handwerksmann eine zum Muster hat, so kann er eine ganze Provinz mit dergleichen versehen.

Wenn man nur den Hanf einmal hat brechen sehen, so weiß man alsbald die nöthigen Handgriffe. Der Mann oder die Frau, so brechet, denn an vielen Orten ist es der Frauenspersonen, nimmt die linke Hand voll Hanf und mit der andern ergreift sie das obere Theil der Breche: den Hanf legt man darzwischen und hebt es mit Gewalt auf und nieder zu verschiedenenmalen, man zerbricht die Hanfstengel unter der Rinde, die solche umgiebt: und auf diese Art werden die Hanfstengel zermalmet und gleichsam zu Pulver gestoßen und vom Hanffaden getrennet: das gröbste Harz fällt mit einem Schalle ab, und das feinste, fliegt als Staub davon. Wenn die Hand voll auf diese Art gebrecht ist, so legt man die andere Seite unter die Breche und höret nicht eher auf, als bis alles vollkommen gebrecht ist. Hernach breitet man ihn auf einen Tisch oder auf die Erde und wenn man ohngefähr 2 Pf. gebrecht hat, so macht man ein Bündel, legt es doppelt zusammen, indem man solches etwas wenig dreht, und dieses nennt man eine Hanfkaude, oder unreinen Hanf. Auf diese Art ist das Oberste vom Hanfe eben so gut getheilet, als das Unterste, und der Handwerksmann, der solchen verbraucht, hat keinen so großen Abgang mehr. Alle Stengel die man in der Mitte zusammen hält, behalten, so viel möglich, ihre natürliche Länge, und diese erste Zubereitung ist jederzeit viel besser, zu den andern Operationen, nämlich zum Kämmen, als der abgeschälte Hanf. Eine Frau kann alltäglich

20 bis 30 Pf. Hanf brechen, und dieß ist ein großer Vortheil für diejenigen, die ihn anbauen.

Diejenigen, die hinlängliche Geduld, oder müssige Zeit haben, den Hanf zu schälen *, müssen einen Hanfstengel nach dem andern nehmen, den Hanffaden zwischen die Finger fassen und abziehen: diese Art ist so simpel und leicht, daß Kinder so wohl, als Erwachsene, solches verrichten können. Alte und Schwache können sich gleichfalls damit beschäfftigen: insgemein wendet man die müßigen Stunden an, wenn man welche hat **. Diese Beschäfftigung könnten besonders diejenigen über sich nehmen, die das Vieh hüten; allein, starke und arbeitsame Leute, denen es niemalen an nützlicherer und einträglicherer Arbeit fehlt, können sich hiermit nicht beschäfftigen.

Außer dem Zeitverluste und den Kosten, welche diejenigen geben müssen, so den Hanf abschälen lassen, so entstehen auch hieraus noch mehrere Unbequemlichkeiten vor den Käufer und Handwerker. Der abgeschälte Hanf behält insgemein noch viel von den Wurzeln an sich, deren Gewicht dem Verkäufer zum Vortheile, dem Käufer aber zum Nachtheile gereicht; das Harz und Salz, welches sich in den salzigten und faulen Wassern bey dem Rösten angelegt hat, bleibt feste daran hangen, und giebt bey fernerem Bearbeiten einen erstickenden Staub von sich, der dem Hand-

* Meiner Meynung nach, sollte man nur den dicksten Hanf abschälen, indem dieser schwer zu brechen wäre.

** Ipsa cannabis vellitur post vindemiam, ac lucubrationibus decorticata purgatur. *Plin.* L. 19. c. 9.

werksmanne so wohl an der Gesundheit als seinem Geldbeutel Schaden bringt.

Zu dem behält der Hanf, wenn er geschälet wird, seine völlige Länge nicht: man muß den Hanffaden, um die Rinde abzulösen, etlichemal zerreißen; die langen Fäden sind mit den kurzen vermengt, und diese Ungleichheit ist nicht wenig nachtheilig: die halb zerbrochenen und zerrissenen Stengel, die man in der Hand hält, dienen zu nichts als zum Werge. Sowohl die eine als die andere Ausübung kann endlich besondern Nutzen, Schaden und Bequemlichkeit haben; nur verständige und in dem Hauswesen erfahrne Leute können nach der Zeit, den Oertern und Umständen, wählen, welche ihnen die beste zu seyn scheint.

Nachdem wir den Hanf als eine Frucht der Erde, oder als ein Product vom Schweiße und Arbeit des Anbauers, betrachtet haben, so ist noch übrig, daß wir die Eigenschaften abhandeln, welche einen beträchtlichen Gegenstand der Handlung, den verschiedenen Nutzen zu den Künsten, und die fast unendliche Verschiedenheit des Aufwands bey verschiedenen Manufacturen, ausmachen. Die Vorurtheile, welche wir von unsern Vorfahren entlehnet haben, desgleichen die alte Methode solchen zu bearbeiten, haben uns zu vielen Irrthümern Gelegenheit gegeben. Der beste Hanf wurde öfters verachtet, und der schlechtere insgemein ohne Grund vorgezogen. Die Eigenschaften, hart, dick, elastisch, wurden dem Hanfe mit Unrecht zugeeignet, und unsere Unwissenheit von besseren Eigenschaften, war die einzige Ursache von diesem Irrthume.

Die Verschiedenheit der Felder, Jahreszeiten und Himmelsgegenden, bringt bey dieser Pflanze sowohl, als bey andern Producten der Erde, Veränderungen zuwege. Hanf in dichter, grauer, trockner, leichter und sandigter Erde erbauet, ist insgemein der beste; der, so in warmen und temperirten Himmelsgegenden wächst, ist allezeit dem aus kalten Ländern vorzuziehen. Der Hanf von Bretagne * z. E. ist besser als der von Riga; und der von Guyenne ist besser, als der von Bretagne ꝛc. Der allerreiffste Hanf ist ohnstreitig von besserm Nutzen als der, den man so zeitig ausrauft, wenn die Rinde noch grün, zart und saftig ist, leichte reißt, nicht genung Festigkeit erlangt, und bey dem Arbeiten viel Werg abgiebt. Es ist also sehr nöthig, daß diejenigen, die mit Hanfe handeln, und solchen verbrauchen, genau wissen, woher der Hanf sey? Man muß nicht allein die Farbe bey diesem Handel betrachten; denn diese ist vielmals nichts anders, als eine Wirkung der salzigten und faulen Wässer, in welchen man den Hanf hat rösten lassen; die natürliche Farbe ist weiß, wie es die Erfahrungen beweisen, und die einzige Eigenschaft, die man suchen soll, ist die Festigkeit. Man untersuchet dieses, wenn man einige Fäden mit der Hand zerreißt, wenn man weder die Freyheit noch Muße hat, ein ganzes Stücke zu untersuchen, ehe der Kauf gemacht wird. Eine andere wichtige Aufmerksamkeit, besteht darinne, daß man wohl Achtung gebe, ob er dumpfigt oder naß sey; denn außer dem Verluste und

* Der Hanf, welcher im Bißthume Rennes wächst, ist vor die, so solchen verarbeiten, besser, als der schönste Hanf aus Norden.

und Abgange, den man bey dem Bearbeiten bemerken würde, so würde er sich erhitzen, und in den Magazinen, oder wo man ihn sonst verwahret, verderben.

Wenn man sich, so viel als möglich, von der guten Eigenschaft desjenigen Hanfes, den man kaufen will, versichert hat: so muß man auch untersuchen, ob die Ballen, oder Paquete nicht mit anderem schlechten Hanfe, Werge, oder andern unnützen Sachen verfälscht seyn.

Bey dem Hanfe muß man keine sonderliche Länge verlangen; es geschicht oft, daß der kurze eben so viel Festigkeit hat, als der lange, ja bisweilen noch mehr. Der faule Geruch ist bey dem Hanfe sehr zu tadeln, weil dieses ein gewisses Merkmaal abgiebt, daß er davon angegriffen worden, und dieß ist es, was man am meisten am Hanfe tadeln kann. Ueberhaupt ist also anzumerken, daß er weder angelaufen, noch feuchte seyn darf; je trockner der Hanf ist, desto leichter löset sich das Harz davon ab. Aus dieser Ursache zertheilet sich der alte Hanf, wenn er sonst von guter Beschaffenheit ist, viel leichter, als der neuerbaute; der Hanf mag dahero noch so hart und grob scheinen, so darf man solchen, ohne eine umständlichere Untersuchung, nicht verwerfen. Dergleichen Hanf kann nicht allein alle nur verlangte Festigkeit haben, sondern man kann ihm auch noch zu allen bestimmten Nutzungen die nöthige Weiche und Zartheit verschaffen.

Ohnerachtet die Handwerker zeithero zu Bereitung des Zwirns und der Leinewand denjenigen jederzeit vorgezogen haben, welcher die Blumen trägt, weil er von Natur viel zärter, schwächer und mit wenigerem

Harze

Harze versehen ist, als der den Saamen bringt: so ist es doch indessen gewiß, daß dieser letztere nicht weniger eben die Eigenschaften besitzt, wenn er wohl zubereitet worden; vornehmlich verdient er für die Seiler mit allem Rechte den Vorzug. Wahr ist es, daß die alte Methode, da sie den Hanf stießen und kämmeten, nicht hinlänglich war, diejenigen Veränderungen und Wirkungen darzustellen, die unsere Zubereitung an die Hand giebt. Als man den Folgerungen der ersten Röstung nicht hinlänglich genung nachgedacht hatte, so glaubte man nicht, daß es möglich wäre, das Rösten das anderemal zu unternehmen, und wenn der Hanf einmal naß geworden war, so schien er von keinem ferneren Nutzen zu seyn.

Die Alten, denen wir bisher nachgemacht und in allem gemeinen Bearbeiten des Hanfs nachgeschrieben haben, suchten sich zur Verfertigung ihrer feinsten Leinewand den stark gerösteten und zarten Hanf aus; den langen, und weniger gerösteten, brauchten sie zu groben Stricken und andern Werken von dieser Art *. Sie hielten dafür, daß die breiten Bänder, welche

* Außer der Anwendung des Hanfs, welche sonsten zur Leinewand, Zwirn und Seilen bestund, verfertigte man auch noch viele andere Sachen, die gut zum Verkaufe waren, aus selbigem, als: Schnuren, Netze vor die Fischer und Jäger . . . optima alabandica plagarum praecipue usibus. *Plin.* L. 19. c. 9. Hutschnuren, Leibgürtel, Strickleitern, Strickbrücken, Strümpfe, Kleider, Pickelhauben, Schilder, Waffenröcke, Krüge, Körbe und Bedeckungen zum Gefäße ꝛc. wie man dieses aus dem Aulus Gellius, Columella, Cato, Hesychius, Plinius, Titus Livius, Xenophon, Cinag

welche die Rinde ausmachten, eine Art von Gewebe wären, deren länglichte Fibern durch kleine queer über laufende unter einander vereinigt würden; diese leztern nun müsse man zerreißen, wenn man die erstern trennen wollte. Zu dieser Theilung könnte man nun nicht anders gelangen, als wenn man den Hanf stieße, riebe und dünner machte. Die vorausgesetzten überzwerchliegenden Fibern, gäben diesem Bearbeiten leichte nach, weil sie schwächer wären, und also behielten die länglichten Fibern alleine ihre Festigkeit und Länge. Nachdem man nun den Hanf nach dem Ortgebrauche zusammengebunden, geschüttelt und abgeschnitten hatte, so that man ihn dieserhalben in große hölzerne Mörsel, damit solcher mit hölzernen Mörselkeulen, welche unten mit Eisen beschlagen waren, und deren Figur und Ansehen, desglei-

Cineg, Pollux, Catallus, Actius, Paulus Aeginetta ꝛc. ersehen kann. Seit der Zeit haben wir dessen Anwendung zum Papier und Kartenmachen sehr vermehret: man hat Ursache zu glauben, daß der große Widerstand der Küriße, Brustschilder und Sturmhauben, welche man aus dem Hanfe, der mit Eßig zubereitet wurde, verfertigte, von der Eigenschaft dieser Pflanze herrührete, da wir die nämlichen Wirkungen an dem Papiere spüren. Sagt man nicht, daß die Kugel oder der Degen durch viele zusammengelegte Bogen Papier nicht durchdringen könnte. . . . Aus vielen Schriftstellern erhellet auch, daß man öfters rohen Hanf und Lein, nicht allein zu Verfertigung der Seile, wie Plinius uns hiervon Nachricht giebt: Funes ex crudo sparto, sondern selbst auch zur Leinewand, Linteum crudarium, id est ex crudo Lino, l. canabo factum.

desgleichen die Gebrauchungsart, allen bekannt seyn wird, gestoßen werden möchte.

An einigen Orten, anstatt den Hanf zu stoßen, stecket man ihn in einer Mühle unter den Mühlstein, eben so, als wie man das Nuß oder Hanföl macht. Dieses Unternehmen, welches man insgemein den Hanf mahlen benennt, besteht darinne, daß der Hanf von allen Seiten gedruckt und die Fibern zur Theilung gezwungen werden, weil ein großer Theil von demjenigen Harze abgeht, welches solche zusammen hielt. Man wendet den Hanf zu etlichenmalen hin und her, damit er die verschiedenen Drucke von der Keule oder dem Steine, während dieser ersten Zubereitung, überkomme: dieses ist aber noch nicht hinlänglich, den Hanf so zuzurichten, daß man daraus Seile, auch nicht einmal die dickſten, verfertigen könnte.

Man weiß, wie schwer und sauer diese erste Arbeit den armen Handwerksleuten wird, welche davon leben, und wie nachtheilig ihnen der Staub, den sie einschlucken, in Ansehung ihrer Gesundheit und selbst ihres Lebens, ist. Aller dieser Mühe und Beschwerden ungeachtet, so erfodert der Hanf noch ein anderes Unternehmen, welches man kämmen (hächeln) nennt, und dieses ist ihnen nicht wenig entgegen. Die Kämme (Hächeln) deren man sich bedient, sind an Größe, Figur und Dicke, nach der Verschiedenheit der Oerter und der Sachen, die man daraus verfertigen will, unterschieden; die Art aber zu arbeiten und der Endzweck, den man sich vorsetzet, ist überall einerley.

Bey

Bey der Beschreibung dieser Kämme * will ich mich deswegen nicht aufhalten, weil sie jedermann bekannt und überall anzutreffen sind; in dem 30 Abschnitte der Encyclopädie p. 154. unter dem Artikel Hanf, kann man sie nach ihren Verhältnissen sehr genau sehen. Ich kann nicht läugnen, daß ich alles aus diesem Buche entlehnt habe, was sich zu dieser Materie schickt; weil nun diese kleine Abhandlung einen mehrern Abgang haben kann, als diese große Sammlung: so mache ich mir eben so viel Ehre als Vergnügen, dasjenige Gute, was ich aus besagtem Buche genommen, mit Ruhme auszubreiten, ohngeachtet ich nicht überall mit besagten Schriftstellern, über gewisse Grundsätze einig bin.

Die Arbeit eines Hanfhächlers, besteht darinne, daß er die Hanffibern, welche die Mühle, oder die Mörselkeule, nicht anders, als in gewissen Entfernungen, hat zertheilen können, nach der völligen Länge von einander trennt. Die Zähne der Hächel verwandeln ein Theil Harz in Staub: denn wenn die Hanfstengel hin und her gezogen werden, so fangen sie an, sich zu trennen. Je mehr diese Arbeit mit den groben, feinen und noch feinern Hächeln wiederholet wird, je weicher, weißer und zärter wird der Hanf, man mag ihn nun zu Seilen, oder zur Leinewand verbrauchen.

Auf

* Die Kämme, deren sich die Alten bedienten, hatten krummgebogene Zähne, wie die Angeln, anstatt daß die unsrigen mit geraden und perpendiculär gerichteten Zähnen versehen sind. . . . Et ipsa tamen pectitur ferreis hamis, donec omnis membrana decorticetur. . . *Plin.* L. 19. c. 1.

Auf diese Art bereiteten ihn unsre Vorfahren *: und eben so macht man es noch heut zu Tage, und es wird auch in Zukunft also seyn. Wenn der Hanf auf diese Weise zu Seilen zubereitet wird, so behält er noch die Dauer und ein Harz, welches solchen starr, grob und zu Handarbeiten nicht bequem macht. Selbst derjenige Hanf, den man zur Verfertigung der Leinewand bestimmt, giebt einen unansehnlichen rauhen und harzigten Faden, den man nicht gebrauchen kann, wenn er nicht verschiedene mal in Lauge kömmt. Die Leinewand, welche man daraus verfertiget, ist schwer zu bleichen, und es gehört viele Monath Mühe und Arbeit dazu, ehe man dieses zu Stande bringt.

Wir wollen uns bey den Unbequemlichkeiten dieser alten Verfahrungsart nicht länger aufhalten; die vielmal wiederholten Versuche, seit unsrer neuern Entdeckung und das Nachsinnen, so sie nach sich gezogen, haben viele ansehnliche und verständige Leute von ihren alten Vorurtheilen abgelenket; es waren die-

* Nostro more cannabis, aut linum vulsum siccatur, in aquam mergitur et maceratur; deinde tunditur, mox pectitur, postea netur, ultimo texitur, textumque adhuc flavum est, donec frequentibus lotionibus et aspersionibus aquae candorem sibi concilicet. Ars est quippe, qua candor illi quaeritur, sed detexto tantum et jam Linteo; crudariam telam vulgo dicimus, quae postquam detexta est lotionem lixivam non est experta, similiter et crudarium filum, quod a netu lixivio lavacro maceratum non fuit . . . *Salmas.* Exercit. Plin. p. 765.

dieses solche Leute, bey welchen die allgemeinen Irrthümer keinen Eindruck fassen. Durch die wahren Beurtheilungen, wozu ihnen die besondern Versuche, die sie unternommen haben, Gelegenheit gegeben, überzeugt, haben sie solche bekannt gemacht, unterstützet, und meine Methode wider die Halsstarrigkeit der gemeinen Leute vertheidiget; denn diese sind vor sich nicht im Stande alle Folgerungen davon einzusehen. Sie haben gezeigt, daß es die Hanffibern eben so sehr nöthig hätten, gewaschen und von ihrem Harze gereinigt zu werden, wenn man schönen Zwirn und Leinewand haben wollte; so sehr es die feinste Wolle nöthig hat, gesaubert und vom Fette gereinigt zu werden, wenn sie fein gesponnen, und zu Bereitung schöner Etoffe dienlich seyn soll. Dieses nun, hat man zeithero nicht gewußt, und dieses ist auch noch der vornehmste Gegenstand, der diesem Werkgen fehlet.

Nachdem man lange Zeit auf verschiedene Hülfsmittel gedacht hatte, wodurch die Handwerker einige Erleichterung bekommen könnten; und da man wohl eingesehen, daß man sich die wunderbaren Eigenschaften, bey dem Hanfe, nicht zu Nutze zu machen gewußt: so haben wir beobachtet, daß das gewöhnliche Rösten nichts anders sey, als die Auflösung eines zähen natürlichen Harzes, welches die Pflanze einzig und allein zusammenhält; zu dieser ersten Zubereitung nun, wäre es hinreichend, den Hanf nach dem Verhältnisse vom Ueberflusse dieses Harzes und dessen Verbindung rösten zu lassen. Nachdem man ihn so zugerichtet hat, daß er gestoßen oder gebrochen werden kann, so scheint es sehr nützlich zu seyn,

daß

daß man den Hanf zum andernmal rösten lasse, damit diese Rinde, die noch hart und elastisch ist, weich und rein werde. Da ich nun verschiedene Versuche in Beyseyn Herrn Dodart Intendant zu Berri, unternommen, so habe ich endlich ein Mittel gefunden, dem Hanf ohne Abgang und Schaden, alle Eigenschaften zu verschaffen, die ihm zukommen, und wovon man den Nutzen noch nicht weiß. Dasjenige Wasser, welches schon die Eigenschaft gehabt hat, die Rinde von dem Stroh oder Hanfstengel abzusondern, nutzt auch noch die vereinigten Fibern ohne Mühe und Verlust von einander zu trennen, indem dieses noch das rückständige Harz völlig auflösen kann. In dieser Absicht bindet man ohngefähr ein Viertel Pfund Hanf zusammen; man bindet solchen in der Mitte zusammen, dreht ihn locker und befestigt solches Bündel mit starkem Bindfaden, damit er in dem Wasser, ohne sich zu verwirren, mit leichter Mühe hin und her bewegt werden kann. Nachdem man alle diese Bündel mit Wasser angefeuchtet hat, so muß man sie in ein hölzern oder irden Gefäß thun, und zwar eben so, als wenn man Zwirn in einem Laugenfasse einweichen wollte. Hierauf gießt man das Gefässe voll Wasser; hier läßt man den Hanf einige Tage weichen und anziehen, damit sich das Harz auflöse. Drey oder vier Tage sind zu diesem Unternehmen hinlänglich. Hat man Zeit; jedes Bündel Hanf zu pressen und öfters in dem Wasser hin und her zu schwenken, (man muß auch zum öftern das Aufgießen des Wassers erneuern), so wird die Auflösung viel geschwinder vor sich gehen,

und alsdenn werden nur 24. oder 30. Stunden hierzu erfordert werden.

Sieht man, daß der Hanf hinlänglich durchdrungen und von dem gröbsten Harze entledigt worden, so muß man Bündel vor Bündel herausnehmen, auswinden, am fließenden Wasser waschen, und so viel als möglich von dem kothigen und harzigten Wasser, das er in sich gesogen, zu reinigen suchen. Nachdem man dieses verrichtet hat, so muß man ihn auf einer Ebene klopfen, damit sich alle Theile, die noch ganz übrig geblieben, von einander zu sondern anfangen. Hierauf muß man jedes Bündel befeuchteten Hanf, auf einer starken und festen hölzernen Bank, ausbreiten, und den Bindfaden abmachen *. Man schlägt solchen nach der Länge mit einem Schlägel, den man zur Wäsche braucht, bis daß die dicken Stücken hinlänglich getrennt seyn. Hierbey muß man nun nicht jedes Bündel mit grosser Gewalt klopfen. Diejenigen Fibern, welche schon abgesondert und sehr schwach sind, behalten nicht hinlängliche Festigkeit dem Kamme zu widerstehen; dieses zu bemerken, muß Erfahrung, und Nothwendigkeit die Folgerungen an die Hand geben. Man hat hinlängliche Ursache, wenn man davor hält, daß der Hanf durch die Auflösung allein, die Theilung der Fibern zu Stande bringen kann, wenn man ihn lange Zeit im Wasser einweicht, und man könnte folglich des Klopfens überhoben seyn: allein, die

* Ich habe gezeiget, daß es viel bequemer sey, wenn man den Bindfaden wegläßt, nur muß man bey dem Auswinden des Hanfs Acht haben, daß er sich nicht verwirrt.

die verschiedenen Hanfe erfordern eine allzu genaue Aufsicht, wenn man so etwas unternehmen wollte. Die Arbeit gienge zwar leichter, es würde aber auch beym Hanfe viel verlohren gehen. Ja man hält dafür, daß sich alle Fibern gänzlich auflöseten und in Harz verwandelten, wenn man den Hanf allzu lange im Wasser ließe. Diese Beobachtung dient bey Seilen, bey der Leinewand und dem Papiere zu vielem Nachdenken, und ich hätte hiervon ohne zweifel viel sagen können.

Nach dieser leichten Arbeit, die aber inzwischen die mehreste ausmacht, muß man jedes Bündel im fließenden Wasser ausspülen: hierauf sieht man den Erfolg, den man sich davon zu versprechen hat. Alle geschlagene Hanffibern geben sich im Wasser aus einander, es wäscht eine die andre rein, und sie scheinen so zugerichtet, als wenn sie durch den Kamm gezogen worden wären. Je schneller, reiner und heller das Wasser ist, je reiner und weißer werden die Hanffibern. Wenn der Hanf weiß sieht und gänzlich gereinigt ist, so nimmt man ihn aus dem Wasser, man ringt ihn aus, und hängt ihn auf, damit er an der Sonne trocken werde. Zu dieser andern Röstung kann man auch die gemeine Aschenlauge anwenden *, es sey nun, daß man solche ausdrücklich hiezu verfertiget, oder daß man diejenige gebraucht, die man so oft zur Wäsche macht. Durch verschiedene Versuche, die wir unternommen, und durch die

* Der blättrigte und grüne Hanf, erlangt vermittelst der Länge die größte Vollkommenheit. Man braucht ihn fast gar nicht zu klopfen und er bleicht sich ohne Mühe und Schaden.

die Beobachtungen von verschiedenen Personen, die sich auf gleiche Art mit diesem Objecte beschäfftiget haben, haben wir wahrgenommen, daß das Hanfharz, welches man zuvor hätte wegbringen können, der Leinewand, mit welcher solches vermischt würde, nicht entgegen sey; man braucht nur eine Schicht rein Stroh ohngefehr 2 Zoll dick, auf den Boden des Laugenfasses zu legen, um das Wasser durch zu seigen und zu reinigen, so bleibt der Koth und das Harz zurück. Durch diese leichte Vorsicht ist das Salz in der Lauge frey, und kann in den Hanf oder die Leinewand, so das Wasser durchdringt, völlig wirken, und man bemerket keinen Fleck daran. Man begreift gar leicht, daß das warme Wasser und das Alkali der Asche die Auflösung viel geschwinder als das kalte Wasser werkstellig machen muß; es wird aber auch nöthig seyn, daß man den Hanf, der noch ganz ist, oder wenigstens zuletzt, in reinem Flußwasser wäscht, damit er von dem Laugenwasser und Harze völlig gereinigt werde. Außer diesen zwo Verfahrungsarten, die wir schon in verschiedenen Provinzen dieses Königsreichs angezeigt und versucht haben, habe ich doch noch gefunden, daß man die Zeit der nothwendigen Bearbeitungen zur Hanfbleiche noch um ein vieles verkürzen könnte. Die Einwendungen sowohl als verschiedene Fragen, welche unterschiedene Personen gegen unsern Aufsatz verfertigt haben, woraus sie ersehen wollen, daß die Ausübung sowohl schwer als unbequem wäre, haben mich veranlasset, ihnen zu hinterbringen, daß es nicht etwas leichtes sey, alle Kleinigkeiten im Bearbeiten zu Papiere zu bringen; zwar ist es etwas leichtes,

solches

solches zu lernen, wenn ich dieses in ihrer Gegenwart nur, ein einzigesmal selbst unternähme und den Versuch machte. In vielen Städten der Provinz Berri habe ich gewiesen, daß man sowohl im Winter als Sommer, nur 2 Stunden brauchte, den Hanf zu waschen und zu bleichen, besonders wenn man im Winter Röhrwasser haben kann, als welches insgemein warm ist *. Auf diese Art haben wir aufs höchste binnen 12. Stunden gebleichten zugerichteten und gesponnenen Hanf in aller möglichen Vollkommenheit dargestellet.

Weil die Wärme ausdrücklich nöthig ist, wenn das harzigte Wesen vom Hanfe weggespült werden soll, so ist es viel nützlicher, wenn man gute Witterung erwartet, weil es dem Arbeiter sehr wehe thut, wenn er die Hände stets in eiskaltes Wasser stecken soll, oder er kann vielleicht aus eben dieser Ursache einige Stücke verabsäumen, die zum guten Erfolge wesentlich nothwendig sind.

Wenn also einige in einer kurzen Zeit mit 2. oder 3. Pfund Hanf Versuche anstellen wollen, so müssen sie solche in verschiedene kleine Bündel, 6 Loth ungefähr schwer, theilen, und in eine hinlängliche Menge laulichtes Wasser tauchen. Hierauf läßt man dieses zusammen ohngefähr eine halbe Stunde weichen; nach diesem nimmt man Bündel vor Bündel, schwenkt solche herum und ringt sie aus, fast eben auf die Art, als es die Wäscherinnen mit der Leinewand machen, die

* Aus eben dieser Ursache ist das Flußwasser im Sommer besser, als das Röhrwasser, weil das letztere zu der Zeit kalt ist.

die sie beym Einseifen schonen wollen, damit sich der Hanf nicht verwirrt noch zerbricht.

Nach dieser ersten Arbeit wird das Wasser kothig, dick und vom Harze angefüllt; dieses muß man weggießen. Das andremal nimmt man wiederum warmes Wasser und verfährt mit dem Hanfe eben so als das erstemal; nach diesem zum drittenmale, bis daß der Hanf genugsam gereinigt scheint. Wenn nach diesem dreymaligen Waschen noch einige ganze Stücken übrig und ungetrennt bleiben, so muß man ein gelindes Klopfen vornehmen.

Ist diese Operation geendigt: so muß man den Hanf an den Fluß tragen, um solchen im Flußwasser zu waschen, damit alles noch übrige Harz heraus komme. Auf diese Art entwickeln sich die Hanffibern, eben so wie Seidenfäden, werden rein, fein und weiß, weil das Harz, welches das Grundwesen der Verbindung ausmacht, auch die Ursache von der Dicke und den verschiedenen Farben abgab, welche man am Hanfe wahrnimmt: endlich nimmt man den Hanf aus dem Wasser, damit er sich des eingezogenen Wassers entledige und trocken werde, wie wir schon vorhero angebracht haben. Wenn der Hanf gut ausgetrocknet ist, so dreht man ihn mit Vorsicht zusammen, damit sich nicht die Fäden verwickeln; und so giebt man ihn hin zum Auskämmen *.

Es

* Man sage ja nicht, daß die hier angeführten Bearbeitungen, allzuweitläuftig und beschwerlich wären. Man sage vielmehr, man habe sich noch nicht darzu gewöhnet, weil sie gleichsam neu seyn; denn wenn man solche aufmerksam mit denjenigen zusammenhält, welche der gemeine Mann aus Gewohn-

Es wird nicht nöthig seyn, daß man ihn so lange als zu vorhero kämmet. Dieses Unternehmen, wel-

wohnheit geduldig erträgt, z. E. wenn er selbst Brodt bäckt, so wird man sehen, daß man keine andre Ursache, als die Gewohnheit, beybringen kann. Man betrachte den Zeitverlust, den die Leute haben, wenn sie auf den Markt gehen, Korn einkaufen, hernach nach der Mühle zu etlichen malen fahren und warten, bis sie zum Mahlen kommen können, das Mehl wieder nach Hause fahren und endlich so lange zubringen, bis sie wirklich Brodt backen können, es sey nun dieses in der Stadt, oder auf dem Lande. Es ist gewiß, daß alles dieses eine beträchtliche Zeit erfordert, wodurch die Leute von vielen andern Geschäfften abgehalten und zum Verthun verleitet werden, als wodurch in ihrer Wirthschaft Unordnung entsteht. Wenn man dieses geschickten Leuten anvertraute und besondern Personen den Korneinkauf und das Brodtbacken überließe, so würde das Land alljährlich ein und vierzig Millionen sechsmal hundert sechs und sechzig tausend sechs hundert und funfzig Livres nach unserm Gelde ersparen, wenn das Brodt einzig und allein beym Becker gebacken würde. Bey diesem Verluste betrachtet man überdieß noch nicht den Aufwand des Holzes, welcher sehr beträchtlich ist, weil ein jeder seinen Ofen besonders heizen muß. Man berechnet ferner nicht den besondern Verlust, wenn das Brodtbacken übel geräth, in Vergleichung dessen, welches besser beschaffen, wohl ausgebacken und zum Genuß dienlich wäre, zumal zu einer solchen Zeit, da es dem Körper zur Gesundheit mehr nutzbar wäre. Ungeachtet des Unterscheids von dem Bearbeiten des Hanfs, welchen ich vortrage und das vortheilhafter ausfällt, so verwirft und vernachläßigt man doch solche Vorstel-

ches wegen der Kräfte, die es braucht, schwer, und wegen des schädlichen Staubes, den der Arbeiter einzog, so gefährlich war, wird nun um destoweniger beschwerlich. Man bedarf keiner Maschinen mehr, den Leuten die Arbeit und Mühe zu erleichtern. Die Arbeit mit dem Hanfe wird ins künftige in einem leichten Klopfen und in dem gemeinen Kämmen bestehen. Dieses wird um desto leichter seyn, weil die Materie zur Arbeit weich ist, und keinen schädlichen Staub von sich giebt; man wird bey nahe von dieser Operation keinen Abgang haben.

Das letztere Klopfen dienet bloß dazu, damit die Hanffibern zum andernmale getheilt würden, welche sich währendem Trocknen vereinigt hatten; dieses nun ist es, was den Hanf weiß, gelinde, weich, seidenartig, und geschickt macht, alle Zubereitungen des Kämmens anzunehmen. Zieht man diesen auf beschriebene Art gewaschenen Hanf durch feine Kämme, so wird er den schönsten Faden abgeben, der dem schönsten Flachse nahe kömmt, und das feinste Werg, so davon abgeht, wird nur ein Drittheil ausmachen.

Dieses Werg, welches zuvor schlecht geachtet und das Pfund insgemein vor 2. Sols und 6. Deniers an die Seiler verkauft wurde, wird durch diese neue Operation ein Gegenstand von dem größten Nutzen. Wenn man solches wie die Wolle krämpelt oder kämmet,

stellungen; diejenigen Operationen, die ich angeführet habe, sind schädlicher, und man folget ihnen doch, und ahmet sie fernerhin nach. So mächtig und widerstehend ist die Gewohnheit und das Vorurtheil bey dem gemeinen Manne und bey den Unwissenden.

met, so entsteht hieraus eine feine, weiche und weiße Materie, dessen Nutzen bis hieher unbekannt gewesen. Man kann es nicht allein so, wie es ist, zur Floretseide gebrauchen, als welche die gemeine sehr weit übertrifft, sondern man kann auch solches Werg spinnen und schönen Zwirn daraus verfertigen *. Man kann es auch mit Baumwolle, Seide, Wolle und Haaren vermengen und spinnen; diese verschiedenen Vermischungen würden wegen der großen Verschiedenheit den Künsten und vielen Manufacturen neue und wichtige Stücke verschaffen.

Solchen zubereiteten Hanf kann man eben wie Seide, Schafwolle, Baumwolle oder Haare, roth, blau, gelb ꝛc. oder wie man sonsten die daraus zu verfertigende Sachen zurichten will, färben **. Mit der nämlichen Leichtigkeit nimmt es die schattirten Farben beständig an, und man könnte hieraus, Etoffe,

* Es ist nicht zu zweifeln, daß nicht der Faden, den man aus diesem Werge spänne, zu Wachs und Inseltlichtern anstatt der Dochte dienen sollte ꝛc.

** Plinius berichtet uns, daß man zu seiner Zeit die Leinewand eben so schön als die Tücher zu färben gewußt hätte, und daß Alexander der Große, bey einem Angriffe wider die Indianer seine Seegeltücher und Schifffahnen hatte färben lassen, damit er sie belauren möchte. Die Seegeltücher von dem Schiffe auf welchem Cleopatra mit Marcus Antonius nach dem Capo Figo D'albanie flüchtete, waren mit Purpur gefärbt. Selbst diejenige Leinewand, deren sie sich zur Bedeckung der Straßen, öffentlichen Plätze und Schaubühnen bedienten, war roth, blau und mit andern kostbaren Farben gefärbt, nachdem die Pracht und der Reichthum derjenigen war, welche die Feste anstelleten.

Etoffe, Leinewand, Strümpfe, allerhand Arten von Kleidern, ja Tapezereyen, Stückerarbeit und andre Arten vom Anputze, verfertigen.

Der vornehmste Vortheil, den dieser zu diesen Nutzungen bestimmte Hanf, vor der Wolle, Floretseide und Baumwolle hat, besteht darinn, daß man ihn, ohne zu spinnen und zu kämmen, verbrauchen kann. Die Würmer fressen ihn nicht an, welche insgemein den wollnen Zeugen nachgehen, und das schöne Ansehen sowohl als die Dauer und der wohlfeile Preiß, würde vor allen andern einen grossen Vorzug, zuwege bringen. Die verschiedenen Versuche, die hierüber angestellt worden, lassen dem Erfolge keinen Zweifel übrig.

Die Vermischungen, so man damit macht, würden um so viel angenehmer seyn, weil sie wenigstens um die Hälfte die theuren und raren Stücken, so mit dem Werge vermischt sind, am Preiße vermindern. Zu dem so haben wir den Vortheil und die Zufriedenheit, daß wir dieses in einer solchen Pflanze antreffen, welche bey uns sehr stark wächst, und wir finden ein Mittel, wodurch wir viele Stücke entbehren können, die wir alltäglich mit großen Unkosten aus fremden und weit entlegenen Ländern bringen lassen müssen *.

Ich

* Bey diesem zubereiteten Hanfe, finden wir noch außer der Seide, den Haaren, der Schaf- und Baumwolle, etwas, was zeithero weder im Handel, noch in den Fabriken gewesen, und das doch allda sehr nutzbar werden kann. Wenn man z. E. gleiche Theile Wolle damit vermischt, so wirket man hieraus Haubenzeug und Arten von Tüchern, die

Ich habe schon in verschiedene Städte dieses Kö-
nigreichs einige Muster von diesen Vermischungen auf
Absor-

die nichts von denjenigen unterschieden sind, die man aus der Wolle allein, und wenn es auch die beste wäre, verfertiget. Vermischt man dieses Werg mit Baumwolle, so wird aus solcher Vermischung Leinewand, Etoffe, und besondre Arten von Kleidungen, welche wegen ihres Glanzes, ihrer Weiche, Feinheit und andrer Eigenschaften vor allen denen den Vorzug haben, die man sich nur zu wünschen fähig ist.

Die Hutmacher können solches ohne zweifel auch nutzen, weil es sehr leicht ist, einen Filz daraus zu machen, wenn man dieses Werg mit der hiezu dienlichen Wolle vermengt. Man kann auch hieraus Westen vor die Jäger und Soldaten verfertigen; desgleichen Beinkleider, Jägertaschen, Teppiche zu Spiel- und Schreibetischen, und viele andre Sachen, die man insgemein aus Leder verfertiget und theuer zu stehen kommen.

Mit einem Worte, durch die verschiedenen Zusammensetzungen, die man mit dem Werge unternimmt, entstehen die Eigenschaften derjenigen Materien, mit welchen sie sich verbinden können, und der Preiß wird um so viel geringer, je theurer, seltner und ausgesuchter das Beygemischte gewesen.

Hierüber nun werde ich mich in keine weitläuftigere Untersuchung einlassen; diese Beobachtungen sind die meinigen, und allzueingeschränkt und unvollkommen; dasjenige aber, was ich hier vortrage, kann gar leicht von denjenigen angenommen und ausgeführet werden, welche Einsicht haben, und die Vornehmsten in den Fabriken und bey der Handlung seyn. Alles, was wir können als gewiß behaupten, ist, daß wenn dieses fünfte Product (der zubereitete Hanf) in den Manufacturen

und

Abfordern abgeschickt, deren Ansehen nicht weniger Verwunderung als Beyfall bey den verständigsten Leuten erworben hat.

Man hat fast noch nicht alle Zusammensetzungen, die den Nutzen des Hanfs unter verschiedenen Anwendungen vermehren können, erschöpfet. Die Leinewand, welche aus diesem so zubereiteten Hanfe verfertigt worden, braucht nicht so lange auf der Bleiche zu liegen * und der Faden hat nicht so viele Laugen, als sonst, nöthig **. Die Seegeltücher wer-

und der Handlung eingeführet wird, so könnte man es gleichsam als etwas neu erschaffenes ansehen; es besteht aber dieses nicht etwan darinn, daß man eine fünfe zu den Vieren, die schon lange bekannt gewesen, hinzu füget; sondern, mathematisch zu reden, man erhöhet dadurch eine jede von diesen mehr als über die fünfte Potenz.

* Aus dem Plinius sehen wir, daß man sich sonst zur Leinewandbleiche, einer gewissen Art Mohn bediente - - - est et inter papavera, genus quoddam, quo candorem lintea praecipue trahunt - - - *Plin.* L. 19. c. 1.

Die Indianischen Castanien - - - wenn wir nicht die Kenntniß von derjenigen Art Mohn besitzen, welche, wie Plinius versichert, sonsten zur Bleiche der Leinewand gedient, werden uns diesen Verlust ersetzen, wenn man sich deren hierzu bedient. Die Zubereitung hievon ist nicht kostbar, auch nicht schwer. Da diese Frucht überall zu bekommen ist, so wird man überall Versuche damit machen können. Das Verfahren werde ich am Ende dieses Werks beyfügen.

** At veteres cannabem aut linum iterum in filo polibant, et silici crebro illidebant cum aqua, textumque rursus clavis tundebant *Salmas.* - - - exercit. Plin. p. 765.

werden nicht so starr und schwer seyn, die Seide viel weicher und fester, und die Waaren werden stärker abgehen.

Diese ersten Entdeckungen haben uns auf die Gedanken gebracht, daß die Abgänge vom Hanfe und wenn sie auch noch so grob wären, und das Ausgekehrte aus denjenigen Werkstädten, wo er bearbeitet wird, noch eine kostbare Sache in sich halte; und dieses wirft man insgemein ins Feuer oder auf den Mist, weil man den Nutzen davon nicht wußte. Inzwischen darf dieses nur gebrecht, gesaubert und im Wasser gereinigt werden, da es denn in den Papiermühlen vortrefflich genutzt werden kann *. Der Versuch, der damit unternommen worden, zeiget mehr als zu wohl, daß dieses sehr großen Nutzen bringen kann.

Nach der Entdeckung, die wir von dem Wesen und den Eigenschaften des Hanfs dargelegt haben, zweifelt man nicht, daß sich nicht die Einwohner auf dem Lande alle Vortheile, die sie sich durch die Ausübung dieser neuen Methode verschaffen können, zu Nutze zu machen suchen sollten. Wenn sie sich auf den Anbau des Hanfs legen und die Zubereitungen verbessern, was vor Erleichterung werden sie nicht in diesen einträglichen und leichten Beschäfftigungen ** finden? Man müßte auch nur die gemeinsten Eigenschaften

* Nahe bey Toulon ist eine Papiermühle, allwo seit langer Zeit die Enden von Stricken verarbeitet worden sind.

** Quaesivit lanam et linum et operata est consilio manuum suarum - - - - Bey den Hebräern Griechen, Römern und fast bey allen andern Völkern, machten

schaften nicht in Erwägung ziehen, wenn man nicht einsehen wollte, daß dieses eine Sache von der äußer-

sten

machten sonst nur Frauenspersonen Leinewand und Etoffe. Selbst die Königinnen und Prinzeßinnen, schämten sich dessen nicht, da man dieses heute zu Tage den schlechtesten Künstlern überläßt. Wir lesen, daß Bathseba, des König Davids Gemahlinn, nebst ihrem Hausgesinde Leinewand und Etoffe zur Kleidung vor das königliche Haus verfertigte, oder unter ihrer Aufsicht verfertigen ließ. Die Königinn Penelope, Ulysses Frau, wirkte selbst sehr feine Leinewand. Die Göttinn Calypso wird uns in eben dieser Beschäfftigung beschrieben. Omphale, die Königinn von Lydien, beschäfftigte sich selbige nicht auch mit spinnen; und damit ihr der berühmte Herkules als der wollüstigste Mensch, angenehm seyn möchte, nahm er nicht den Spinnrocken und die Spindel? Als Alexander der Große mit Darius Mutter redete, zeigte er ihr sein Kleid, und sagte meine Mutter! ihr sehet hier ein Kleid, welches von meinen Schwestern verfertigt worden; es ist dieses nicht allein ein Geschenk von ihnen, sondern auch ihre eigne Arbeit. August bediente sich in seinem Pallaste keiner andern Kleidung, als derjenigen, die die Kaiserinn, seine Gemahlinn, ihre Schwester, Töchter und Tochterkinder = = = verfertigt hatten . . . .

Eginhard erzählet bey nahe eben dergleichen von Charlemagne. Telemaque sagte zu seiner Mutter, welche sich in eines andern Sache mengen wollte; liebe Mutter: begebt euch zu eurer Arbeit, nehmet den Spinnrocken, verfertiget Leinewand, und befehlet euren Untergebenen . . . . Sozomen merket an, daß die Weiber, wenn sie aus der Leinewandfabrike, gegangen wären, mit ihren Weberschiffen einige heilige Märtyrer die von dünnem Zeuge verfertigt waren, durchstochen hätten. Bibl. de Calmet. Prov. c. 32. v. 13.

sten Nothwendigkeit wäre? Dessen Consumirung und Nutzen erstrecket sich beynahe auf alle Nothwendigkeit der Handlung und des nöthigen Unterhalts. Es ist kein Staat, kein Stand, worinne man dessen entrathen könnte. Selbst der Ackersmann ist der erste, dem es nützet, und der sich damit bekleidet, und es ist dieses öfters der einzige Nutzen, den er von seiner Arbeit erhält. Aus Nothwendigkeit muß er ihn anbauen, aus Noth muß er dieses unterhalten. Bey diesem Producte herrschet eine Art von einem sonderlichen Umtriebe, den man bey keinem andern Erdgewächse antrifft. Je mehr er verbraucht wird, je mehr muß man den Anbau verstärken, und je mehr man ihn anbauet, um destomehr muß man den Vertrieb verwehren. Der Anbau allein ist ein Unternehmen, welches Einwohner erfordert, und der Vertrieb ist wieder ein anderes, welches selbige unterhält. Die Männer und Weiber, Alte und Kinder, finden in den verschiedenen Zubereitungen, Beschäfftigungen, die ihren Kräften gleichkommen. Einige bearbeiten die Erde und säen zu, andere sammlen den Hanf und schälen solchen ab, andere machen Seile oder Leinewand, alle zusammen schaffen ihn weiter und bedienen sich dessen; ein jeder von ihnen trägt das seinige bey, und erneuren die Arbeit indem sie ihrer Nothdurft ein Genüge leisten.

Die Manufactur des Hanfs ist also diejenige, die den Einwohnern auf dem Lande am allernatürlichsten zukömmt; gleichwie solche überall nothwendig ist, also muß sie auch überall befördert werden. Der Fabrikant ist bey gutem Wetter ein Ackersmann, und der Ackersmann mit seiner ganzen Familie wird zu seiner

Zeit Fabrikant, so lange, bis die Erndte vorbey ist. Nach diesem kann er die verschiedenen Zubereitungen, die der Hanf erfodert, bey müßiger Zeit verrichten, hierzu nun giebt die Härte und Unbeständigkeit der Witterungen Gelegenheit an die Hand. Man kann auch denjenigen stets zu thun geben, die nicht im Stande sind, den Acker zu bearbeiten. Hieraus entspringt der allgemeine Nutzen vor das ganze Land und der billige Preiß des Handwerkers. Die Arbeit wird mit Nutzen verrichtet, und ist denjenigen Beschäfftigungen nicht nachtheilig, die ein jeder im Hause oder Felde hat. Der mit so viel Vorsicht als Aufmerksamkeit gesammelte, aufbehaltene und vertriebene Hanf, ist ein sicheres Hülfsmittel sich die Sachen um einen sehr mittelmäßigen Preiß zuverschaffen. Hieraus entspringt der gute Einkauf und folglich der gute Vertrieb der verfertigen Waaren. Derjenige, der den Ueberfluß seiner Zeit und seiner Waaren verkaufet, verkauft seine Sachen nicht so theuer, als derjenige, der sich einzig und alleine davon nähret. Warum verkaufen denn die Indianer die Elle Cattun vor 16 bis 20 Sols, welche unsere Kaufleute vor 50 bis 60 Sols wieder verkaufen? Dieß kömmt daher, weil diese Leute auf dem Lande in ihrer Nahrung und Kleidung keine Verschwendung vornehmen. Sie selbst sind sehr gut daran, daß sie ihren verfertigten Cattun also vertreiben können, denn sonsten würde er öfters in ihren Wohnungen verderben, wenn der gute Handkauf den Vertrieb nicht erleichterte. Weiß man nicht, daß die Waaren in der Schweiz um billigen Preiß gemacht werden, und sich von da fast durch ganz Europa vertreiben, weil diese Leute

eine

eine harte und arbeitsame Lebensart gewohnet sind, und mit wenigem Vortheile zufrieden leben, damit sie sich durch einen beständigen Vertrieb eine anhaltende und dauerhafte Arbeit verschaffen; denn da sie sich ihre Zeit nicht theuer bezahlen lassen, so wissen sie auch solche nicht müßig zuzubringen *.

Um uns aber nicht weiter mit Untersuchung der Exempel von dieser ausgebreiteten Manufactur aufzuhal-

* Dieses rühret ohne Zweifel von der Freyheit her, die in der Schweiz, in Schlesien rc. statt findet, da sie nämlich alle Sorten Leinewand verfertigen und ohne Unterschied verkaufen können, ohne solche besiegeln zu lassen; hiervon rühret die große Verstärkung ihres Vertriebs und ihrer Fabriken her. Ohngeachtet dieses Bezeichnen in Frankreich, aus guten Absichten verordnet worden: so entstehen doch zum öftern auch hieraus Unbequemlichkeiten, indem die Manufacturen an der Vermehrung und Ausbreitung gehindert werden. Wenn die Leinewandfabrikanten gezwungen seyn, alle ihre verfertigten Stücke zeichnen zu lassen: so folget daraus, daß man die Leinewand nicht anders, als nahe an denjenigen Orten verfertigen kann, als wo diese Zolleinnahmen von diesem Zeichnen befindlich sind; unter diesem Vorwande nun, da der Fleiß vermehrter und die Fabriken besser werden sollen, schwächet man sie zum öftern, und verhindert das gute Werk: daher kömmt es denn, daß, der Befehle ohnerachtet, unsere Fabriken seit 25 oder 30 Jahren nicht so vermehrt seyn werden, als es wohl hätte geschehen können: sie sind an denjenigen Oertern beysammen geblieben, wo sie ihren Anfang genommen, da hingegen die Fabriken unserer Nachbarn seit der Zeit merklichen Zuwachs erhalten haben; und diese sind hinlänglich, unser Nachahmen und unsere Begierde zu verdoppeln.

zuhalten, welche gleichermaßen das Wohlseyn einiger von unsern Provinzen ausmachen; man betrachte nur Flandern, die Picardie, Normandie, Bretagne, . . . wo besonders die Leinewandfabriken und der Leinewandhandel die Zierde und den Nutzen der Landschaft ausmachen. Hier sind sonder Zweifel Manufacturen, welche zu unterhalten und zu schützen sind. Wenn Künste auf dem Lande gemein werden, so wird solches bevölkert und fruchtbar *. Der König findet daselbst im Nothfalle Soldaten, Künstler, und viele Feldbearbeiter, da man sich itzo alltäglich beklaget, daß die Felder so leer stehen. Die Bedürfniß und das Elend, worinnen sich zum öftern viele befinden, da sie keine Arbeit und Nahrung haben, sehen sich genöthiget, in die Städte zu flüchten, sie bringen eine unglückliche Familie mit, welche sich hernach zerstreuet und völlig verliert.

Sind hingegn auf dem Lande Manufacturen eingerichtet **, so bleiben sie allda, treiben Nahrung, und

* Man giebt vor, daß ein Ackersmann, der zehen Mäuler zu ernähren hat, nicht mehr als funfzehen Acker Land zu seiner Beschäfftigung bedürfe. Die alten Römer gaben nicht mehr als sieben Acker zur größten Sparsamkeit eines Landmannes.

** Sindonem fecit et vendidit, cingulum tradidit Chananeo. . . Die phönicier Kaufleute, welche durch das Wort Chananeo angezeiget werden, handelten überall hin; die angränzenden Länder und Juda gaben den gescheuten Weibern alle günstige Gelegenheit, ihre Sachen mit Nutzen zu verkaufen. Sie verkauften ihre eigene und der Mägde Arbeit; der Handel war nicht verachtet, noch anstößig. Die vornehmsten Leute, selbst Prinzen und Könige, suchten hierinne

und es vermehren sich die Einwohner. Was für eine Veränderung? Was für ein Gewerbe sieht man nicht allda? Der Landmann bringt nebst den Früchten der Erde, das Product seines Fleißes zu Markte. Der Handelsmann kauft ein, und füllet seine Magazine an, ohne seinen Laden zu verlassen, und der Landmann ist so wohl mit dem Abgange seiner Waare, als mit dem Verkaufe seines Getreides und seiner grünen Gartensachen zufrieden *. Man dürfte vielleicht nur an denjenigen Oertern, wo noch keine Manufacturen seyn, denen, so sich hervorthäten, in den Abgaben einige Erleichterung machen, gewisse Preiße unter diejenigen austheilen, die es verdienen, mit einem Worte, denenjenigen Lust verschaffen, die sich darmit beschäfftigen. So hat man die Fabriken in Schott- und Irrland vermehret und zur Vollkommenheit gebracht; und eben so hat man es auch in Bresse angefangen.

hierinne keine Schwierigkeit. Die Weiber verkauften feine Leinewand, Tücher rc. Bibl. de Calm. Prov. c. 31. v. 24.

* Dieß ist derjenige Handel der Landleute, welcher der vornehmsten politischen Aufsicht würdig ist; wenn man ihren Fleiß nicht aufrischet, so könnte man zwar wohl einige Städte haben, die wegen der Manufacturen berühmt wären; allein der ganze Körper der Nation würde allezeit übel daran seyn. Die meisten Mitbürger würden kaum in ihrem Elende leben können, und wenn man von ihnen Nutzen haben wollte, so müßte man sie mit der Barbarey verblenden. Princip. de Negot. par Mr. l'Abbé *de Mably*, 1757. p. 236.

Warum sollen wir denn den Fremden einen Vortheil überlassen, den wir im Lande behalten können, wenn wir Manufacturen aufrichteten, welche unsere Bevölkerung und unsern Reichthum vermehren können *? Warum läßt man z. E. aus Bruxelle, oder Deutschland, Leinewand zu Matratzen und Zeltleinewand kommen, wovon der Vertrieb so beträchtlich, und die Verfertigung so leicht ist? Der wahre Vortheil eines Staates besteht nicht allezeit darinne, daß man bey Sachen die größte Vollkommenheit hat. Nach den holländischen Grundsätzen, ist diejenige Waare, die am meisten abgeht, auch allezeit von solcher Beschaffenheit, daß man sie vorzüglich verfertigen muß. Dieses kömmt nicht auf die Größe der Vollkommenheit sondern auf den starken Vertrieb an **.

Ey nun! was liegt daran; worzu nutzen wir unsern Hanf, warum beschäfftigen wir uns damit, warum verkaufen wir solchen? Es würde jederzeit nützlich seyn, daß man auch die fremden Manufacturen in Frankreich einführte, es muß uns aber nicht die Begierde zu neuen Sachen, welches man den Franzosen vorwirft, abhalten, die natürlichen Manufacturen auf

* Der König von Spanien verlangt, daß die in seinem Lande seit einigen Jahren aufgerichtete Manufacturen zunehmen sollen; er untersaget in seinem Gebiethe, daß keine von allen in Genua verfertigten Etoffe in sein Land geführet werden sollen; dieses nun wird der Republik Genua in der Handlung vielen Schaden thun.

** Die Größe der Vollkommenheit rühret natürlicherweise von dem starken Vertriebe, und von der vermehrten Zubereitung her.

auf Erden zu verabsäumen *; vielleicht ist es nicht ohne hinlängliche Ursache geschehen, wenn man gesaget hat, daß die Handelschaft in Frankreich Herrn Colberts Grundsätze übertrieben hätten, da sie alle verschiedene Manufacturen, die in den Städten sind, zum Erstaunen vermehreten, ohne sich auch hinlänglich um dasjenige zu bekümmern, was auch auf dem Lande gemein gemacht werden könnte. Man muß besorgen, daß allzu viel auf die verschwenderischen Künste verwendet wird, da doch die wesentlichen Beschäfftigungen des Ackerbaues und der nothwendigen Fabriken, wohin die vom Hanfe gehöret, untrennbar mit einander verbunden sind.

Es kann nicht allein der Hanf, vermöge seiner Eigenschaften, der Gegenstand einer ausgebreiteten Manufactur auf dem Lande seyn; sondern ich halte auch nicht dafür, daß er jemals ein vortheilhafter Gegenstand für die vereinigten Fabriken in Städten seyn wird. Jedermann sind die Unbequemlichkeiten bekannt, wenn viele Manufacturen beysammen seyn. Die Kosten, solche aufzurichten und gut anzubringen, die Erhaltung der Gebäude, die Verwaltung der Einkünfte, so fast allezeit mangelhaft ist, die Untreue der meisten Handwerker und ihrer Zusammenkünfte, bisweilen der Geiz selbst der Mitgenossen u. ihre Nachläßigkeit, geben hinlängliche Ursachen an die Hand, die Anschläge von dieser Sache zu verwerfen. Die

* Die Politik der Engländer ist in diesem Falle schätzbar. Denn zu besserm Vertrieb ihrer Wolle, die sie in größerer Menge als den Hanf haben, und zur Verstärkung ihrer Fabriken ist das Begraben der Todten mit Leinewand untersaget worden. Es giebt besondere wollene Etoffefabriken, die bloß zu diesem Gebrauche bestimmt seyn.

Leinewandmanufactur kann nichts weniger, als dergleichen Veränderungen vertragen. Die Landleute können sich sehr leicht in ihren Strohhütten darmit beschäfftigen, die verschiedenen Zubereitungen mit dem Hanfe unternehmen, und die aufs beste verfertigte Leinewand würde den vereinigten Manufacturen den Vortheil nehmen; folglich würde die Ungleichheit dieser Umstände das letztere ohne Zweifel schwächen.

Nur die Schmelzöfengießer, Pulvermacher, Zuckersieder, Zuckerbecker, Glasmacher, Porcellainverfertiger, Tapezereymacher und andere von dieser Art können die Unkosten einer vereinigten Manufactur unterstützen; die Waaren aus dergleichen Fabriken verschaffen einen stärkern Vortheil, der auch nicht so unbeständig ist, als der von Leinewandmanufacturen.

Die Hanf= und Leinewandzubereitung ist also die einzige Manufactur, die dem Landmanne eigen seyn kann. Der Nutzen hiervon ist nothwendig und allgemein; die Arbeit ist nicht künstlich und allzu bekannt, als daß solche jemals ein vortheilhafter Gegenstand eines beträchtlichen Vorhabens werden sollte; man kann sich vielmehr Nutzen davon versprechen, wenn solche Manufactur weitläuftig ist. Eine ausgebreitete Manufactur ist keinen Unkosten unterworfen, und bedarf keines Vorschusses, sie ist überall möglich, es mögen fleißige oder müßige Leute allda seyn; und sie ist vornehmlich und eigentlich mit dem Ackerbaue einstimmig und geschickt, die Unterthanen zu vermehren, dem Anbauer Erleichterung zu verschaffen, die Provinzen zu bereichern, und endlich den ganzen Staat blühend und mächtig zu machen.

Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci.

Ver-

Verfahren,

wie man mit indianischem Castanienwasser Leinewand und Etoffe bleichen soll.

Der Eifer, welchen viele Provinzen gehabt haben, unsere neue Methode den Hanf zuzubereiten (diese habe ich in verschiedenen Monats- und Wochenschriften angezeiget,) zu wissen, zumal, da solche schon wirklich mit gutem Erfolge in verschiedenen Städten dieses Königreichs vorgenommen worden, schmeichelt mir, daß man mit eben dieser Zufriedenheit diejenige neue Entdeckung annehmen wird, welche ich seit kurzem * von dem Gebrauche und Eigenschaften der indianischen Castanien bekannt gemacht habe. Nach verschiedenen Erfahrungen, die sich auf unsern erstern Gegenstand beziehen, und durch wiederholte Versuche, sowohl vom Baume, als von der Frucht haben wir bemerket, daß die indianische Castanienfrucht viele zusammenziehende, alaunartige laugen- und seifenhafte Säfte in sich halte, deren Gebrauch den Menschen sehr nützlich ausfällt, es sey nun zur Gesundheit, oder zu den Künsten; und weil das Leinewand- und Etoff-Bleichen eine natürliche Folge von denjenigen Operationen zu seyn scheint, die ich in der Abhandlung angeführet habe: so bin ich der Meynung, daß dieses davon nicht zu trennen ist.

Hier ist das Verfahren mit wenigem: man darf nur ** die indianischen Castanien auf dem Reibeisen reiben,

* Im Monat September 1757.

** Die Castanien müssen gut zerrieben werden, das Wasser muß auf 10 bis 12 Stunden vorher zubereitet

reiben, und in kaltes Wasser werfen. Regen- oder Flußwasser ist das beste. Die Brühe, so hieraus entsteht, ist sehr geschickt, die Leinewand und Etoffe zu waschen, zu saubern und zu bleichen; zu zwanzig Castanien nimmt man ohngefähr 10 bis 12 Pinten Wasser.

Wenn

reitet seyn, ehe es gebrauchet wird, damit es von den Kastaniensäften, so viel als möglich in sich genommen hat. Dieses Wasser rühret man von Zeit zu Zeit um; will man es brauchen: so suchet man die Kastanien mit einem durchlöcherten Löffel herauszubringen, oder man neiget das Gefäße eine Achtelstunde nach dem Umrühren auf die Seite, wenn das Wasser noch weiß sieht, und wie Seifenwasser schäumet. Das Zerreiben der Castanien wird in der Folge weder zu langweilig, noch so beschwerlich seyn, als es anfangs scheint. Man versteht von selbst, daß man diese Arbeit verkürzen und bequemer machen muß, wenn man diese Castanien in großer Menge verbrauchen will; dieses kann nun geschehen, wenn man sie trocknen und in der Mühle zu Mehle mahlen läßt; sind sie noch nicht hinlänglich trocken gewesen: so wird durch das Stampfen ein Teig daraus, welcher sich im Wasser leicht auflöset.

Es ist versucht worden, daß man sich zum Tuchwalken, (wenn das Tuch zuvor mit fetter Erde, wie es in Walkereyen und in Manufacturen von dieser Art geschieht, abgerieben worden,) des Wassers von indianischen Castanien, anstatt der Seife bedienen könnte. In dieser Absicht muß man in das Gefäß eine hinlängliche Menge Castanienwasser gießen, damit das Tuch genässet werde, das man walken will. Dieses Wasser kann man gehörigermaßen warm machen, und so viel wieder darauf gießen, als nöthig zu seyn scheint.

Wenn man dieses Wasser brauchen will, so muß man es so warm machen, daß man die Hand nicht darinne leiden kann. Will man die Seife nicht gänzlich weglassen, so darf man doch gewiß nicht soviel darzu nehmen, als sonsten: man bedarf nur die dicken und klebrichten Oerter zu reiben; dieß wird um so viel mehr zu statten kommen, je beträchtlicher die Unkosten bey denjenigen sind, die zu ihren Sachen alltäglich Seife brauchen müssen, z. E. die Wäscherinnen, Strümpf- und Etoffwalker.

Wir haben bloß mit indianischem Castanienwasser, Strümpfe und gewirkte Mützen gewalket, welche die Farbe vollkommen angenommen haben, und die Versuche, die wir in der Walkmühle bey den Etoffen mit eben diesem Wasser unternommen, haben keinen geringern Erfolg gehabt. Wenn die Leinewand mit diesem Wasser gebleichet wird: so wird sie allerdings etwas blaulicht vom Ansehen; es läßt aber dieses nicht unangenehm, besonders wenn man solche in reinem Flußwasser wohl abwäscht, wenn sie zwey oder dreymal mit Castanienwasser zuvor gereiniget worden. Die verschiedenen Versuche, die ich theils bey mir, theils auch in verschiedenen Städten in Berri unternommen, dienen zur Bekräftigung unserer ersten Versuche uud denenjenigen, die sich hiermit beschäfftigen, zur Nachricht. Was uns aber von der Uebereinstimmung der ersten Entdeckung mit der andern vollkommen überführet und überzeiget hat; hat in dem Versuche bestanden, den ich besonders mit dem Hanfe vorgenommen, indem ich solchen einige Tage in dem indianischen Castanienwasser weichen und wässern ließ. Nach einem gelinden

den Reiben wurden alle Hanffibern abgelöset, weich und viel weißer, als wenn sie nur in bloßem Wasser wären gewaschen worden. Die Wirkung der Salze, welche die indianische Castanie in sich hält, und das öligte Wesen, hatten das noch am Hanfe hangen gebliebene Harz völlig aufgelöst, und wenn ja noch was zurück geblieben war, so mußte es sich doch losgeben.

Man bilde sich indessen nicht ein, daß dieses Wasser bey der Leinewand und den Etoffen, viel bessere Wirkungen äußere, als die Seife; dieses Bleichen erfordert doch wenigstens keine Unkosten. Die zärtesten Kinder können die Castanien zerreiben, ohne daß man einigen Schaden zu besorgen hätte; und wenn man das Beste durch österes Aufgießen ausgezogen hat: so könnte man das Zurückgebliebene, welches fast ohne Geschmack ist, mit Kleyen vermengen, und dem Federviehe oder andern kleinem Viehe zu fressen geben. Selbst die Asche von indianischen Castanien könnte endlich zur Verfertigung einer guten Lauge dienen.

So nützlich, als die erste Entdeckung seyn mag, so ist es doch nur der erste Entwurf derjenigen Operationen, die aus der ersten Beobachtung ihren Ursprung genommen. Es sey weit entfernet, daß ich mir schmeichelte, eine Materie erschöpft zu haben, bey welcher noch so viele Versuche zu unternehmen, übrig bleiben, ich verhoffe, daß dieser glückliche Anfang geschicktere und verständigere Personen anreizen wird, andern Eigenschaften des indianischen Castanienbaums und dessen Frucht nachzuforschen, desgleichen

gleichen über der verschiedenen Anwendung des einen sowohl als des andern nachzusinnen.

Was nun die arztneyischen Eigenschaften der indianischen Castanien anlangt, die wir zu beobachten, und anzumerken nicht vernachläßiget haben; so sind wir hierinne bloß der Erfahrung nachgegangen, als daß wir es vor den vornehmsten Gegenstand erwählet hätten. Man weiß, daß die gestoßenen indianischen Castanien ein heftiges Niesemittel seyn, und daß man sich deren mit vieler Vorsicht bedienen muß. Weil die indianischen Castanien viele alaunartige Säfte in sich fassen, so scheinen sie die Blutausflüsse zu hemmen; es sey nun, daß man solche einnimmt, oder damit räuchert. Wahrscheinlicherweise geschieht es wegen ihrer zusammenziehenden Eigenschaft, wenn die Pferdeärzte den Pferden etlichemal welche eingeben, wenn sie haarschlecht seyn. Man glaubet auch, daß dieß von den alaunartigen Säften herkömmt, daß sich der Baum schwerlich verbrennen läßt; er giebt auch wenig Asche, weil er sehr porös befunden wird.

D. T.



II. Einige

* *

II.

Einige Zusätze wider die Polygamie,

von dem

Herrn Prof. Michaelis,

in Göttingen.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Ich bin nicht willens, die ganze Streitfrage von der Polygamie itzt abzuhandeln. Der Herr von Premontval hat dieses gethan, und zwar so, daß es ein verwegenes und stolzes Unternehmen seyn würde, wenn man diese ganze Sache nach ihm wieder von neuem unternehmen wollte. Ich setze das zum voraus, was dieser vortreffliche Philosoph gesaget hat; was ich etwan noch mehr von seiner Monogamie wünschte, das habe ich an einem andern Orte * freymüthig angezeiget. Ich wollte, daß man dieses Buch vor meiner Abhandlung läse, weil ich itzt nur einige Zusätze sammlen will, die man aber kaum recht verstehen wird, wenn man nicht vorher das Buch des Herrn von Premontval gelesen hat.

Dieser Schriftsteller schließt aus der Anzahl der gebohrnen Knaben und Mägdchen mit Rechte, daß die

* In den Relationibus de libris novis fasc. VI. pag. 531 - 542.

die Polygamie der Natur zuwider, und dem gemeinen Wesen schädlich ist: er beweiset, daß, da mehr Knaben als Mägdchen gebohren werden, für eine jede Mannsperson zwey oder mehr Weiber nicht da seyn können, und daß drey andere Mannspersonen vom Ehestande ausgeschlossen werden, wenn ein einziger vier Weiber nehmen sollte: er setzet ferner hinzu, es wäre außer allen Zweifel, daß eine Frau von einem Manne, den sie allein hätte, mehr Kinder erhalten würde, als wenn er unter mehrere Weiber zertheilet wäre, und sie nur den vierten, oder den zehnten, oder wohl gar den hundertsten Theil von ihm sich zueignen könnte. Alles dieses hat der Herr von Premontval durch Ausrechnungen, durch Beweise, durch Beyspiele derjenigen Völker, bey denen die Polygamie erlaubt gewesen ist, so fest gesetzt, daß man kaum, man müßte sich denn ausdrücklich vorgesetzt haben, zu zweifeln, mehr zweifeln kann, ob die Sittenlehre und die Staatsklugheit der Polygamie zuwider sind.

Ich habe aber gesehen, daß eine andere Frage nicht berühret worden ist: ob nämlich das Recht der Natur, in eigentlichem Verstande genommen, die Polygamie misbilliget, das ist, ob andere ein gewisses Recht von der Natur haben, worein derjenige, der mehrere Weiber nimmt, einen Eingriff thut, und ob sie so von ihm beleidiget werden, daß sie ihm auch außer einer bürgerlichen Gesellschaft, in dem so genannten Stande der Natur, durch Gewalt, und durch Waffen, mit Recht von der Polygamie abhalten können. Dieses wird von den meisten und vielleicht von allen geläugnet, welche das Recht der Natur von der Sittenlehre absondern: und viele von

ihnen

ihnen werden sich wundern, wenn sie hören, daß jemand anders denkt; sie werden glauben, man könne nicht anders denken, wenn man nicht die Namen der Wissenschaften mit einander vermengte. Denn da freye Völker gegen einander eben die Rechte haben, welche einzelne Personen in dem Stande der Natur haben, so wird jene Meynung dahin gehen, deswegen der Polygamie auch ein Krieg mit Recht könne angekündiget werden. Allein dieses werden sie für höchst ungereimt und für etwas halten, das mit dem Urtheile und mit der Gewohnheit des ganzen menschlichen Geschlechtes streitet: denn was für eine grössere Beschimpfung der Religion und der Sittenlehre, was für ein ungerechterer Krieg könnte wohl erdacht werden, als wenn die Ungarn die Türken, oder die Russen die Perser und Chineser aus dieser einzigen Ursache, weil sie mehrere Weiber zu nehmen in Gewohnheit hätten, mit Krieg überziehen wollten.

Damit ich sie aber stufenweise dahin leite und führe, wohin sie nicht gerne wollen, so will ich eine, den Lehrern des Naturrechts sehr gewöhnliche, Fiction annehmen, welche uns aus der Republik in den Stand der Freyheit und der Natur versetzet. Wir wollen annehmen, daß Leute, die Schiffbruch erlitten haben, an eine von allen Einwohnern entblößte Insel geworfen werden, und ohne Hoffnung sind, von derselben wieder zurück zu kommen: so haben wir den Stand der Natur. Die Verunglückten sollen vier Mannspersonen in ihren besten und muntersten Jahren, und eben so viel Weibespersonen seyn. Wollen wir denn glauben, daß einem einzigen von

diesen

diesen Verunglückten erlaubet sey, zwey, drey oder auch wohl alle vier Weibespersonen sich zuzueignen? sich nicht nur mit ihnen zu verbinden, sondern auch diese Verbindung einen Ehestand zu nennen, und ein Recht vorzuwenden, kraft dessen er den übrigen Mannspersonen den Umgang mit ihnen untersagen könnte? Wenn er dieses thut, wollen wir läugnen, daß die übrigen beleidiget werden? Würden wir nicht selbst, wenn wir an jener ihrer Stelle wären, ein jeder die Seinige sich zueignen, und denjenigen, der schon eine für sich genommen hätte, und doch auch die übrigen zu beunruhigen und an sich zu ziehen wagte, mit Gewalt, mit Schlägen und Wunden, ja wohl durch seinen Tod davon abzuhalten suchen. Wir würden dieses thun, nicht etwan nur, wenn wir in Europa, sondern auch, wenn wir unter den Türken und unter wilden und barbarischen Völkern auferzogen wären: nicht, weil uns die Gewohnheit, sondern die Natur dazu triebe: und ein billiger Richter würde unser Verfahren recht sprechen, er würde sagen, wir behaupteten unser Recht, welches uns die Natur selbst, durch die starken Triebe, wodurch wir zur Ehe angereizet werden, gegeben hätte. Die meisten Lehrer des Rechts der Natur werden hierinnen, wie ich hoffe, mit mir überein kommen, auch diejenigen nicht einmal ausgenommen, welche das ganze Recht der Natur bloß aus den Naturtrieben herleiten. Ich werde noch mehr Beyfall finden, wenn ich mir zu Richtern besonders diejenigen Vertheidiger der Polygamie erwählen darf, welche sie nicht etwan aus Liebe etwas neues oder ungewöhnliches zu sagen, sondern deswe-

gen behaupten, weil sie für ihre Person dabey interessirt, und selbst unmäßig sind: diese würden die Verwegenheit und die Unmäßigkeit des einzigen Menschen auf der Insel, den wir erdichtet haben, mit dem größten Unwillen aufnehmen.

Eben diese Scene zeiget uns unsere Erde; allein so, daß nicht ein jeder das, was worgestellet wird, sieht. Nicht einmal alle Gelehrte bezeigen sich bey dieser arithmetischen Frage (wie sie der Herr von Montesquiou mit Recht nennet,) als Mathematiker, und beurtheilen die Streitigkeit nach den Rechnungen. Was der Zufall auf der wüsten Insel that, das thut die Natur unter der Regierung eines weisen Gottes überall, und läßt, wenn wir den Rechnungen des Herrn Oberconsistorialraths, Süßmilchs, folgen, anstatt 20 Mägdchens, 21 Knaben, oder nach andern Berechnungen, anstatt 12 Mägdchens, 13 Knaben gebohren werden, damit, wenn mehr Mannspersonen beym Kriege, als Weibespersonen bey der Geburt sterben, doch die Anzahl von beyden einander gewissermaßen gleich bleiben möchte. Es ist also außer allem Zweifel, daß, wenn jemand mehrere Weiber für sich nimmt, er zugleich einem andern die Seinige entreißt: so viel ist gewiß, daß er Unrecht thut, ob man gleich nicht sagen kann, wer diesem oder jenem Unrecht thue, wem man unter der Menge derer, die viele Weiber haben, es Schuld geben darf, daß dieser, der doch die Ehe wünschet, unverheirathet leben muß, daß jener Evnuch des Vergnügens beraubet wird, und nicht heirathen kann. Allein diese Unwissenheit hebt das Unrecht nicht mehr auf, als wenn Weibespersonen in der

Nacht

Nacht von einer Bande Räuber geschändet würden, in welchem Falle es unbekannt ist, wer dieser oder jener Gewalt angethan hat. Der ganzen Menge der Unverheirattheten geschieht von allen denen Unrecht, die mehrere Weiber haben: und jene haben das Recht von der Natur, die Weiber der letztern durch Gewalt der Waffen sich wieder zuzueignen, und wegen des angethanen Unrechts Genugthuung zu verlangen, wenn sie anders nicht in einer Gesellschaft leben, und sich dieses Rechts begeben haben.

Ich weiß nicht, ob ich nicht auch behaupten kann, daß die Polygamie im Stande der Natur kein Ehestand sey. Nach meinen Gedanken machet der Vertrag und die Vermischung des Mannes und des Weibes nicht alles das aus, was zum Ehestande erfordert wird. Dieser beyderseitige Vertrag würde hinlänglich seyn, wenn man durch die Ehe kein anderes Recht suchte, als das Recht von beyden Seiten einander zu lieben, zu genießen und mit einander umzugehen: allein dieser heilige Name begreift mehr, nämlich auch das Recht, andere von dieser Gesellschaft, von diesem Umgange auszuschliessen. Beyde Eheleute wollen, daß ihre aufgerichtete Gesellschaft nicht nur ihnen, sondern auch andern heilig und unverbrüchlich seyn soll: und der Mann wird es, nicht wegen der Gewohnheit, und weil es die Sitten der Völker so mit sich bringen, sondern wegen der Triebe seiner Natur sehr übel empfinden, wenn ein anderer der Liebe und den Neigungen seines Weibes nachstellt, und wird sich das Recht anmaßen, ihre Keuschheit nicht nur wider die Gewalt, sondern auch wider heimliche Bemühungen und Künste zu vertheidigen. Eben dieses wird auch die Ge-

sinnung des Weibes seyn. Diese Rechte aber werden sich Eheleute unter Menschen, die von Natur das Recht, sich zu verheirathen, haben nicht anmassen können, wenn nicht die übrigen zu ihrem Vertrage, zu ihrer Gesellschaft ihre Einwilligung gegeben haben, oder wenigstens hätten geben sollen: denn sie können einen Vertrag nur wegen ihrer Rechte, nicht aber wegen der Rechte anderer, eingehen. Daher kömmt auch, welches ich nur beyläufig erinnern will, das Recht des Volks, oder der Republik, über die Ehen der Privatpersonen, so, daß das keine Ehen, sondern verbotene Liebeshändel sind, was wider die bürgerlichen Gesetze geschlossen wird. Diese Anmerkung ist in der Streitigkeit sehr nützlich, welche vor etlichen Jahren in England geführet wurde. Viele tadelten die neue Acte wegen der Ehen, (the Marriage Act.) und sagten, sie wäre dem Gewissen der Bürger beschwerlich; sie wollten der Republik nur so viel zugestehen, daß sie die Ehen, welche heimlich geschlossen würden, und ihren Gesetzen zuwider wären, bestrafen, nicht aber trennen und ungültig machen könnte, denn nach dem Ausspruche Gottes wären Personen, diee sich auf diese Art verbunden hätten, die Menschen möchten auch dagegen sagen, was sie wollten, doch Eheleute, und auch Ehebrecher, wenn sie das erste Bündniß aufhüben, und ein neues eingiengen. Die Quelle dieses Irrthums, (wenn es anders ein Irrthum ist, wie er es uns in Deutschland zu seyn scheint, die wir an eben die Gesetze gewöhnet sind, welche den Engländern neu zu seyn schienen,) die Quelle davon, sage ich, ist, daß sie zu einer wahren Ehe bloß den Vertrag der Eheleute, nicht aber die

Ein-

Einwilligung der andern erfoderten, denen doch die Gesellschaft dieser beyden Personen ebenfalls heilig seyn sollte. Allein ich kehre wieder zu der Polygamie im Stande der Freyheit und der Natur zurück. Wollen wir glauben, daß der, welcher kein Recht hatte, die zweyte, dritte, vierte Frau zu nehmen, welcher dadurch andere beleidiget hat, welcher also auch nicht von ihnen verlangen kann, daß die Keuschheit der zweyten, dritten und vierten Frau ihnen heilig seyn soll, daß dieser eine wahre Ehe geschlossen habe? Er lebet in Hurerey und nicht im Ehestande:

Conjugium vocat, hoc praetexit nomine culpam.

Derjenige, dem durch die Ausschweifung eines solchen Mannes sein Weib entrissen wird, darf weder darein willigen, noch kann man von ihm annehmen, daß er stillschweigend seine Einwilligung dazu gegeben habe: ja, wenn er sie mit Gewalt raubet, wenn er sie durch Schmeicheleyen beweget, ihren Mann zu verlassen, so kann man kaum sagen, ob er diesem Manne im Stande der Natur einiges Unrecht anthut. Ich sage, im Stande der Natur: denn ich rede hier nicht von der Polygamie unter den Türken, Persern, Sinesern, sondern von derjenigen, welche wir uns außer der bürgerlichen Gesellschaft im Stande der Natur, vorstellten, damit wir das Recht der Natur von dem bürgerlichen Rechte desto besser unterscheiden, und genauer kennen lernen möchten. Denn ich läugne gar nicht, daß in einer bürgerlichen Gesellschaft, deren Gesetze mehrere Weiber zu haben erlauben, diese Ehen wahre Ehen sind, ob ich sie gleich für unerlaubt, Gott misfällig und höchst schädlich halte: denn diejenigen, denen Unrecht angethan wird, weil sie

in einer bürgerlichen Gesellschaft leben, und sich ihren Gesetzen unterworfen haben, haben ihr Recht, das ihnen die Natur gegeben hat, aufgegeben; und die Republik, welche die Polygamie erlaubet, giebt auch der Polygamie die Rechte und die Heiligkeit des Ehestandes.

Man mag von der Benennung halten, was man will: so wird doch so viel gewiß bleiben: daß die Polygamie, nach dem Rechte der Natur, unerlaubt ist, daß man das Unrecht, welches durch dieselbe angerichtet wird, durch eine gerechte Gewalt abtreiben, und andere im Stande der Natur zwingen kann, daß sie sich nur eine Frau, und nicht mehrere zueignen. Ich sehe zum voraus, daß man sehr zweifeln kann, ob ein Krieg wegen der Polygamie könne angekündiget werden: und ich läugne gar nicht, daß der Fall sehr selten vorkomme, in welchem die Polygamie eine gerechte Ursache des Krieges ist. Ich gestehe gar gerne, daß die Ungarn den Türken, die Russen den Persern und Sinesern keinen gerechten Krieg wegen der Polygamie ankündigen können: denn was geht ihnen die Polygamie an? Allein, wenn ein Volk durch die Polygamie der benachbarten Völker beleidiget wird, so werden die Waffen erlaubet seyn.

Man stelle sich eine sehr reiche Nation vor, welche der Polygamie ergeben ist: man stelle sich auch ein daran gränzendes armes Volk vor: bey beyden werden Weibespersonen aufgekaufet: die reiche Nation aber kaufet jährlich viele Jungfrauen aus dem armen Volke, und diese Handlung kann auch entweder wegen der Lage der Oerter, oder wegen der geringen Gewalt der Obrigkeit, oder wegen der Freyheit der

Unterthanen, die durch solche Gesetze nicht eingeschränket werden kann, oder endlich auch deswegen, weil der Geiz allzu sinnreich ist, nicht verhindert werden: und nunmehro fehlt es den Männern an Weibern. Nicht nur diesen ist Unrecht, sondern auch dem ganzen Volke ein großer Schaden geschehen: denn dieses wird jährlich wegen der seltenern Ehen abnehmen, da hingegen das andere benachbarte über die maßen wachsen und zunehmen wird. Wenn nun der König des armen Volkes, nachdem er vorher seine Nachbarn vergebens ermahnet hätte, sie sollten von einem ihm so schädlichen Handel ablassen, uns fragen sollte, ob es ihm erlaubet wäre, durch Gewalt der Waffen seine Nachbarn zu zwingen, daß sie diese Verheerung und Verwüstung seines Reichs unterlassen möchten? Was würden wir rathen? Würden wir nicht sagen, es wäre ein gerechter Krieg, und er müßte um desto mehr eilen, weil selbst durch das Unrecht die Kräfte der Nachbarn täglich wüchsen, die Kräfte des beleidigten Volkes aber täglich geringer würden? Ja, wenn es jene auch läugneten, wenn sie fortführen, wenn sie die heimlich gekauften Jungfrauen, die durch die Waffen zurück gefodert werden, auch durch Waffen zu behaupten suchten? Wir wollen annehmen, daß dieses einigemal in einer freyen Wüste, welche zwischen den Gränzen der beyden Völker mitten inne liegt, oder auf dem Meere geschehen sey. Wollen wir zweifeln, ob diese Nation mit Kriege könne überzogen werden? Ich erdichte hier nicht etwas, was niemals geschehen ist, (ob es gleich hinlänglich wäre, wenn es nur geschehen könnte,) sondern ich kann auch jenes arme Volk zeigen, welches eine gerechte Ursache zum

Kriege gehabt hätte, wenn es nicht an Rathschlägen und Kräften dazu so arm gewesen wäre. Die Völker, welche die östliche Küste des schwarzen Meeres bewohnen, und deren Weibespersonen, wegen ihrer Schönheit überaus berühmt sind, haben durch die Polygamie der Perser im vorigen Jahrhunderte eine größere Verheerung und Verwüstung erlitten, und sind der Anzahl nach geringer worden, als sie durch einen schweren Krieg hätten werden können. Doch ich will hiervon nichts mehr anführen, weil man mehrere Nachrichten mit größerem Vergnügen in der Reisebeschreibung des Herrn Chardin lesen kann, welcher von den Bewohnern der Küsten des schwarzen Meeres sehr vollständig geschrieben hat.

Es giebt einige, welche behaupten, die Polygamie schicke sich für Asien so wohl, als sich für Europa die Monogamie schicket, weil daselbst wegen der Verschiedenheit des Clima gleichsam eine andere Natur, als bey uns, ist, die auch mehrere Mägdchen als Knaben gebohren werden läßt: ja es hat einige gegeben, welche es dem Verbote der Polygamie zuschrieben, daß die christliche Religion in Asien nicht eben so tiefe Wurzeln, als bey uns in Europa, hat fassen können. Wenn dieses wahr ist, so ist es nach meinen Gedanken um die christliche Religion geschehen: denn diejenige Religion, welche nach dem Befehle ihres grossen Stifters allen Sterblichen an allen Orten geprediget werden sollte, und nicht, wie die jüdische, nur ein Volk angieng, kann ohnmöglich für die wahre Religion gehalten werden, wenn ihr in dem größten und am meisten angebaueten Theile von Asien, in Judäa selbst, wo Christus gelehret hat, die Natur zu-

wider

wider ist, und wenn sie eine solche Sittenlehre enthält, die für jene Gegenden ungeschickt, und ihnen schädlich ist. Ich beschuldige die, welche diese Meynung gehabt haben, keiner üblen Gesinnung gegen Christum, denn weil sie auf andere Umstände aufmerksam gewesen sind, so haben sie nicht bemerket, wohin diese Meynung führen könnte: ich hoffe aber doch etwas angenehmes zu thun, wenn ich unsere höchst wahre und heilige Religion von diesem Vorwurfe befreye, oder, wie sie durch andere befreyet werden könnte, anzeige. Wenn jemand, welcher in der Kirchengeschichte wohl erfahren wäre, diese Sache abhandeln wollte: so würde er mit den Waffen der Geschichte die Religion vertheidigen und sehr leicht beweisen können: daß die Religion unsers Erlösers viele Jahrhunderte hindurch im größten Flore in eben demjenigen Theile von Asien gewesen sey, von welchem man behauptet, sie könne wegen der Nothwendigkeit der Polygamie daselbst nicht seyn, und daß sie auch itzo noch selbst unter dem Aequator fortdaure: daß es aber ganz andere Ursachen gäbe, warum die Kirche durch die siegreichen Waffen der Muhammedaner verwüstet und zerstöret worden wäre, und ihren alten Glanz nicht wieder habe erlangen können. Allein ich hoffe etwas angenehmers zu thun, und welches mehr mit den Wissenschaften verbunden ist, auf die ich einige Mühe gewendet habe, wenn ich zeigen werde, wie unglaublich dasjenige ist, was die Vertheidiger der asiatischen Polygamie von Asien erzählen und glauben, und wie wenig man vermuthen kann, daß die Natur in Europa und Asien sich selbst so unähnlich seyn sollte. Was

schon der Herr von Premontval * davon geschrieben hat, und was schon wichtig genug ist, daß man jene unglaubliche Erzählungen nach der Bekanntmachung seines Buches nicht mehr als gewisse Nachrichten hätte wiederholen sollen; alles das, will ich übergehen, weil ich nur Zusätze zu diesem Buche zu geben gesonnen bin.

Erstlich haben einige von denjenigen Ländern, in welchen die Verschiedenheit der Himmelsgegend so viel ausrichten soll, daß mehrere Mägdchen als Knaben, wider die bemerkte Ordnung in Europa, jährlich gebohren werden, mit den mittäglichen Gegenden von Europa einerley Clima. Ich sehe, daß man das japonesische Reich anführet: allein dieses liegt unter eben dem Himmelsstriche, unter welchem der mittägliche Theil von Spanien, Italien und Griechenland liegt. Man wird vielleicht zweifeln, ob man von diesen Gegenden in Europa solche Nachrichten hat, woraus man die politischen Berechnungen anstellen könnte, die wir England, Deutschland, Frankreich und Schweden zu danken haben. Wir besitzen sie aber! Wenigstens von Minorca, als auf welcher Insel, welche unter dem 39 Grade der Breite liegt, ein größerer Ueberfluß von Mannspersonen noch ist, als in unsern Gegenden. Denn es lebten zu Minorca im Jahre 1742 nach dem Zeugnisse des Herrn Armstrong ** 15000 Personen männlichen und 12000 weiblichen Geschlechtes: und aller Vermuthung nach, ist die Besatzung nicht, sondern die Einwohner sind nur gerechnet worden. Denn aus

15000

* Gegen das Ende des 14 Briefs seiner Monogamie.

** History of the Island Minorca: im 15 Brief gegen das Ende.

15000 Mannspersonen rechnet er nur 3000, die in dem Alter sind, welches sich zu Kriegesdiensten schicket: es würde aber ganz anders seyn, wenn er die aus England geschickten Soldaten mit gerechnet hätte. In America selbst hat ein großer Theil der großbritannischen Colonien, und Philadelphia selbst, die Ernährerinn dieser Wissenschaften, welche mit dem japonesischen und persischen Reiche unter einem Himmelsstriche liegen, nichts anders von dem Verhältnisse der Knaben und Mägdchen gegen einander gelehret, als Britannien, die Mutter selbst. Ich glaube aber doch, daß niemand so unwissend seyn und denken wird, die natürliche Beschaffenheit der Länder ändere sich, nachdem sie mehr gegen Abend oder gegen Morgen lägen. Die Grade der Breite, nicht aber der Länge, machen die ganze Verschiedenheit des Himmels und der Luft aus. Von Constantinopel will ich nicht einmal etwas sagen, weil es nicht mehr nach Mittag zuliegt, als der nordliche Theil von Italien und der südliche von Frankreich. Ueber dieses einzige muß ich mich wundern, daß in dieser Sache diejenigen haben so leicht irren, und mit so vieler Leichtgläubigkeit alle Gerüchte von den morgenländischen Provinzen annehmen können, welche doch die politischen Rechnungen der in Europa gezählten Einwohner wohl wußten, und die Tabellen von europäischen so wohl, als americanischen Ländern, die unter einem Himmelsstriche liegen, vor sich hatten. Sie verlangen aber vielleicht Nachrichten aus dem heißen Erdstriche, und nicht aus der Gegend, in welcher Persien und Japan liegt, sie sind vielleicht nicht mit den wenigen americanischen Inseln der Engländer, welche

in eben dem Clima liegen, zufrieden, weil diese keine genaue Berechnung, sondern nur unbestimmte Erzählungen vorbringen und wiederholen. Um allen diesen Einwendungen zu entgehen, wünschte ich, daß wir mehrere und sorgfältiger geschriebene Tabellen von denen, die in dem mittäglichen Asien und in Africa gebohren werden, erhalten möchten, ohne Constantinopel, (welches diejenigen, wider die ich dieses wünsche, sehr oft anzuführen pflegen,) und die andern Theile des türkischen Reiches zu übergehen. Wer uns diese geben wird, (denen aber, welche die asiatische Handlung treiben, ist es etwas leichtes,) der wird der philosophischen sowohl als christlichen Sittenlehre eine große Wohlthat erweisen. Ich habe die Nachrichten der evangelischen Mißion in Indien aufgeschlagen. Allein, ich habe die Tabellen, die ich suchte, nicht gefunden; die Mißionarien waren sie auch nicht schuldig, weil sie andere Sachen erzählen, und nicht für alle Vorfälle sorgen, noch vorher sehen konnten, wie nützlich diese Nachrichten der christlichen Religion seyn würden. So viel aber habe ich doch gesehen, daß mehr Knaben als Mägdchen in den tranquebarischen Schulen sind.

Ferner gebe ich sehr gerne, auch ohne irgend einen Zeugen, dasjenige zu, was von einigen großen Städten in Asien aus Reisebeschreibungen erzählet wird, nämlich, daß darinnen mehr Weibes- als Mannspersonen wohneten: allein ich wundere mich sehr, daß irgend ein Gelehrter hat so unvorsichtig seyn, und daraus schließen können, es würden in diesen Ländern mehr Mägdchen als Knaben gebohren, und die Zahl der erstern wäre unter dem ganzen Volke die größte.

Dieses

Dieses ist nicht besser und scharfsinniger geschlossen, als wenn jemand, der ein Kriegsheer von 100000 Mann, und nur kaum zwey, drey oder vier tausend Weibespersonen dabey sieht, von dieser Armee auf das ganze Land schließen und glauben wollte, anstatt hundert Knaben würden nur zwey oder vier Mägdchen gebohren. Die Anzahl der Weibespersonen ist deswegen in großen Städten, wo die Polygamie herrschet, so stark, weil die Serallies der Großen, und der reichern Bürger daselbst sind, in welche die Frauen und Freundinnen, die wieder ihre weiblichen Bedienungen haben, aus allen Provinzen und Gegenden zusammen gekaufet werden. Warum setzen sie uns nicht das Serallie des türkischen Kaisers entgegen, in welchem so sehr viele Frauenspersonen sind, und doch nur ein einziger wahrer Mann? So lange also die Vertheidiger der asiatischen Polygamie nicht andere Rechnungen vorlegen, und zeigen, daß die Weibespersonen, welche zu Ispahan und Constantinopel überflüßig sind, nicht in den Dörfern, Provinzen und benachbarten Gegenden vermißt werden, wo man sie aufkaufet und den Reichern überläßt, wenn sie nicht darthun, daß besonders unter den Völkern, welche an dem schwarzen Meere wohnen, kein Mangel an Weibespersonen ist; so lange werde ich ohne Bedenken behaupten, daß die Natur an diesen Orten eben dieselbe ist, wie wir sie in Europa, in America, ja, wie wir sie in Minorca und in den americanischen Inseln, welche unter eben diesem Himmelsstriche liegen, gefunden haben.

Ich wünschte oben, daß wir das Verhältniß der gebohrnen Knaben und Mägdchen gegen einander

aus

aus dem Morgenlande wüßten: allein es ist auch noch ein anderes Geschenke aus eben dieser Gegend zurück, welches die Handlung der Gottesgelahrheit, der Sittenlehre und auch der Politik schuldig ist. Es ist gar kein Zweifel, daß die Weiber bey der Polygamie weniger gebähren, als bey der Monogamie. Es ist also auch ausgemacht, daß die Polygamie schadet; allein wie viel sie schadet, darüber kann noch, und nicht ohne Nutzen gefraget werden. Die Natur, oder vielmehr der Urheber der Natur, Gott, hat es so eingerichtet, daß, wenn man die gemeinen Unglücksfälle des Krieges und der ansteckenden Seuchen über dieses die gedoppelte Pest, welche schon etliche Jahrhunderte in Europa wüthet, nämlich die venerische Krankheit und die Pocken (davon diese letztern durch die Kunst sehr unschädlich und gelinde gemacht werden können, die erstere Krankheit aber vielleicht endlich gar aufhören wird, so wie der Herr Astruc mit mit andern Aerzten hoffet,) wenn man diese Zufälle wegnehmen, und öftere und zeitigere Ehen setzen wollte: daß, sage ich, das menschliche Geschlecht sich ausserordentlich vermehren und vielleicht in jedem dreyssigsten Jahre sich verdoppeln würde. In Europa hat es nicht so glücklich seyn können: und doch, ob es gleich mit diesen Unglücksfällen streitet, ob es gleich von der venerischen Krankheit verwüstet und entkräftet, und durch die Pocken allezeit des siebenten Bürgers aus unglaublicher Nachläßigkeit der Aeltern beraubet wird, obgleich die Ehen wegen der Ausschweifungen erst spät geschlossen werden, und obgleich der Ehestand vielen tausenden untersaget ist; doch wächst das menschliche Geschlecht täglich, weil

weit

weit mehrere gebohren werden, als sterben. Diese Fruchtbarkeit kann kaum durch einen Krieg und durch eine zwiefache Pest in zwey Menschenaltern erschöpft werden, wenn nicht die Ehen selbst durch Niederreissung der Städte und Verwüstung der Felder gleichsam aufgehoben sind. Deutschland ist hiervon ein sehr merkwürdiges Beyspiel. Dieses Land, welches durch den dreyßigjährigen Krieg so sehr zerrüttet, und vor 110 Jahren an so vielen Orten wüste und von Ackersleuten verlassen war, wie sehr hat es sich nicht in dem Zeitraume eines Jahrhunderts wieder erholet, und zwar unter beständigen Kriegen, welche Deutsche mit Deutschen geführet haben, bey der Verwüstung der Pest, und bey einem anderweitigen Anfalle derselben, ohngeachtet der Colonien, die nach America geschickt worden sind, ohngeachtet der 400000 Soldaten, welche in Friedenszeiten gehalten worden, und denen größtentheils der Ehestand untersaget ist, ohngeachtet endlich der vielen Klöster, welche die Fruchtbarkeit der Natur verhindern.

Es wird also gefraget, ob durch die Polygamie diese große Fruchtbarkeit des menschlichen Geschlechts, die unter einem gelindern Himmelsstriche vielleicht noch größer ist, übertroffen und erschöpft, oder gleich gemacht wird: das ist, ob die Polygamie macht, daß die Anzahl der Menschen jährlich vermindert, oder ob sie langsamer vermehret wird, oder eben dieselbe bleibt, und weder wächset, noch abnimmt. Ist das erstere, so kann dem menschlichen Geschlechte kein grösserer Schade beygebracht, kein schädlicheres Verbrechen ersonnen werden, als die Polygamie. Denn was vor ein Elend, was vor eine Furcht wegen der

zukünf-

zukünftigen Einöde muß nicht entstehen, wenn das menschliche Geschlecht jährlich abnimmt, und nach und nach auf eine kleine Anzahl gebracht wird? Kein Theil von Europa ist noch so bewohnet, die vereinigten Niederlande ausgenommen, daß er nicht noch mehrere Einwohner haben könnte, und es ist sehr zu wünschen, und den Einwohnern selbst nützlich, daß er noch dichter bewohnet wird: allein wie viele Vortheile diejenigen entbehren, welche wüste und weite Gegenden sehr sparsam bewohnen, wie sehr sie die beyderseitige Hülfe ihrer Nachbaren und den blühenden Handel entbehren müssen, wie sehr sie von wilden Thieren, Schlangen, Vögeln und einer großen Menge Insecten geplaget werden, das lehren uns diejenigen, welche entweder durch wüste Gegenden reisen, oder als Colonisten unbewohnte Provinzen anbauen. Und doch kommen Hauptstädte den Colonien zu Hülfe, unterstützen sie auf vielfache Art, und bevölkern sie durch die Handlung. Wie elend, wie arm, wenn sie auch unsern ganzen weitläuftigen Erdboden besitzen, müssen wir uns nicht unsere Nachkommen vorstellen, wenn bey der beständigen Abnahme des menschlichen Geschlechtes nicht nur eine und die andere Landschaft, sondern endlich die ganze Erde eine Wüstenei werden sollte? Wenn das andere ist, und das menschliche Geschlecht durch die Polygamie nur nicht wächst, oder doch sehr langsam, so bleibt sie zwar immer noch schädlich, und muß unter die Verirrungen gerechnet werden, allein unter die von mittler Art, wenn ich so reden darf, oder es anders auszudrücken, unter die Verirrungen, welche nicht die allergrößten sind. Die Grade, und gleichsam das

Maaß der Sünden, so viel als möglich ist, zu kennen, ist eine Sache, welche der Aufmerksamkeit eines Gottesgelehrten und Philosophen nicht unwürdig ist. Die Klugheit eines Gesetzgebers kann dieser Beurtheilung der Uebel gar nicht entbehren, weil er oft auf ein geringeres Uebel keine Strafen setzen darf, oder wie Christus spricht, eine an sich böse Sache oft wegen des Herzens Härtigkeit zugelassen werden muß. Man sieht aber hieraus, wie wenig auch ein Gottesgelehrter in dieser Sache eben diese Klugheit eines Gesetzgebers vernachläßigen darf: denn Moses hat auch den Israeliten, wegen ihres Herzens Härtigkeit, die Polygamie, die vorher erlaubet war, nicht verboten.

Welcher von den beyden Fällen, die ich angeführet habe, wahr sey, kann ich schwerlich entscheiden. Daß die Anzahl der Einwohner im türkischen Reiche jährlich abnimmt, daran darf man wohl kaum zweifeln: es scheint aber, als wenn man von China, wo die Polygamie ebenfalls erlaubet ist, anders denken müßte; denn dieses Land ist itzt noch wegen seiner vielen volkreichen Städte und Dörfer berühmt. Ich wünschte also, daß man gewissere Nachrichten von diesem Reiche hätte, und nicht, welches der gewöhnliche Irrthum ist, von der Hauptstadt, von großen Städten, und von den um sie herliegenden Gegenden, einen Schluß auf das ganze Reich, und auf seine weiter entfernten Theile machte.

Wenn man etwas, ohne die Tabellen aus dem Oriente gesehen zu haben, muthmaßen dürfte, so glaube ich, die Natur, die nach meinen Gedanken hier zu Rathe gezogen werden muß, würde mit einem großen Unterschiede auf diese

Frage antworten. Die Fruchtbarkeit verschiedener Völker ist auch verschieden, wozu vielleicht das Temperament eines ganzen Volkes und die gemäßigte Himmelsgegend etwas, mehr noch die Nahrung, die leichte Art aber sein Leben durchzubringen, wodurch die Ehen befördert werden, die Einfalt der Sitten, (denn eine allzugroße Verschwendung machet die Ehen kostbar, und also später,) die arbeitsame Lebensart, der gesunde Körper, die Schamhaftigkeit der Bürger, die heilige Treue der Eheleute, endlich das lange Leben, wodurch das Verhältniß der Gestorbenen und gebohrnen verändert wird, am meisten beytragen. Diese Fruchtbarkeit aber wird durch alles das, was diesen entgegen ist, über dieses auch noch durch das Vorurtheil, als wenn die frühen Ehen junger Leute schändlich wären, ferner durch die allzu große Gewalt der Väter, welche ihre Kinder nicht gerne zeitig verheirathet wissen wollen, durch den allzu häufigen Gebrauch des Brannteweins, durch die Verheerung der Pocken, welche durch keine künstliche Krankheit verhindert worden ist, durch die venerische Krankheit und durch häufige ansteckende Seuchen sehr vermindert. Die Polygamie also, welche ein Volk, das mit den angeführten Uebeln zu kämpfen hat, ohne Zweifel jährlich vermindert und geringer machet, eben diese Polygamie wird einem andern Volke, wo alles dieses nicht ist, zwar schädlich seyn; allein nicht so sehr, daß die Anzahl der Einwohner dadurch kleiner wird, sondern daß sie sich nur langsamer vermehret. Dieses gilt vielleicht von China, so wie jenes von dem türkischen Reiche. Ferner ist auch die Bigamie, da sich ein Mann zwey Weiber zueignet, von

der

der eigentlichen Polygamie sehr unterschieden. Wenn aus jeder Ehe sieben Kinder erzeuget werden, (wie denn einige Völker so fruchtbar sind,) und nicht die Blattern allezeit das siebente für sich verlangen: so kann ein Volk auch durch eine allgemeine Bigamie nicht verringert werden. Denn zwey Weibern kann ein Ehemann in so weit Genüge thun, daß eine jede auch bey der Bigamie fünf oder sechs Kinder gebiehret. Man wird also in jeder Familie zehen oder zwölf Kinder haben; wenn von diesen eben so viel vor ihren mannbaren Jahren sterben, als von ihnen zu dem Alter kommen, in dem man sich zu verheirathen pfleget, (denn mehr kann man kaum hoffen,) so werden für das zukünftige Menschenalter fünf oder sechs Personen anstatt vieren übrig seyn, nämlich anstatt des Vaters, der zwey Weiber und einer Mannsperson, welche jener Vater durch seine Bigamie des Ehestandes beraubet hatte. Die Rechnung wird ganz anders, wenn man die Bigamie in einem weniger fruchtbaren Volke annimmt, in welchem aus jeder Ehe nur vier Kinder zu hoffen sind. Denn weil der Ehemann hier getheilet ist, so wollte ich ihm nur von jedem Weibe drey Kinder versprechen: wenn von diesen die Hälfte in der Jugend stirbt, die andere Hälfte sich aber verheirathet, so werden anstatt vier Personen dem folgenden Menschenalter nur dreye überlassen werden. Allein wir wollen in einem überaus fruchtbaren Volke die Verbindungen einzelner Männer mit sieben Weibern setzen: so hoffe ich kaum, daß die größte Fruchtbarkeit dem Schaden, den diese Polygamie anrichtet, gleich seyn werde. Das Volk wird abnehmen, es wird er-

schöpfet werden! Denn da ein Mann, der sieben Weiber hat, durch den öftern Beyschlaf geschwächet und eben deswegen, weil er es thun muß, langsamer und träger wird, wer wird von einer jeden von diesen Weibern wohl mehr als drey oder vier Kinder erwarten: ob man auch gleich dieses nicht einmal hoffen darf, weil derjenige, der sieben Weiber hat, gemeiniglich nur eine liebet, die übrigen aber verachtet. Diese Weiber werden auch die Empfängniß und die Geburt verhindern, damit sie nicht ihre Schönheit und ihr jungfräuliches Ansehen verlieren. Ich sage hier nichts, was nicht in den Serallies der Morgenländer bekannt genug ist. Eine jede Familie, wenn man also recht viel hoffen kann, wird ohngefähr 25 Kinder haben. Wenn die Hälfte davon unverheirathet stirbt, so werden noch 12 oder 13 anstatt der 14 übrig seyn, nämlich den Vater, 7 Weiber und 6 Mannspersonen gerechnet, denen die Gelegenheit zur Ehe durch die Polygamie entrissen worden ist. Mit dieser unmäßigern Polygamie habe ich noch sehr gelinde verfahren: denn es könnte ihr sehr leichte das begegnen, was man von dem Micislaus, dem ersten christlichen Prinzen in Pohlen, erzählet. Denn da dieser vor seiner Taufe sieben Weiber, und doch keinen einzigen Nachkommen hatte, so wurde er, nachdem er die christliche Religion bekannt, und nur eine einzige angenommen hatte, sehr bald Vater. Ich glaube nicht, daß hierbey ein Wunderwerk statt findet, sondern die Ursache ist, weil er durch die allzu große Unmäßigkeit nicht mehr entkräftet war. Auf diese Art steigt das Uebel immer höher, je mehr die Unmäßigkeit und die Anzahl der Weibe,

steigt

steigt, bis es endlich zu der königlichen Verschwendung des Orients kömmt, da etliche hunderte von Weibern ernähret werden, welche aber kaum so viel Kinder gebähren, als Mütter in dieses Gefängniß eingeschlossen sind. Endlich begegnet auch der Polygamie das, was den meisten an sich selbst schädlichen Verirrungen begegnet, nämlich, wenn sie erlaubet sind, so bedienen sich nicht alle dieser Erlaubniß, weil sie den offenbaren Schaden sehen, und sie sind deswegen weniger schädlich, als sie ihrer Natur nach seyn könnten: denn wir verirren uns zwar, allein jeder auf eine andere Art; auf eine einzige Narrheit aber pflegen nicht alle zugleich zu fallen. Unter den Völkern selbst, deren Gesetze der Polygamie günstig sind, sind doch die meisten nur mit einem Weibe zufrieden: entweder weil die Polygamie viele Kosten erfordert, und also nur für die Reichen und nicht für Leute von mittelmäßigem Vermögen ist, welche mehrere Weiber weder kaufen noch erhalten können; (denn da pflegt man die Weiber zu kaufen, wo es erlaubet ist, mehr als eine zu haben,) oder wegen anderer Beschwerlichkeiten dieser Unmäßigkeit, die den Völkern, unter denen die Polygamie ist, bekannter, als uns sind; besonders wegen der beständigen Uneinigkeit im Hause; oder endlich auch, weil unter diesen Völkern wegen der ehelichen Pflicht, die einer jeden Frau zu ihrer Zeit geleistet werden muß *, geklaget werden kann, wodurch aber die Annehmlichkeiten des Ehebettes beschwerlich und ekel-

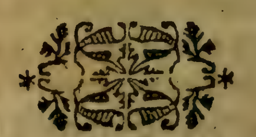
* Mortraye's Travels T. I. p. 250. 2 Buch Mose XXI, 10. 11.

ekelhaft werden. Auf diese Art haben auch hier die Verirrungen, so wie in der Natur die Gifte gleichsam ihren eigenen Geruch und Geschmack, welcher uns durch die gleich anfallende Beschwerlichkeit von ihrem Gebrauche zurück hält: und vielleicht hat niemals eine einzige Nation den ganzen Schaden der Polygamie empfunden, weil der größte Theil eines Volkes, die Armen, und die von mittlerm Stande, dieselbe den Reichern überlassen haben.

Die Fortsetzung folget.

Inhalt

des sechsten Stückes im zwey u. zwanzigsten Bande.



Regi=



Register

der merkwürdigsten Sachen.

D.

E.

F.

G.

J.

K.

Lein=

Sensitiva,



